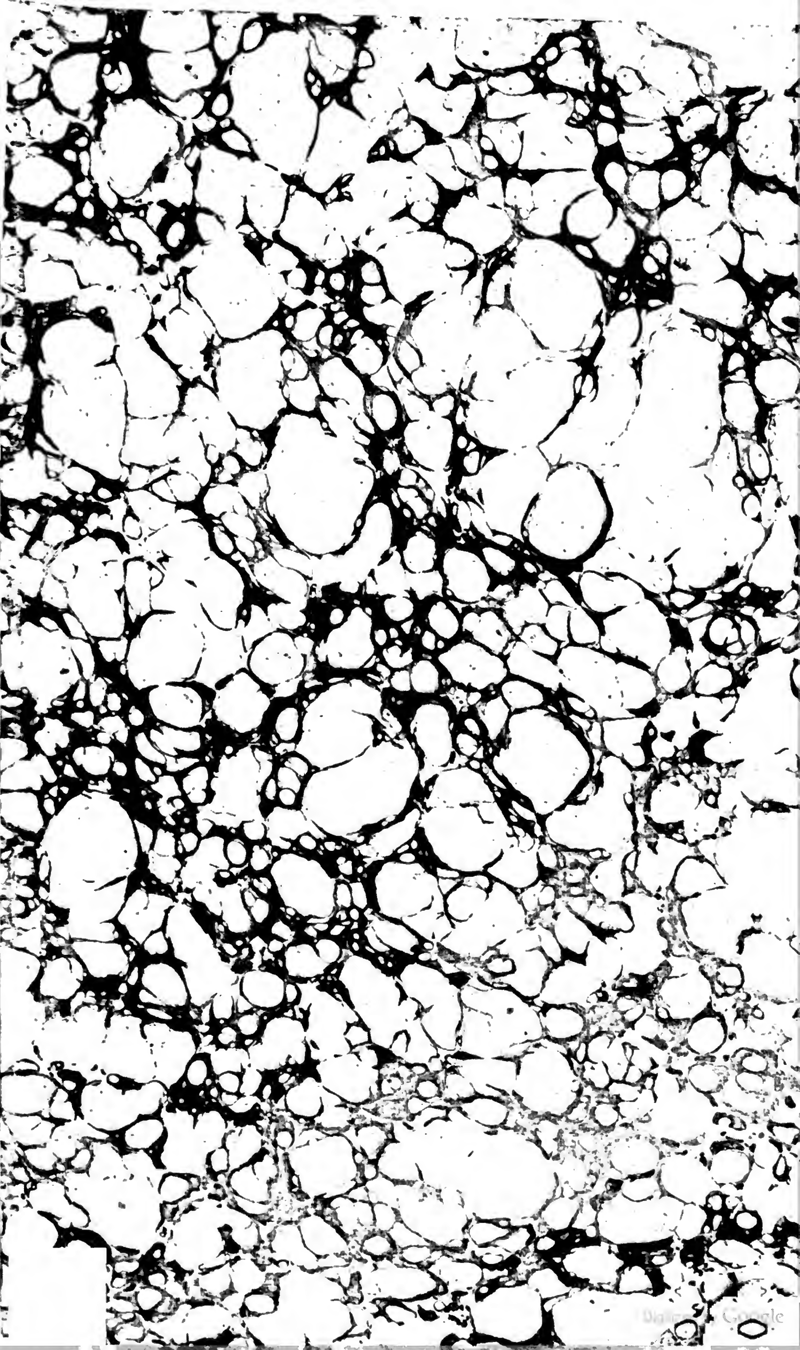

N.HOF BIBLIOTHEK
13.257-B
ALT-


SA 13. L. 3



Staatswesen und Menschenbildung

in Bezug auf

National- und Privat-Armuth.



Gem. L. Henry, *geb.* Claude. *Lith.* Fr. Jentzen.

GUSTAV.

Geb. 4. Jan. 1824, liebte, und † 10. Jun. 1829.

(Matth. XVIII, 3.)

Staatswesen und Menschenbildung

umfassende

Betrachtungen

über

die jetzt allgemein in Europa zunehmende

National- und Privat-
Armuth,

ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen,
und besonders ihr vorzubeugen.

Von

F. H. — BODZ Reymond.

Erster Band.

Mit einer Lithographie.

Berlin,
bei Wilhelm Logier.
1837.

Gustav. Aber, Papa! warum betteln die Jungen auf der Straße? — Weil die Aeltern arm sind, und sie nicht ernähren können .... — Und Gustav weinte, und war untröstlich.

V o r r e d e.

In tiefem Trauerschmerz habe ich den Plan zu dem vorliegenden Werk entworfen und ausgeführt.

Obgleich die darin entwickelten Ansichten mir längst vorschwebten, so würde ich doch schwerlich jemals damit aufgetreten seyn, wie ich es hier thue, ohne diese, mein ganzes Herz, meine ganze Seele, erfüllende Veranlassung.

Mit den Leiden Anderer habe ich mich beschäftigt, um meine Aufmerksamkeit von dem eigenen innern Gram meiner Seele abzulenken, und in einsamer, freier, wo möglich nützlicher Arbeit von der Zeit zu erwarten, daß sie meinen Schmerz lindere und mir neue Kräfte gebe, oder mit Einem Male allen Schmerz tilge. —

Bei so bewandten Umständen dürfte es kaum nöthig seyn, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß diese Bogen nicht als eine streng schriftstellerisch oder literarisch abgefaßte Arbeit betrachtet werden dürfen.

Am allerwenigsten habe ich mich bestrebt, dieser Arbeit, durch gleichzeitige Zuziehung einer Menge anderer staatswirthschaftlichen Bücher, einen imponi=

renden Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben. Obwohl ich das Studium dieser Werke früher nicht vernachlässigte, so habe ich doch selbst nicht einmal während der Arbeit derartige Bücher zur Hand nehmen wollen, weil sie meinen Ideengang gestört, und vielleicht, wider meinen Willen, mich zu einer zeitraubenden Polemik verleitet haben würden.

Die Polemik erscheint mir in der That hier, als sehr entbehrlich. Man denke sich einen Staat so eingerichtet, wie ich es vorschlage, und mit demselben vergleiche man die jetzige Welt. Auf welcher Seite wird, wenn man die Bilanz zieht, die größte Glückssumme und die kleinste Leidenmasse seyn? Muß man, nach Lesung des Buches, sich selbst gestehen: Gut wäre es doch, ständen die Sachen so! dann ist jede Polemik für den Leser überflüssig; und, was mich anbetrifft, so strebe ich bei ihm nach keinem andern Triumph.

Einen bestimmteren Plan habe ich für mein Werk nicht entworfen, als die Eintheilung, nach welcher dasselbe aus sieben Theilen bestehen soll; soll, sage ich, weil ich erst mit der Abfassung des fünften Theiles zu Ende bin. *) Bei der besonderen Ausarbeitung dieser fünf Theile bin ich nur den Eingebungen des Augenblicks gefolgt. Die Abschnitte und Paragraphen, weit entfernt, mir zu Absteckpfählen auf dem neu betretenen Wege zu dienen, sind erst unmittelbar vor dem eben begonnenen Druck ange-

*) Aus dem sechsten Theile sind seitdem zwei geworden, also acht aus den hier angegebenen sieben.

geben worden. Das Gerüst erschien dann erst, als das Gebäude bereits errichtet war. Das ganze Werk ist bis jetzt nur currente calamo, bei unaufhörlichen Unterbrechungen durch die heterogensten Berufsgeschäfte und andere nicht unbedeutende Nebenarbeiten, ohne daß ich das bereits Niedergeschriebene wieder durchlas, und indem ich, meistens die heiße Thräne im Auge, die Feder als Zerstreuungsmittel ansetzte, in Einem Guß aus meinem Kopfe geflossen. In dem Augenblick, wo ich diese Vorrede niederschreibe, habe ich, außer dem bereits gedruckten ersten Bogen, kaum zwanzig geschriebene Seiten hinter einander wieder durchgelesen. Diese Bekenntnisse bin ich dem Leser schuldig, damit Er nur das erwarte, was ich ihm gebe: Den reinen, weder durch Kunst, noch durch Fleiß, noch durch Zeit geregelten, geglätteten, verschönerten Ausdruck meines Innern.

Nur um die Sache habe ich mich bekümmert. Ich wollte nur meine Gedanken zum Ausdruck fördern, und that es mit einer Ungeduld, einer Hastigkeit, wie Einer, der sein Testament machen will, und nur noch wenige Augenblicke zu leben hat. Mein Werk ist auch gewissermaßen, als ein postumum zu betrachten, und dürfte leicht ein solches zur Zeit seiner Erscheinung in der literarischen Welt wirklich geworden seyn. Es ist mir fortwährend, als wenn mein Sohn die sanften Hände, welche so oft die meinigen an seine liebeklopfende Brust drückten, nach mir aus dem Grabe streckte, und mich zu sich winkte, um jenseits mich wieder umarmen zu können.

Ich mußte mich vielleicht dem Tode so nahe fühlen, damit ich den Muth faßte, mit Ansichten, welche so sehr von allen heut zu Tage angenommenen Ideen entfernt sind, öffentlich aufzutreten. Meine Ansichten weichen so sehr von den allgemein in Europa verbreiteten ab, daß ich wenig Beifall zu ernten hoffen darf, aber vielfältigen Widerspruch, vielleicht Spott, vielleicht Hohn zu gewärtigen habe.

Alles, was Mode ist, was die Menge nach sich zieht, weil die Menge nachläuft, hat seine Culminationsperiode. Die unausbleiblichen Folgen der, von mir verworfenen staatswirthschaftlichen Ansichten sind vielleicht noch nicht augenscheinlich genug, haben vielleicht noch nicht den Grad erreicht, welcher bei den Menschen in der Regel nothwendig ist, wenn sie von den einmal angenommenen Irrthümern zurückkommen und anderen Ansichten Gehör geben sollen.

Ein Gedanke, der, weil er die persönliche Bescheidenheit in Anspruch nimmt, so gut den Leser, als mich, irre führen und von dem rechten Wege abwenden könnte, drängt sich hier unwillkürlich auf. Wäre ich denn allein auf dem rechten Wege; sähe unter so vielen Köpfen, die anderer Meinung sind, als ich, nur ich das Wahre? Sich so etwas einzubilden, wäre es nicht eine lächerliche Anmaßung? Im gegenwärtigen Falle nicht! Es gab eine Zeit, in welcher die jetzt herrschenden Ansichten eben so selten waren, als die meinigen es heut zu Tage seyn mögen. Nach jenem Raisonnement hätte man zu den jetzigen Ansichten

auch nicht ohne eben dieselbe Anmaßung kommen können.

Ich gebe zu, daß bisweilen eine gewisse Selbstständigkeit des Denkens dazu gehört, um sich von der Menge zu trennen und allein gegen den Strom zu schwimmen. Aber nicht einmal auf den Ruhm einer solchen Selbstständigkeit mache ich Anspruch. Ich nehme lebhaften Antheil an Geschäften, bin in manchem Wirkungskreise so thätig, als wenn ich nur dafür lebte, bleibe aber dabei so einzeln, so in meinem Gedankenkreise zurückgezogen, als wenn ich, fern von der Welt, in tiefster Einsamkeit lebte. Daß, bei solcher Gemüthsbeschaffenheit, meine Ideen sich aus sich selbst entwickeln und von Andrer Ideen bisweilen verschieden ausfallen mögen, ist also gar nichts, worauf ich mir etwas einbilden könnte, wenn sie mir auch richtiger, als die gewöhnlichen, vorkommen. Wer für sich allein reiset, geht nicht immer denselben Weg, und kommt nicht immer an demselben Ort an, wie derjenige, der sich einer, bereits zum Reisen eingerichteten Karawane anschließt. Diese Gemüthsbeschaffenheit würde sich wiederum ganz natürlich erklären, wenn die Anführung der ungewöhnlichen Umstände meines früheren unbemerkten, aber erfahrungsreichen Lebens hier ihren Platz hätte.

Trotz dieser, oft niederschlagenden Umstände war meine Seele ruhig und heiter. Ich legte einen Werth auf die Schönheit der Rede, auf den Glanz des Talents; ich überließ mich der Freude des Witzes, des Scherzes, der Laune. Wäre ich öffentlich

aufgetreten, so wäre es mir nicht gleichgültig gewesen, hätte ich meine Produktionen damit würzen können. Jetzt ist meine Seele betrübt. Die Freude wird mir zum Schmerz. Ich finde Ruhe nur in ernster Arbeit, in einem fortgesetzten Nachdenken, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Aus dem Allen steht zu erwarten, daß meine Schrift sehr ungleich im Ton und im Styl ausfallen werde; daß Inhalt und Gedanken-Verbindungen, nebst dem Gepräge meiner Eigenthümlichkeit, auch Spuren der Aufregung meines Gemüths tragen werden. Oft mag ich zu ausgedehnt erscheinen, dann wieder zu kurz. Von den wichtigsten Gegenständen springe ich zu den, anscheinend, geringfügigsten über, und schwinge mich wieder, bisweilen gleich darauf, zu den allgemeinsten und erhabensten empor. Oft hebe ich betrübt an; allmälig zertheilen sich die Wolken, und meine frühere Heiterkeit scheint durchblicken zu wollen; aber plötzlich sind die Gedanken wieder schmerzlich. Oft gehe ich, selbst in der Behandlung hoher, wichtiger Gegenstände, in einen gesprächähnlichen, vertrauten Vortrag über, welcher zwar einem achtbaren, vielleicht dem zahlreichsten Theile meiner Leser nicht auffallen, dem eingeengteren Geschmack einiger aber, es ist mir nicht unbewußt, weniger entsprechen dürfte. Wiederholungen mögen um so häufiger vorkommen, als, bei meinem Gesundheitszustande und bei der Ungewißheit, ob ich das Begonnene würde vollenden können, ich nicht selten mit einem Gegenstande, auf den ich nachher ausführlicher zurückgekommen bin,

voreilte. Die gegenwärtige Vorrede selbst ist eine solche voreilige Arbeit, da ich selber das Werk noch nicht gelesen habe.

Vielleicht indeß ist auch die Form im Ganzen besser gelungen, als ich mir es vorstelle. Fast immer wenigstens, auf der von mir zurückgelegten holperigen Laufbahn, that ich besser, wenn ich meinen ersten Eingebungen folgte, als wenn ich lange künsteln und klügeln wollte. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich habe nicht die Muße, auch ist meine Lebensfrist vielleicht zu kurz, um das Werk einer neuen Bearbeitung zu unterwerfen. Ich lasse es, wie es ist.

Es ist mir der wohlgemeinte, auch bei anderen Begegnissen gewiß recht weise Rath gegeben worden: Erstens, die Werke, welche über die von mir berührten Gegenstände erschienen sind, fleißig nachzuschlagen; und: Zweitens, mein eigenes der vorläufigen Prüfung aufrichtiger Freunde zu unterwerfen. Ich habe Keines von Beiden, vielmehr das Gegentheil gethan.

Unter meinen wohlmeinendsten Freunden würden sich vielleicht nicht zwei finden, welche die zwei Drittheile meines Werks gern unterschreiben möchten, und welche nicht meinem Werke und mir einen wesentlichen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie mich zum Ausstreichen eines ganzen Drittheils und zur gänzlichen Umarbeitung des Uebrigen bewegen könnten. Würde ich von einem Freund über ein Werk, wie das meinige ist, zu Rathe gezogen, so will ich es

auch nicht in Abrede stellen, daß ich dieselben Bedenklichkeiten für ihn finden dürfte. Man kann für sich Manches wagen, was man einem Andern nicht anrathen mag. Dem Verfasser aber muß es unbenommen bleiben, zur Bekräftigung der von ihm etwa gewagten Anmahnungen, sich und seine Persönlichkeit hinzugeben, und, wenn er will, dem Leser gewissermaßen aufzuopfern.

Daher wollte ich lieber nicht schreiben, als mein Werk der willkürlichen Musterung und Beschneidung freundschaftlicher Richter unterwerfen. Der bevollmächtigte Richter streicht Alles aus, was mit seiner Eigenthümlichkeit nicht stimmt, und bringt dafür die seinige, wenn auch vielleicht bessere, doch nicht hinein. Er meint, der Freund könne sich compromittiren, lächerlich machen ꝛc. Nur ein Niederschlag, wegen des zu vielen Taktes, Geschmacks, Schattirens, farblos, unschmackhaft, unfühlbar, ohne Individualität und mithin ohne Leben, ein caput mortuum, bleibt am Ende, wenn das Werk die Runde gemacht hat, übrig.

Was die nachzuschlagenden Werke anbetrifft, weshalb ich sogar es vermieden habe, dieselben zur Hand zu nehmen, und die mittlerweile neu erscheinenden zu lesen, darüber habe ich mich bereits erklärt. Nicht einmal Say, der gefeiertste der neuern Staatsökonomisten ist, soviel mir erinnerlich, jemals, seitdem ich an meinem Werke schreibe, von mir aufgeschlagen, und noch weniger angeführt worden. Man vergleiche nur seine Betrachtung über das Eigenthumsrecht mit den meinigen über denselben

Gegenstand *), und bald wird man sich überzeugen, wie sehr der Standpunkt, auf den ich mich gestellt habe, von dem seinigen verschieden ist. Seine Ansichten verhalten sich zu den meinigen beinahe wie das Vorhaben eines eroberungsüchtigen Heeres zu dem einer Landwehr, welche den angreifenden Feind zurückschlägt, und von demselben das Vaterland befreit. Wollte ich meine Ansichten mit den seinigen fortschreitend zusammenhalten, wollte ich dasselbe mit andern ausgezeichneten staatswirthschaftlichen Schriftstellern thun, so könnten leicht meine zwei Bände auf vier Mal so viel anwachsen **). Das Eigenthumsrecht theilt die Gesellschaft in Bezug auf materielle Wohlfahrt in zwei streng abgesonderte Gebiete: in das Gebiet, für welches die Vermehrung des Reichthums und die Anhäufung des Ueberflusses das vorwaltende Streben ist, und: in das Gebiet, dessen wichtige und dringende Angelegenheit in der Ueberwindung der Armuth besteht. In diesem letzteren, für die Staatswirthschaft, wie ich glaube, noch neuen Gebiete bewege ich mich. Andere mögen sich in jenem bewegen, wie sie wollen. Ich bemerke nur im Allgemeinen, daß Nothwendiges mir den Vorzug vor dem Ueberflüssigen zu verdienen scheint.

Das, woran der größere Theil der, auf den Fußstapfen jener Werke nachwandelnden Publicisten und Staatsmänner besonders Anstoß nehmen wird,

---

*) Hier, 1ster Band, Seiten: 7 — 9; 72, 73; 238 — 247; zunächst: Nachtrag zur vorliegenden Vorrede.

**) Vier sind schon ohnehin aus den zwei geworden.

und wofür sie mir, von dem vermeintlich hohen wissenschaftlichen Standpunkt, aus dem sie um sich her schauen, die meisten Mitleidsblicke über meine Incompetenz zuwerfen dürften, ist gerade dasjenige, wodurch ich glaube, vielleicht besser, als sie, das Ganze aufgefaßt, und mich zu einem höhern Standpunkt erhoben zu haben. Ich schweife oft in religiöse und moralische Betrachtungen ab, und vernachlässige nicht nur die statistischen Bevölkerungs-, Häuser-, Vieh-, Getreide- und andere Tabellen, sondern auch selbst die erbaulichen Handelsbilanzen, die Fabrik- und Marktpreise, die vergleichenden Berechnungen des Gold- und Silberwerthes zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, und andere Angaben, denen gewöhnlich in staatswirthschaftlichen Werken eine ungeheure Wichtigkeit beigelegt wird. Vielfältig habe ich mich aber überzeugt, daß diese Angaben, wodurch selbst die gedankenlose Oberflächlichkeit so leicht sich den Schein der scharfsinnigen Gründlichkeit geben kann und giebt, häufig nichts Anderes, als Rechnungen ohne den Rechenmeister sind. Steht es wohl zu erwarten, daß die Regierungen jene Tabellen so herausgeben werden, daß dieselben ihren Maßregeln zum Tadel gereichen dürften? Eine einzige Erfahrung und Thatsache wirft sämmtliche Tabellen über den Haufen, und ist für die Rechtfertigung meines Unternehmens nur zu sehr hinreichend: Die zunehmende Armuth! Was helfen alle schöne Berechnungen und Angaben, wenn jene dennoch überall wachsend hervorbricht?

Ich bin weit entfernt, solche Zusammenstellungen gänzlich verwerfen zu wollen. Für einzelne Zwecke sind sie von wesentlichem Nutzen. In Ansehung der allgemeinen Wohlfahrt aber entscheiden sie nichts. Sollten sie in dieser Beziehung etwas entscheiden, so müßten sie eher die Uebersicht der National-Armuth als des National-Reichthums liefern. So lange sie dies nicht thun, was die Regierungen schwerlich zugeben dürften, und was auch kaum ausführbar wäre, werden sie immer einseitig und nur eine Quelle gefährlicher Täuschungen seyn.

Endlich darf der wichtige Umstand nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß sie die Staaten nur von der materiellen Seite ansehen, welche die herrlichsten Resultate darbieten kann, während die Staaten am Rande des Abgrundes stehen, gleich jenen großen Handelshäusern, die erst dann recht vornehm und solide thun, wenn die Kasse leer ist, und das weltberühmte Comptoir bald geschlossen werden muß.

Aber dessenungeachtet, daß ich mir die gewöhnlichen statistischen Angaben nicht gar sehr angelegen seyn lasse, ist das Feld meiner staatswirthschaftlichen Betrachtungen nicht enger und beschränkter geworden. Ich glaube vielmehr einen bei Weitem größeren und mannigfaltigeren Horizont dem Auge des Lesers zu eröffnen, als man es in den bisherigen staatswirthschaftlichen Abhandlungen zu thun pflegte. Dies ist aber auch nöthig, da ich die menschliche Gesellschaft nicht bloß von Oben herunter, sondern von Unten hinauf betrachte, und, nicht bloß an der Spitze, sondern

vielmehr an der Basis die große Staats-Pyramide ergreifend, die Verhältnisse der niederen Klassen, sowohl in *moralischer* als in *materieller* Beziehung, zu beleuchten und zu verbessern bemüht bin.

Die Völkerwohlfahrt beruht mehr noch *auf moralischen Potenzen*, als auf materiellen; und, nicht aus diesen, sondern aus jenen, kann ein gründliches Horoscop für die Zukunft gestellt, und eine genügende Auslegung der Vergangenheit und ihrer Ergebnisse gezogen werden. Nicht bloß von dem Vorhandenen, sondern ebensosehr vom ferneren Thun und Lassen hängt die künftige Wohlfahrt des Staats, wie die jeder einzelnen Haushaltung, ab. Darum ist die *moralische Kraft* der wahre nervus rerum, die Kenntniß derselben die wahre Statistik, und dasjenige staatswirthschaftliche System, wodurch die *moralische Kraft* am Besten befördert wird, auch offenbar das beste. Ohne die moralischen Potenzen sind die materiellen nichts, als ausgebrannte Schlacken. Daher scheinen mir die moralischen Einflüsse die vorzüglichste Beachtung in der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung zu verlangen, und daher habe ich um so mehr meine Aufmerksamkeit auf diese gerichtet, als meine Vorgänger sich mehr auf der trockenen, materiellen Seite gehalten haben.

In jedem Fall glaube ich mich wenigstens zu der ermuthigenden Hoffnung berechtigt, daß, bei einem so sehr die Menschheit, das Interesse der ganzen europäischen Welt und jedes Staates insbesondere, in Anspruch nehmenden Gegenstande, weniger auf lite-

literarisch gelehrte, classische Form gesehen werde. Es kommt bei einem solchen Gegenstande nicht darauf an, ein Kunstwerk zu liefern, Bewunderung zu erregen, Zeit zu vertreiben, Vergnügen zu verschaffen, durch einschmeichelnde Floskeln sich in den Zirkeln der eleganten Welt ein Publicum zu gewinnen. Bei den ernsten Männern, die wohl allein das Buch lesen werden, muß es eigentlich nur darauf ankommen, zu ermitteln und ans Licht gestellt zu sehen: Was gut sei, und was nicht. Es liegt ohnehin im deutschen Character, das Aeußere dem Inneren unterzuordnen; und ein Werk, das, bei den Franzosen, schwerlich Gnade finden dürfte, kann, in der Sprache, worin das gegenwärtige geschrieben ist, sich schon auf seinen Inhalt verlassen, wenn es sonst einen hat.

Es giebt sehr entscheidende gesellschaftliche Verhältnisse, welche bis jetzt in der Staatswirthschaft nicht gehörig beachtet wurden. Eine damit verbundene Erwägung der menschlichen Leiden, Unvollkommenheiten und Leidenschaften versetzt nothwendig die Staatswirthschaft auf einen Standpunkt, von welchem aus die Bedingnisse der Völkerwohlfahrt sehr von den jetzt gehegten Ansichten abweichen. Die neuere staatswirthschaftliche Richtung macht sich schon dadurch verdächtig, daß, neben einigen ersprießlichen Früchten, schlimme Folgen fast überall nur zu sehr fühlbar werden. Da man aber diese Ansichten für so stark in der Theorie begründet hält, so dürfte schon die bloße Erkenntniß, daß man mit Fug und Recht, auch auf theoretischem Wege, zu ganz anderen Ergebnissen kommen kann, von wesentlichem Nutzen seyn.

Meine Ansichten bilden, von ihrer Abfassung abgesehen, ein so zusammenhängendes, consequentes, die Bestimmung des Menschen auf der Erde, und die Verhältnisse des Einzelnen im Staat umfassendes Ganzes, wie irgend ein mir bekanntes System. Aber nicht bloß aus der Theorie habe ich zu schöpfen gesucht, sondern, wenn gleich nicht aus Zahlen, doch aus lebendiger Erfahrung; und Wenige, die über dergleichen, Lebenserfahrungen in Anspruch nehmende Gegenstände schreiben, mögen eine Schule menschlicher Schicksale, wie ich, durchgemacht, und, mehr als ich, Gelegenheit gehabt haben, folgereiche Beobachtungen anzustellen, und Stoff zu Betrachtungen über eine große Mannigfaltigkeit von Ständen und Verhältnissen unmittelbar zu sammeln.

Wenn ich zwar Keinem, um solchen Preis, den Vortheil beneiden würde, so dürften doch die verschiedenen guten und schlechten Lebensverhältnisse mich zu Folgerungen geführt haben, welche, nicht minder hinsichtlich ihrer Begründung als in Bezug auf ihre Anwendung, wenigstens den einer Theorie gleich kommen, welche nur auf statistische Angaben oder auf gelehrt im Studierzimmer zusammengetragene Bücher gebaut wird.

Dessenungeachtet würde ich, da ich jetzt das häusliche Stillleben Allem vorziehe, späterhin wahrscheinlich noch weniger, als jetzt, es über mich vermocht haben, damit aufzutreten, wenn Der, auf dem so herrliche Hoffnungen ruheten, mir geblieben wäre! —

Dieses Werk und die mit ihm verknüpften Erinnerungen haben in manchen Augenblicken meinem Schmerz Einhalt gethan. Die Abfassung desselben war für mich, was für Andere Theater, Spiel, Gesellschaften seyn mögen, und meine Arbeit kann wohl nicht leicht weniger Nutzen stiften. Trägt aber dieselbe, über kurz oder lang, dazu bei, auch die Schmerzen Anderer zu lindern, zu vermindern, oder gar, was ich besonders beabsichtigt habe, abzuwenden, so ist sie das Werk meines lieben Sohnes. Seine Engelseele war nur zur Beförderung ähnlicher Bestrebungen geschaffen. Von eitler Ruhmgier zurückgekommen, das alltäglich gewordene, zum gemeinen Broderwerb herabgesunkene Bücherherausgeben verachtend, träumte ich, daß er einst in der Welt das meisterhaft leisten würde, was ich nur zum Theil jetzt noch, da ich ihn überleben mußte, zu thun versuche, so mangelhaft es auch gerathen mag. Auf ihn kann ich mich nicht mehr verlassen; aber seine schöne Seele, seine Hingebung, seine Wahrhaftigkeit, seine Güte sind mir zum lebendigen Vorbilde geblieben. O hätte doch meine, durch Welt und Bücher nur allzusehr weltlich verarbeitete, verstümmelte, arme Seele, zu der ihr angebornen Aufrichtigkeit, seine Unschuld, seine Reinheit, seine Einfachheit sich angeeignet! Jesus rief ein Kind zu sich, und stellte es mitten unter sie, und sprach: Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr umkehret, und werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! (Matth. XVIII, 2. 3.)

Das theure, schmerzliche Andenken an das himmlische Wesen, um das ich bis zu meinem — vielleicht baldigen — Tode trauern werde, war es, was mich zur Arbeit anspornte und zur Beendigung derselben noch anspornt. Ihm, der, bei der einfachen Erklärung darüber, warum bisweilen Kinder auf der Straße die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anflehen, heiße Thränen weinte; ihm, der ganz Liebe war; ihm, der in mir für seine Zukunft nur die Besorgniß erregte, daß er in der Welt ein Opfer seines Vertrauens, seiner Hingebung, seiner Güte werden würde; ihm sei göttlicher, christlicher Trost und Lohn dort, wo er nun in Ewigkeit wieder lebt!

Uebersichtlicher Nachtrag zur Vorrede.

Vorstehende Vorrede, (die, bezweckte ich einen literarischen Ruhm, wohl wegbleiben müßte,) liegt schon seit dem April 1830 druckfertig da. Wie Druck und Vollendung des Werkes unterbrochen worden sind, kann man aus der, im IIten Bande, Seite 250, eingerückten zweiten Vorrede ersehen. Nach Beendigung des Druckes der zwei ersten Bände (September 1834) mußte wiederum eine Pause von anderthalb Jahren (bis in den Februar 1836) eintreten. Also schon längst hätten wenigstens die zwei ersten Bände

erscheinen können. Wenn aber jene Mode, die Werke theilweise, nach unbestimmten, bald längeren, bald kürzeren Zeiträumen den Lesern in die Hände zu geben, mir überhaupt nicht gefallen will, so glaubte ich um so mehr Anstand nehmen zu müssen, ein Gleiches mit dem gegenwärtigen zu thun, als die sich wechselseitig ergänzenden und näher bestimmenden einzelnen Theile desselben, ohne die Uebersicht vom Ganzen, leicht einer falschen Auffassung und dem Mißverständniß ausgesetzt seyn würden.

Rastlose Bewegung der Zeit.

Die Zeit eilt so unaufhaltsam vorbei, und die Begebenheiten drängen und jagen dermaßen einander, daß Manches, was vor wenigen Monaten noch ein allgemeines Interesse zu erregen schien, und ein gewaltiges Aufsehen machte, bereits nach einigen Monaten schon wieder vergessen, und wie ein Traum durch das tobende Erwachen der jedesmaligen Gegenwart in das Gebiet der erlöschenden Erinnerungen verwiesen wird. So wird denn auch Manches, was ich in meinem Werke berühre, und was, vor wenigen Jahren noch, als ein wichtiger Gegenstand erschien, jetzt dem Leser schon veraltet vorkommen, wogegen die Gegenwart wieder Dinge hervorbringt, bei denen ich nur alsdann verweilen könnte, wenn ich immerzu nur schreiben, niemals aber zum Schlusse kommen wollte. Indessen bleiben die Grundsätze immer dieselben, und nur die Anwendung ist es, welche sich anders gestaltet.

Der oberste Grundsatz, welcher den staatswirthschaftlichen Schriftsteller leiten soll, besteht nicht etwa darin: daß die Wissenschaften und Künste die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit erreichen mögen; oder daß es einem Volke gelinge, sich bis auf die höchste Stufe des politischen Glanzes, durch Siegesruhm und Uebermacht, empor zu schwin-

gen; oder daß dessen Betriebsamkeit und Handel alles übertreffe, was bis jetzt bei ihm hierin gesehen worden ist, und was bei den andern Völkern jetzt noch gesehen wird; oder daß ein Land überschwängliche Reichthümer an sich ziehe und zusammenhäufe; sondern lediglich darin, daß die Menschen: **So gut und glücklich wie möglich auf Erden werden mögen**; oder, mit anderen Worten, wenigstens daß: **Niemand, weder geistig noch körperlich, durch menschliche Schuld, Noth leide. — Dein Reich komme! Dein Wille geschehe; so wie im Himmel, also auch auf Erden!** — Alle sonstige Bestrebungen der Zeit, wenn sie auch bisweilen zur Förderung dieses höchsten Endzieles beitragen können, verhalten sich doch immer nur zu demselben, wie die Mittel zum Zweck. Das Unglück der Zeit liegt aber darin, daß die Welt, jetzt vielleicht mehr als jemals, den Zweck nur in den Mitteln sucht.

Zunehmen der Armuth.

Die staatswirthschaftliche Bestrebung der Zeit ist unbedingte Anhäufung des Reichthums. Es könnte demnach der Satz auffallen, daß **die National- und die Privat-Armuth allgemein in Europa zunehmen.** Indem ich aber denselben aufstelle, so will ich doch hiermit keinesweges behaupten, daß Europa verarme und daß seine Reichthümer im Allgemeinen abnehmen. Sie nehmen im Gegentheil bedeutend und im beschleunigten Fortschreiten zu. Die vielen neu entstehenden pallastähnlichen Privathäuser, die prangenden Erweiterungen der Städte, die mannigfaltigen Actien-Gesellschaften, welche an allen einigermaßen betriebsamen Orten für allerlei öffentliche Unternehmungen zusammentreten, die allgemeine Herabsetzung des Zinsfußes, und das gleichzeitige Steigen der Staatspapiere über pari, die neu erfundenen, und überall schon entworfenen Eisen-

bahnen ꝛc. ſcheinen wenigſtens einen großen Ueberfluß an freien Geldern zu bekunden. Dieſe Maſſen von Reichthümern vertheilen ſich aber nicht in den Maſſen der Bevölkerungen, mit der, zur Verhütung der Armuth erforderlichen Gleichmäßigkeit. Zu allen Zeiten erhielt ſchon das erſte Civilgeſetz der menſchlichen Geſellſchaft: das Eigenthumsrecht, ausſchließlich und genau die Reichthümer in denjenigen Händen, welche das Glück hatten, dieſelben hervorzubringen oder an ſich zu ziehen. In den neueren Zeiten bringt es obendrein die fortwährend um ſich greifende allgemeine Concurrenz mit ſich, daß die Erwerbs-Unternehmungen in der Regel nur zum Vortheile derjenigen ausfallen können, welche bereits die anſehnlichſten Mittel beſitzen.

Anſtatt alſo, daß die Reichthümer ſich mit einiger Gleichmäßigkeit in der Bevölkerung eines Landes vertheilen, werden ſie, in jedem Lande, wo die Erwerbs-Verhältniſſe ſich alſo geſtalten, von den bereits vorhandenen Reichthums-Maſſen, wie magnetiſch angezogen. Der bei Weitem größte Theil der Bevölkerung bleibt nur Zeuge der Reichthümer, und ſchwebt, neben dem Ueberfluſſe, beſtändig in der Gefahr ſich brodlos zu ſehen, welches denn auch, bei der geringſten Störung in den öffentlichen Angelegenheiten oder in den häuslichen Umſtänden nur gar zu bald eintritt. Mit dem trügeriſchen Anblick der deſto üppiger erſcheinenden Genüſſe der Reichen verbindet ſich der empfundene Mangel, oder deſſen augenſcheinliche nahe Gefahr, um den heißen Durſt nach den Reichthümern noch heftiger bei den Menſchen anzuregen und einen jeden, der ſich dazu nur hingeben kann, zu fehlſchlagenden Unternehmungen zu verleiten. Zugleich werden die Bedürfniſſe immer mannigfaltiger; und, indem der Luxus die frühere Einfachheit der Sitten je mehr und mehr verdrängt, geſtattet er immer weniger, bei den Haushaltungen, wie vorher, Erſparniſſe zu machen. Dieſe wenigen Züge der Zeit, denen leider ſo viele noch ſich anreihen, erklären

schon jetzt, mehr als hinreichend, wie, trotz dem scheinbaren Widerspruch, die Vermehrung der Armuth in Europa gleichen Schritt mit der Vermehrung des Reichthums halten kann, falls übrigens diese nicht verhältnißmäßig noch zurück bleiben sollte, da jene die beständig zunehmenden Bevölkerungs-Massen trifft.

Die zunehmende Armuth ist wesentlich eine künstliche.

Pauperismus.

Zu allen Zeiten gab es einzelne Länder, in denen ein schmerzlicher Widerspruch zwischen Verbreitung der Armuth und Anhäufung des Reichthums zum Vorscheine kam. Die Völker lebten aber früher mehr für sich und blieben mehr von einander abgesondert. Jetzt werden alle Eigenthümlichkeiten verwischt, alle Gränzen, welche die Völker trennen, wo möglich geebnet, und in vieler Hinsicht erscheint gegenwärtig Europa nur noch, als Ein großes Volk mit verschiedenen Sprachen und Regierungen. Diese Annäherung der Völker, ursprünglich eine Folge ihres lebhaften Verkehrs, befördert wiederum den Verkehr ungemein, und bringt Vortheile mit sich, welche nicht zu verkennen sind. Zu läugnen ist es aber auch nicht, daß große Uebelstände gleichzeitig daraus erwachsen. Das Unglück, welches Ein Land befällt, bedroht gleichzeitig sämmtlich übrige. Noch ansteckender erweiset sich der Luxus, der Schwindel des Reichwerdens, die Ausartung der Sitten, und das Erschüttern aller positiven Grundsätze. Kann ein Land in Europa noch als frei von der Gemeinschaft mit den übrigen, in dieser traurigen Beziehung, angesehen werden, so muß man ihm dazu Glück wünschen. Alle streben aber nach den Vortheilen der Gemeinschaft, und selten scheinen sie die Nachtheile zu ahnen, welche damit verbunden sind.

Zunächst äußern sich letztere durch eine rein künstliche Armuth, und eben diese Armuths-Art ist es, welche, neben der Vermehrung des Reichthums in Europa, die meisten Völker überzieht, während, scheint es, in Europa, bei der prangenden Vermehrung des Reichthums, nur von der allgemein zunehmenden Wohlfahrt der Völker die Rede seyn könnte. Es wird sich im Verfolg dieses Werkes ergeben, daß der sogenannte Pauperismus, oder die Verarmung, worüber in der neuesten Zeit so viel geschrieben wird, nichts anderes, als der Ausbruch der künstlichen Armuth in den unteren Klassen eines Volkes ist.

Nur der sehr aufmerksame Leser dürfte wohl in meinem Werke, welches ich in der oben angegebenen zweiten Vorrede nur ein Tagebuch nenne, die Einheit des Strebens und den leitenden Faden durch die Verschiedenheit und die Menge der darin berührten Gegenstände festhalten. Ihm diese Aufgabe zu erleichtern, glaube ich nicht überflüssig die Grundansichten, welche mich bei dessen Abfassung und Gestaltung im Allgemeinen bestimmt haben, hier in möglichster Kürze übersichtlich zusammen zu stellen. Da nun von der Völker Unglück und Armuth, im Gegensatze zu ihrem Reichthum und Glück hier die Rede seyn soll, so scheint es mir nicht unzweckmäßig, die Vorstellungen dieser Völker-Zustände gleich Anfangs schärfer ins Auge zu fassen, als dies nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch zu geschehen pflegt.

National-Reichthum. National-Glück.

Eigenthumsrecht.

Die Berechnung des Reichthums eines gesammten Volkes ist nichts Undenkbares. Wo, zum Beispiel, eine Vermögenssteuer bestand, brauchte man nur zu addiren, um sogleich das minimum zu finden. Obwohl aber es nicht



in Abrede zu stellen ist, daß eine gewisse Gewähr und Sicherstellung vor Noth und Mangel zum Lebensglücke gehört, und die Welt sogar insgemein den Reichthum für den Maßstab des Glückes im Leben nimmt, so würde sich das Glück eines Volkes doch nicht so leicht schätzen lassen. Zum Thema fruchtbarer Betrachtungen haben die Moralisten, schon seit den frühesten Zeiten, jene Wahrnehmung ergriffen: Wie wenig das echte Lebensglück der Einzelnen aus ihrem Reichthume gefolgert werden kann. Viel weniger noch läßt sich die Glückssumme eines gesammten Volkes, durch den Gesammtbetrag des in demselben vorhandenen Vermögens, mit Zuverlässigkeit bestimmen.

Dies würde allenfalls noch mit einiger Wahrscheinlichkeit geschehen können, wenn die Reichthümer sich gleichmäßig in der ganzen Bevölkerung eines Landes, wie die, über eine trockene Wiese zu deren Bewässerung hingeleitete Quelle, oder wie ein gesegneter Landregen über die verdorrenden Felder, verbreiteten. Das wasserrechte Ausströmen der Reichthümer über eine Bevölkerung wird aber durch das Eigenthumsrecht verhindert, welches die Reichthümer, gleichsam wie in Gefäßen, in den einzelnen Familien auffängt und zusammenhält. Zwischen die Gesammtmasse der Reichthümer in einem Volk und die Glückssumme desselben, stellt sich in die Mitte das Eigenthumsrecht, welches, die ungleiche Vertheilung schützend und heiligend, beinahe die ganze Bevölkerung in Armuth erhalten kann, während ein kleiner Theil im Ueberfluß und in Ueppigkeit lebt. Es könnte sich zutragen, daß alles Vermögen sich nur in den Händen von zehn Familien befände, während ein ganzes Tausend anderer mit niederdrückender Armuth kämpfen müßten; und, nicht minder unpsychologisch als unbillig würde es seyn, die Glückssumme eines also zusammengesetzten Volkes auf den Grund des in demselben vorhandenen Reichthums schätzen zu wollen. Kein Zweifel

aber, daß ein Volk, dessen Gesammtvermögen bei Weitem nicht so viel, als das eines andern beträgt, doch bei Weitem glücklicher seyn kann.

Ließe sich, wie die Activ- und Passiv-Schulden bei der Bilanz eines Handlungshauses, das Glück zusammen addiren, und könnte man die Leiden von der Summe abrechnen, so würde sich in der Regel ergeben, daß gerade diejenigen Völker, welche mit den größten Reichthümern prangen, im Ganzen genommen, die ärmsten sind, während solche, die für arm gelten, als die wirklich reichen erscheinen würden. Diese erfreuliche Erscheinung dürften besonders diejenigen Völker darbieten, in welchen die Reichthümer nicht in glänzenden, fortwährend Alles an sich reißenden Massen vereinigt sind, sondern wo die meisten Familien, sittlich und arbeitsam, in einem ganz bescheidenen, bisweilen nur um Eine Stufe über die Armuth sich erhebenden Wohlstande leben.

Freiheit und Sicherheit.

Zu dem Lebensglück verhält sich der Reichthum, in vieler Hinsicht, wie die Freiheit. Die Freiheit verwechselt man zur Zeit mit dem Lebensglück, eben so wie den Reichthum. Eine Bedingung des Lebensglückes ist allerdings ein gewisses Maß der Freiheit, so wie der Mittel zum Unterhalt. Allein, wie das Lebensglück wesentlich von dem Gebrauche dieser Mittel abhängt, so wird es auch in einem Volke durch die Art bestimmt, wie die Freiheit sich in demselben gestaltet, und wie sie von den Einzelnen benutzt wird. Die Freiheit findet ihren unerläßlichen Regulator in der: Sicherheit. Muß ein jeder sich in seinem Wirkungskreise frei bewegen können, so muß er auch dieselbe Freiheit einen jeden andern in dessen eigenem Wirkungskreise mit voller Sicherheit genießen lassen. Sonst würde die Freiheit schnell in ein

abentheuerliches feindliches Ringen jedes mit jedem ausarten, und nicht mehr Freiheit, sondern bloß noch Anarchie zu nennen seyn.

Die Menschen haben geistige und materielle Bedürfnisse, welche befriedigt werden müssen. Erfolgt in einem Volke diese Befriedigung frei, sicher, allgemein, ohne daß der Lebensgenuß dabei durch niederdrückende Sorgen und Anstrengungen überwogen wird, so ist jenes Volk als glücklich zu preisen. Als unglücklich aber erscheint es, wenn das Gegentheil eintritt.

Nothwendigkeit der Arbeit.

Die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse, die Güter, sind entweder schon vorhanden und gleichsam perennirend, oder sie müssen fortlaufend in der Gegenwart erzeugt werden. So muß man, alle Jahre, eine neue Ernte gewinnen; aber die Wohnhäuser verbleiben, und nicht jede Familie braucht alle Jahre das ihrige wieder aufzubauen. Wichtig ist es, diesen Unterschied gehörig zu fassen, wenn man sich deutliche Begriffe über Reichthum und Armuth machen will. Der Besitz der verbleibenden oder perennirenden Güter, wenn sie übrigens die Bedürfnisse des Besitzenden decken, oder gar bedeutend übertreffen, ist es eigentlich, was man Reichthum nennt. Aber der Nicht-Besitz eben solcher Güter, — wohl zu merken, — ist noch keinesweges, als eigentliche Armuth zu betrachten.

Alle Güter, welche den Reichthum bilden, sind Frucht der Arbeit, welche theils eine geistige, theils eine körperliche seyn kann, und meistens Beides zugleich ist. Ein großer Irrthum wäre es aber, zu glauben, daß verbleibende Güter die Arbeit überflüssig machen. Zwar ist die, zu ihrer Gewinnung erforderlich gewesene Arbeit schon abgethan; aber eine fortdauernde neue Arbeit ist zu ihrer

Erhaltung und Benutzung nicht minder, als die zu ihrer ersten Erschaffung, erforderlich. Nur Werkzeuge sind sie, welche, wenn sie einen Werth haben sollen, fortwährend gehandhabt werden müssen. Dieses verbunden mit dem fortlaufenden Erzeugen der Güter für die Gegenwart, zeigt mit dem Zwecke der Arbeit, auch zugleich ihre fortwährende, unumgängliche Nothwendigkeit. Nothwendig, sowohl für den tagtäglichen Bedarf, als für die vieljährigen Vorräthe und Güter, muß die Arbeit geschehen, wer es auch sei, der Hand ans Werk legt.

Beschränkung des Begriffs: Armuth.

Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche besteht der Reichthum eines Volkes in der Gesammtmasse der in demselben schon vorhandenen Befriedigungsmittel, Güter, oder noch abstrakter, Capitalien genannt. Wer dergleichen schon vorhandene Capitalien, Güter, Befriedigungsmittel besitzt, wird reich genannt, und man nennt arm denjenigen, der an dem Vorrath keinen Antheil hat. Diese Begriffe müssen aber, wenn von Abhülfe und Vorbeugung der Armuth die Rede seyn soll, wesentlich eingeschränkt werden.

Ein Theil des Reichthums muß fortwährend, mittelst der Arbeit, erzeugt werden. Arbeit erfordert ebenfalls die Benutzung des vorhandenen Reichthums. Also kann der Reichthum selbst, ohne die Arbeit, nicht bestehen; die Arbeit ist eine unzertrennliche Bedingung desselben. Wer also Arbeit besitzt, ich meine, wer Kraft und Geschick dazu hat, dem ist auch sein Antheil an dem Reichthum gewiß, da dieser unmittelbar von ihm abhängt, und ihm für seine Arbeit, nothwendig und fortwährend, einen Tribut entrichten muß. Ein Solcher ist mithin auch nicht ein Armer zu nennen, dessen Armuth abzuhelfen oder vorzubeugen sei.

Nur alsdann, wenn, in Folge unglücklicher häuslichen Ereignisse, oder unterdrückender öffentlichen Verhältnisse, worunter eine zu frei gegebene Concurrenz obenan gehört, die Gelegenheit zur Arbeit fehlt, oder die Arbeit ihm kärglich belohnt wird, zwei Fälle, die oft gleichzeitig eintreten, nur alsdann erst verfällt er in den Zustand wirklicher Armuth.

Ein Hauseigner vermiethet eine Wohnung für 200 Thaler. Das Haus wurde nicht ohne Arbeit aus dem Erdboden herausgeholt und eingerichtet, und wird auch nicht ohne Arbeit in wohnbarem Zustand erhalten. Der Miether erwiedert diese Arbeit mit der seinigen, welche, wie die Wohnung, ein Capital von 4000 Thalern vorstellt. Wer aber seiner Familie das nöthige Brod giebt, und außerdem 4000 Thaler für seine Wohnung bestimmen kann, ist nicht arm zu nennen, obwohl er übrigens besitzlos ist.

Zum Betrieb seines Erwerbes leihet jemand ein Capital von 4000 Thalern, wofür er jährlich 200 Thaler Zinsen entrichtet. Der leihende Rentner, welcher die 200 Thaler erhält, ist jedoch keinesweges von der Arbeit überhaupt unabhängig geworden. Die 4000 Thaler waren schon die Frucht irgend einer Arbeit. Nicht ohne Arbeit werden die 200 Thaler Zinsen erübrigt. Endlich können ihm der Mantel, den er sich bei dem Kleidermacher bestellt, oder das Gemüse, welches für ihn auf dem Stadtmarkte gekauft wird, nicht ohne vorläufige Arbeit mannigfacher Art geliefert werden. Ist bei diesem Verkehr jemand arm zu nennen, so ist er es zum Allerersten. Denn er hängt von allen denjenigen ab, welche die, von ihm benöthigten Gegenstände, mittelst ihrer Arbeit, erzeugen, und außerdem von demjenigen, welcher ihm die 200 Thaler jährlich zahlen soll. Dieser dagegen ist reich, indem er nicht nur mit seiner Familie, wie der Rentner, das Leben fristet, sondern obendrein einen Ueberschuß von 200 Thalern abzahlen kann.

Ein Mann, welcher ansehnliche Befriedigungsmittel besitzt, also ein reicher Herr, muß, bei Strafe selber die Pferde zu füttern und zu striegeln, vor den Wagen anzuspannen, und auf dem Bock die Zügel zu halten, jemanden für diesen Dienst annehmen. Erhält nun der einwilligende Mann, von jenem Herrn, an Wohnung und Kleidung, an Pflege, Lohn und Nahrung den Betrag von jährlich 200 Thalern, so stellt sich das Verhältniß gleichsam, als wenn 4000 Thaler aus dem Vermögen des Lohnherrn ihm angehörten. So lange also dieses Verhältniß besteht, ist der Kutscher keinesweges als ein Armer anzusehen. Er mag freilich dabei seine Mühen und Sorgen haben; allein es hat auch der Herr die seinigen, deren, bisweilen schwerere Last er eben so wenig abschütteln kann. Es fragt sich auch, ob das, vielleicht in Staatspapieren steckende Capital ihm sicherer steht, als dem Kutscher das, welches in ihm selber angelegt ist.

Moralisch betrachtet, und mit der Nothwendigkeit der Arbeit zusammen gehalten, legt am Ende der unmittelbare Besitz kein so großes Gewicht auf die Wagschale des Reichthums, und zumal des persönlichen Glückes, als es im ersten Augenblick scheint.

Besitzlosigkeit. Arbeits-Rentner.

Es folgt aus diesen Zusammenstellungen, daß, in ihrem Normal-Zustande genommen, die gesammte Bevölkerung eines Landes, als aus lauter Rentnern oder Capitalisten bestehend, zu betrachten ist, welche aber in zwei Classen, und zwar in die Classe der Güter- und in die Classe der Arbeits-Capitalisten unterschieden werden müssen. Eine Classe der Armen, einen Armuthsstand nehme ich gar nicht an, und betrachte die Armuth nur als einen abnormen, krankhaften Zustand unglücklicher Einzelnen in der menschlichen Gesellschaft.

Die Armuth bekundet sich allerdings, als ein positives Uebel. Allein, Krankheiten, die nicht minder als positive Uebel anzusehen sind, berechtigen nicht zur Annahme besonderer gesellschaftlichen Stände; und, eben so wenig die Armuth. Ich gestehe, daß der Arbeits-Capitalist ihr in der Regel näher steht, als der Güter-Capitalist; aber die tagtägliche Erfahrung zeigt uns, wie leicht und plötzlich auch Letzterer in Armuth gestürzt werden kann. Manche vergeuden, wie der verlorene Sohn, muthwillig ihre Güter. Andere, indem sie dieselben mit unbegränztem Eifer vermehren wollen, büßen Alles ein. Viele werden von Unglücksfällen getroffen, welche die Vorsehung über uns eben deshalb verhängt, damit wir uns auf unsere vermeintlichen Güter nicht verlassen. Der Arbeits-Capitalist, unter dem Schutz einer gesunden, Sicherheit mit Freiheit verbindenden Erwerbs-Gesetzgebung, behauptet im Ganzen noch den Vorzug, daß sein Capital, weil in ihm selber liegend, nur von Gott, wie seine eigene Person abhängig ist. Es würden sich nöthigenfalls die Arbeits-Capitalisten allein behelfen können. In Ermangelung der Arbeits-Capitalisten, würden hingegen die Güter-Capitalisten, wenn sie nicht umkommen wollten, jene vertreten müssen, und selber wieder Arbeits-Capitalisten werden.

Besitzlosigkeit oder Entblößung von allem vorhandenen Reichthum darf demnach keinesweges mit der Armuth verwechselt und in Eins mit ihr geworfen werden. Wer nichts hat, aber gesund, kräftig und gescheut ist, und, sei es körperliche, sei es geistige Beschäftigung findet, der ist, meiner Ansicht nach, reicher als der Reiche selber, der ihn nicht entbehren kann. Kopf, Hände, mit Gesundheit, können ein großes Capital vorstellen, welches oft sicherer steht, als ein geliehenes, oder in Staatspapieren steckendes. Nur alsdann wird Einer arm und beklagenswerth, wenn ihm Arbeit fehlt, oder auch, wenn er, vielleicht in Folge der Arbeitslosigkeit selber, sich einem lasterhaften Lebenswandel ergiebt.

Die

Die Armuth, in dem von mir angenommenen Sinne, ist nur: drückender Mangel. Wo drückender Mangel anfängt sich fühlen zu lassen, da erst fängt wahre Armuth an.

Ungleiche Steigerung von Schmerzen und Genüssen. Pflicht einer christlichen Regierung.

Ein wichtiger Umstand, welcher sich diesen Betrachtungen von selbst anreihet, darf nicht, bei Gelegenheit derselben, aus den Augen gelassen werden. Das Glück steigert sich bei dem Menschen bis zur Freude nur für kurze Augenblicke. Für die Dauer überschreitet es nie das Maß einer stillen Zufriedenheit, welche leider, bei den meisten Menschen, wie die augenblickliche Freude, wiederum gar bald vergeht. Anders verhält es sich mit dem Unglück. Das Unglück, die Leiden, der Schmerz können, sowohl dauernd als augenblicklich, gränzenlos und furchtbar werden, so furchtbar und gränzenlos, daß der langsam kommende Tod süß dagegen erscheint. So mag das Unglück eines einzigen Unglücklichen das Glück vieler Glücklichen zusammen genommen überwiegen.

Um also die Glücks- und Unglücksquantitäten bei einem Volk in ein solches Verhältniß gegen einander zu bringen, daß bei ihrem Austrag ein genügender Ueberschuß an Glücksquantitäten sich heraus stelle, kommt es offenbar viel weniger darauf an, ein Glück zu steigern, welches doch nicht gesteigert werden kann, als ein Unglück abzuwenden, das, dem Umfang und der Intensität nach, einer unaussprechlichen Erschwerung fähig ist.

Diese, ich glaube es annehmen zu dürfen, tief in der menschlichen Natur gegründete Ansicht, gehört zu den entscheidendsten, von denen ich in meinem Werk ausgehe, und welche mich bei Abfassung desselben geleitet haben. Sie schwebt fortwährend, das ganze Werk hindurch, im Hinter-

grund aller übrigen Gedanken, bald mehr bald weniger nach dem Vordergrund hervortretend. Wer sie festhält, den werden eine Menge einzelner Anwendungssätze nicht befremden, welche ihm sonst vielleicht räthselhaft oder seltsam vorkommen würden.

Uebereilte Förderung des National-Reichthums erzeugt National-Armuth.

In den Staaten, wie die europäischen, bei denen Wohlstand und Freiheit so bedeutende Fortschritte gemacht haben, brauchen die Regierungen viel weniger sich um die Vermehrung der Reichthümer, als um Vorbeugung der Armuth zu bekümmern. Es giebt eine Armuth, welche, durch unvorhergesehene Unglücksfälle herbeigeführt, von der Vorsehung verhängt wird, und also nicht abgewendet werden kann. Diese Art der Armuth ist es, welche ich die natürliche oder Privat-Armuth nenne. In Ansehung derselben bleibt nichts Anderes zu thun übrig, als ihre Leiden, wie Menschlichkeit und Christenthum es gebieten, wo möglich zu erleichtern. Es giebt aber auch eine Armuth, die nicht von der Natur, sondern von menschlicher Schuld herrührt, und welche ich daher die künstliche oder National-Armuth nenne. Diese Armuthsart, eben darum, weil menschliche Verirrungen derselben zum Grunde liegen, kann sich ins Unbestimmte hinaus in einem Staate vermehren, und ist also bei Weitem gefährlicher, als die natürliche, welche, bei der neueren Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Europa, gar nicht in Vergleich mit ihr kommt. Indem jedoch die künstliche Armuth entweder durch die Regierungen, oder durch die Einzelnen, auch oft durch Beide zugleich verschuldet ist, so bieten sich wirksame Mittel dar, ihr zuvorzukommen. Auf diese Mittel bedacht zu seyn, dies erscheint mir nicht allein, als eine unerläßliche

Pflicht für jede christliche Regierung, sondern auch, als eine, durch ihre eigene Sicherheit erheischte Vorsichtsmaßregel.

Die hier gemeinten Mittel befinden sich theils im Gebiete der Menschenbildung, theils im Gebiete des Staatswesens. Merkwürdig genug, moralisch und christlich betrachtet, wird es sich im Verfolge dieses Werkes ergeben: Daß gerade die Mittel, wodurch man die Vermehrung des materiellen und des geistigen Reichthums in einem Lande beschleunigen will, diejenigen sind, welche, regellos, mit Unmaß angewandt, als die kräftigsten, unheilvollsten Ursachen der National-Armuth wirken. Unsere Aufmerksamkeit muß demnach ganz besonders auf den jetzigen Mißbrauch dieser durchgreifenden, übrigens an sich so heilsamen Mittel gerichtet seyn.

Ausführlicher Plan des vorliegenden Werkes.

Die Entwickelung dieser Grundansichten gestaltet sich in diesem Werke folgendermaßen. Dasselbe besteht, die Einleitung abgerechnet, aus acht Theilen, wovon der VIte und VIIte besonders der Erziehung, dem Unterricht und, für die Erwachsenen, der Sittenpflege, also der Menschenbildung überhaupt, die sechs übrigen Theile aber mehr den, das Staatswesen umfassenden Betrachtungen gewidmet sind. Beide Rücksichten: Staatswesen und Menschenbildung, bestimmen jedoch einander und durchdringen sich gegenseitig das ganze Werk hindurch. Hier eine kurze Uebersicht der acht Theile, nebst der Einleitung.

Im Isten Band:

Einleitung. Erster Theil. Das Eigenthumsrecht verhindert in einem Staate die gleiche Verbreitung des Reichthums. Neben dem üppigsten Reichthum schmachtet häufig die bitterste Armuth. — Zweiter Theil. Da der Stand der Arbeits-Capitalisten, oder, nach

dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, der Nicht-Reichen, bei Weitem der zahlreichste ist, so muß die Staatswirthschaft nicht von der Ansicht ausgehen, den Reichthum anzuhäufen, sondern vielmehr, der Armuth vorzubeugen.

Ister Theil. Schilderung der Armuth und ihrer Folgen. Es giebt eine natürliche und eine künstliche. Diese läßt sich vermeiden, jene nicht. Die nähere Betrachtung der natürlichen Armuth wird für den VIIIten und letzten Theil des Werkes vorbehalten. Bis dahin beschäftigen wir uns mit der näheren Beleuchtung der künstlichen Armuth. Da jedoch die Leiden der Völker der Gegenstand des gegenwärtigen Werkes sind, so erscheint es angemessen, wenn wir vorher auch die Bedingungen ihrer Wohlfahrt untersuchen. Dieser Untersuchung widmen wir den folgenden IIten Theil.

IIter Theil. Die materiellen Bedingungen der Wohlfahrt sind: Arbeit und Natur. Die Natur ist nicht überall gleich günstig. Das aber, was der Natur abgeht, kann, bis zu einem gewissen Grade, durch die Arbeit und in den Sitten seinen Ersatz finden.

IIIter Theil. Wo dieser Ersatz nicht hinreicht, entsteht künstliche Armuth. Diese Armuth hat ihre Ursachen theils innerhalb, theils außerhalb des Staates. In dem gegenwärtigen Theile betrachte ich die letzteren, welche wesentlich in der, durch ungeregelte Handels-Concurrenz herbeigeführten Unstetigkeit der Preise bestehen, so wie das Mittel, dieser Unstetigkeit abzuhelfen, in der Beschränkung der Handels-Concurrenz zu finden ist.

IVter Theil. Hier hingegen betrachte ich die Ursachen der Armuth innerhalb des Staates. Sie sind legislativer und sittlicher Natur. Die Ursachen der letzteren Art werden hier nur übersichtlich berührt; ihre nähere Untersuchung bleibt für die späteren, die Menschenbildung umfassenden zwei Theile zurück. Als Ursachen legislativer Natur werden aber angegeben und auseinandergesetzt: Uebermaß der Concurrenz. Centralisations-System. Die sich in Gewerb-Unsicherheit umgestaltende Gewerbe-Freiheit. Allgemeine Stände-Unsicherheit. Seyn-Concurrenz, als das wirklich Eintreffende der, so häufig und entgegengesetzt besprochenen Uebervölkerung. Der, zwischen dem Vorhandenseyn der Staatspapiere, der jetzigen Verarmung des flachen Landes, und der gleichzeitigen Vergrößerung der Städte statt findende Zusammenhang 2c. — Meistens legislative Armuths-Ursachen, welche sich auf Concurrenz zurückbringen lassen.

Vter Theil. Dieser Theil ist der Auseinandersetzung der Mittel gewidmet, welche zur Abhülfe der im vorigen Theil enthüllten Ursachen künstlicher Armuth geeignet seyn dürften. — Wieder-Individualisirung. Regelung auswärtiger Concurrenz. Eigentlicher Zweck der indirecten Steuern. Beabsichtigung von Staats-Oekonomien. Verwandlung der Staatspapiere.

Im IIten Band:

— Nothwendige Sicherstellung der Städte und des flachen Landes durch Einführung ausschließlicher genossenschaftlichen Gemeinde- und Gewerberechte. Regelung des Armenwesens in den Städten. Dienende Klasse und Fabrikarbeiter. Abhülfe der Seyn-Concurrenz. — Meistens Mittel, welche sich auf eine zweckmäßige Regelung der Concurrenz und Sicherstellung der Preise zurück führen lassen. Zur genaueren Uebersicht, (indem die folgenden Bände nicht gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Isten erscheinen,) hier die Abschnitte, nebst einigen Paragraphen, welche den Inhalt der Abschnitte näher bezeichnen: VIIIter Abschn. (Mit welchem der IIte Band beginnt.) Uebergang zum Nachfolgenden und Zusammenhang mit dem Vorigen. §. 1. Neuheit des Standpunktes. — IX. Einführung städtischer Corporationen. §. 3. Vorschlag, die Städte wieder zu Dörfern zu erheben. §. 7. Allgemeine Eintheilung der Stadt-Armen. §. 11. Verlorenseyn des Armen in großen Städten. — X. Armenpflege und Verminderung der Armen. §. 11. Kirchliche Armenpflege. — XI. Die innere Einrichtung der Corporationen betreffend. §. 1. Die Anzahl der Meister muß durch den öffentlichen Bedarf bestimmt werden. §. 8. Eintheilung, Gerechtsame, Einschränkungen der Gesellen. §. 12. Zusammenhang des bürgerlichen Friedens mit dem Corporationswesen. §. 13. Eigenthümliche Gewerbe. Brodverkauf ꝛc. §. 16. Zusammenstellung der Nicht-Beamten im Staate mit den Beamten. — XII. Allgemeine Betrachtungen über den Nutzen der Corporationen, und die Nothwendigkeit ihrer Herstellung oder Wiederbelebung. §. 4. Fortschritte und Vervollkommnung der Gewerbe. §. 5. In welche Lage die Gewerbe-Treibenden durch die Gewerbe-Unsicherheit versetzt werden. §. 7. Was in die Menschen wieder zu bringen ist. §. 21. Was der, durch die Gewerbe-Unsicherheit bedrängte gewerbliche Familien-Vater auf christliche Ermahnungen antwortet. — XIII. Höhere Fürsorge für die dienende Klasse. §. 4. Ihre fortwährende Minorennität. Zweifache Aufgabe der, für sie einzusetzenden Vormundschaft. §. 17. Verbreitung der Luxus-Epidemie in den untersten gesellschaftlichen Klassen. §. 21. Beweglichkeit der Zeit. — XIV. Maschinen und Fabriken. §. 2. Unterschied zwischen Verfertigen und Fabriciren. Theilung der Arbeit. Die darauf gegründete Einführung der Maschinen. Seyn-Concurrenz der Fabrik-Arbeiter mit denselben. §. 4. In welchen Fällen die Arbeiter außer Nahrung gesetzt werden. Wie es sich mit dem Fabrikherrn verhält. Feudal-Herrschaft einer Fabrik. §. 7. Rückwirkung der Maschinen auf nicht eigentliche Fabrik-Arbeiter. Schutz des Inlandes gegen das Ausland. Verarmung vieler Familien zur Bereicherung Einer. — XV. Vorbeugung der Seyn-Concurrenz. §. 2. Uneheliche Geburten. §. 4. Findelhäuser. §. 7. Eheliche Geburten. §. 8. Der civilisirte Hungertod. §. 9. Starke oder hitzige Getränke. §. 11. Vergebliche Unterstützung der künstlichen Armuth.

§. 13. Auswanderung der arbeitlosen Städter auf das Land. §. 14. Nach Amerika. §§. 15. 16. Andere abentheuerliche Meinungen. §. 21. Wie theils erbliche, theils genossenschaftliche Rechte zum Zwecke führen können. §. 24. Wünschenswerthe Zunahme der Bevölkerung. §. 28. Ueber den Ehestand, wie er sich, nach den jetzigen angeblich höheren Grundsätzen, in den unteren gesellschaftlichen Klassen gestaltet.

VIter Theil. Jugendbildung. Einleitung. Das Leben theilt sich in zwei Hauptperioden: Jugendliches und reifes Alter. Das Verleben der letzten Hauptperiode hängt nicht bloß von den angebornen geistigen und körperlichen Anlagen ab, sondern auch von der besonderen Richtung, welche der Unterricht und die Erziehung dem angehenden Menschen in der ersten Hauptperiode seines Lebens ertheilt haben. Erziehung und Unterricht gehören also zu den sichersten und durchgreifendsten Mitteln, welche zur Vorbeugung der künstlichen Armuth in allen Ständen anzuwenden sind. — Erstes Hauptstück, Erziehung. I. Zartes Alter. Erstes Seelen-Erscheinen. §. 1. Lebens-Anbruch. §. 4. Gewissenhaftigkeit. §. 6. Dank und Rache. Gerechtigkeit. §. 7. Wille. — II. Uebergangs-Alter. Religion des Gehorsams. §§. 1. ꝛc. Des Gehorsams innere und äußere Bedeutung. §. 7. Raisonniren. — III. Unterrichts-Alter. Positive Religion. §. 1. Christenthum und jugendliches Alter. Zeitgeist. §§. 4. 5. 6. Mensch und Gewissen. Mensch und Menschen. Mensch und Natur. §. 10. 11. Wie viel auf Moral zu bauen ist, und wie viel auf philosophische Religion. §. 13. Toleranz. — IV. Physische Erziehung überhaupt. §. 1. Turnen. §. 3. Des weiblichen Geschlechts physische Erziehung. — Vorrede für das Folgende. (Vergl. die vorliegende Vorrede, S. XX.) — Zweites Hauptstück. Unterricht. Einleitung. Wie Keiner im Staat ohne Arbeit bleiben, und Noth leiden soll, eben so wenig darf irgend Einer, selbst der Unbemitteltste, des erforderlichen christlichen Unterrichts ermangeln. Sonderung und scharfe Begränzung des Grund-Unterrichts, welcher für einen jeden im Staat unerläßlich ist. — I. Grund-Unterricht. §§. 1. bis 9. Lesen- und Schreibenlehren. Arithmetik. Rechtschreibung und Sprachlehre. Geographie und Geschichte. Gesang. Zugleich durchgängige Kritik neuerer, theils pedantischen, theils tändelnden Methoden. —

Im IIIten Band:

— §. 7. Religion. Sie muß, als eigentlicher und unerläßlicher Zweck des Grund-Unterrichts, als dessen Ausgangs- und Vereinigungspunkt betrachtet werden. — Frühzeitigkeit des Religions-Unterrichts. — Vier wesentliche Punkte: Katechismus, Bibel, Gebet, Glaube. — Nachtrag. Geisterwelt. — Ueber die lutherische Bibel-Uebersetzung, und andere neuere. Ueber den Katechismus. — Einsegnung. — II. Grundschulen. §§. 1. bis 4. Drei erforderliche Dinge: Deren Vorhandenseyn, Wohlfeilheit und Benutzung. §. 5. Grundlehrer.

§. 6. Grundschüler. Deren Anlagen. Schulbeschaffenheit. Väterliches Haus. — III. Unterrichtsweise. §§. 1. bis 12. Abwechselung. Künsteleien. Wetteifer. Dictiren, Auswendiglernen. Vergebliches Erlernen sogenannter Vocabeln und mißbräuchliches Treiben fremder Sprachen, namentlich der französischen. Unterrichtsstunden; Hausarbeiten. Nachtrag: Die nur zu häufig damit verbundene Verbitterung der schönsten Lebensjahre und Einbuße der Gesundheit für das übrige verkürzte Leben. Schriftliche Ausarbeitungen. Denkübungen. Schulzucht. Non scholae, sed vitae. — IV. Stand-Unterricht. §. 1. Begriff desselben, nämlich: Der, auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführte Gymnasial-Unterricht. §. 2. Bedeutung des klassischen Sprach-Unterrichts. §. 3. Absonderung und Begränzung der Stand- und Grundschulen. Diese müssen nicht in jene, und jene nicht in diese übergehen. Die Zulassung zum Stand-Unterricht muß überhaupt bedeutend eingeschränkt, dafür aber der Grund-Unterricht desto zugänglicher gemacht werden. §. 4. Eigenthümliche Unterrichts-Anstalten. §. 5. Gymnasial-Religions-Unterricht. Abwege und Uebelstand. Ursachen und Abhülfe. Lehrer und Studierende. Heiligung des Stand-Unterrichts. Zusammenhalten des Christenthums mit dem Heidenthum. Vergleichende Rückblicke auf die biblischen Schriften. Die heilige Schrift ergänzt und heiligt selbst die heidnischen. Unterrichtsplan. §. 6. Nebenwissenschaften bei dem Stand-Unterricht. Uebersicht und Sichtung. Zwei, sich allgemein bei den Schülern umgekehrt verhaltende Lernfähigkeiten. Der Lehrer Mißgriffe. — Ueber die Mathematik insbesondere und den mit ihr getriebenen Mißbrauch. Inhalt und Methode derselben. Seltenheit der angebornen Anlagen für dieselbe. Ihr sonstiger Nutzen. §. 7. Abiturienten- und Berufs-Prüfungen. Anhang: Studentenleben auf Universitäten. — Drittes Hauptstück. Einzelne Gegenstände. — V. Privat-Unterricht. §§. 1. bis 12. Dessen Wichtigkeit in einflußreicher Beziehung ꝛc. Vergleichende Zusammenhaltung desselben mit dem öffentlichen Unterricht. Aeltern, Lehrer ꝛc., Moralische Beziehung ꝛc. Anhang: Emancipations-Alter. — VI. Weiblicher Unterricht. §§. 1. bis 12. Weiblicher Einfluß auf Gesittung. Der, aus dem weiblichen Beruf selber hervorgehende, den Umfang des weiblichen Unterrichts bestimmende Hauptgrundsatz. Gelehrte Frauen. Unterrichts-Anstalten und Vorschlag. Moralische Beziehungen ꝛc. — Anhang zum Jugend-Unterricht überhaupt: Unterrichtliche Lehrbücher. Wünschenswerthe Mitwirkung der Bibelgesellschaften zu ihrer Regelung. — Zweiter Anhang. Uebersichtliches. Die zwei zu allen Zeiten, besonders aber in der jetzigen, vorwaltenden, entgegengesetzten religiösen oder politischen Weltansichten.

Im IVten Band:

VIIter Theil. Unterrichtspflege (welche auch Sittenpflege genannt werden könnte.) Einleitung. Gesunde religiöse

und politische Grundsätze müssen nicht bloß der Jugend durch Unterricht und Erziehung beigebracht, sondern auch durch fortgesetzte höhere Sorgfalt bei den Erwachsenen wieder aufgefrischt und lebendig erhalten werden. — Ister Theil des Isten Abschnitts. Ueber Religion überhaupt. Jetziges Heidenthum. §§. 1. bis 4. Grundbegriffe. Gutes und Böses. Moralische Zusammensetzung des Menschen. Drei Entwickelungsstufen des menschlichen Geschlechts in Bezug auf Gutes und Böses. §. 7. Dritte Periode. Abstracte Verstandes-Abgötterei, die jetzige. — IIter Theil. Evangelisches Christenthum. §§. 1. bis 5. Wahrheit. Ewigkeit. Seelen-Unsterblichkeit. Wesenheit des Christenthums. Dessen wunderbares Lehrgebäude. §§. 11. bis 14. Verbesserung der Pfarren. Kirchenbau und Gesundheit. Der neuen Zeit alter Kampf. Hoffnungen, Missions- und Bibel-Gesellschaften. — IIter Abschn. Zusammenhang des Staatswesens mit der Religion. §§. 1. bis 6. Engländische Kirche und Staatsverfassung. Protestantismus und Absolutismus. — Zweiter Anhang. Geschichtlicher Cyklus des Christenthums. — Dritter Anhang. Zusammenhang der Religion mit den Sitten und der allgemeinen Wohlfahrt. — IIIter Abschn. Politik. §. 1. Begriff, Umfang, Kenntnisse. §. 2. Politische Sucht. §. 3. Volks-Majorennität. §. 4. Repräsentativ-System. Volks-Souverainität. §. 5. Gesellschaftsvertrag. Pairskammer. §. 6. Landesvaterthum oder Legitimität. §. 8. Rechts-Verhältniß zwischen Völkern und Königen. §. 9. Oeffentliche Beschlüsse durch Versammlungen. §. 10. Hergang des politischen Treibens. §§. 11. 12. Ursachen. §. 13. Preßfreiheit. — Schluß der Unterrichtspflege, welche, die Jugendbildung voraussetzend und mithin den ganzen Begriff der Menschenbildung umfassend, sich zum Staatswesen verhält, wie zum Körper die Seele.

VIIIter Theil. Natürliche oder Privat-Armuth. Für diese Armuthsart wäre schon in vielen christlichen Ländern hinreichend gesorgt, wenn die National- oder künstliche Armuth unter der neu erfundenen Bezeichnung des Pauperismus oder der Verarmung nicht dazuſtieße. Dem Pauperismus muß man, wie der Privat-Armuth, zu Hülfe kommen; zugleich aber, durch allgemeine Abhülfe der künstlichen Armuth im Staate, bemüht seyn, denselben fortschreitend zu vermindern, bis endlich nur die natürliche Armuth noch zurückbleibt, welche auf die christliche Pflicht angewiesen ist. Die große Schwierigkeit und Aufgabe, welche in diesem VIIIten Theile zu lösen ist, besteht darin, gleich von vorn herein die natürliche Armuth gewissermaßen festzustellen, und von ihr den Pauperismus scharf abzusondern, damit auf ihn, zu dessen Verminderung und Abwehrung, unmittelbar gewirkt werden könne. Die einzelnen Abschnitte und Paragraphen eben dieses VIIIten Theiles mit ihren Ueberschriften können hier noch nicht angegeben werden, weil sie noch nicht vollständig zum Drucke fertig sind, welches aber das Erscheinen des IVten Bandes für die angegebene Zeit, so Gott will, nicht verspäten soll.

Ueber den Gang und die Form dieser Betrachtungen habe ich mich in der vorstehenden Vorrede hinreichend erklärt. Nur auf die betreffende Literatur und die statistischen Angaben glaube ich hier nachträglich mit Einem Worte zurückkommen zu müssen.

Ueber die, auf Armuthswesen bezügliche Literatur und Statistik.

Adam Smith, allgemeine Concurrenz. — Uebervölkerung, Malthus. — Regelung der Freiheit, Godeffroy's Theorie der Armuth. — Vic. v. Villeneuve-Bargemont. — Dr. Fr. Schmidt's Untersuchungen.

Ich beharre in der Meinung, daß die statistischen Uebersichten immer nur eine höchst mangelhafte Grundlage zur wahren Beurtheilung der Wohlfahrt und Glückssumme eines Volkes abgeben, und daß ein Blick auf dessen moralischen Zustand, auf dessen inneres und äußeres erwerbliches Treiben, auf dessen religiöse und politische Stimmung einen viel zuverlässigeren und vollständigeren Aufschluß darüber gewährt. Ergebnisse für Ergebnisse, so sind offenbar die der letzteren Art die wünschenswertheren, welche daher auch vornehmlich angestrebt werden sollen.

Was die Literatur der Staatswirthschaft anbetrifft, so hat sich dieselbe, seitdem ich an dem gegenwärtigen Werke schreibe, bedeutend vermehrt; und, obwohl ich selten von den einzelnen literarischen Erzeugnissen über den Gegenstand eine genauere Kenntniß nehmen wollte, so ist mir die Beobachtung doch nicht entgangen, daß viele derselben die früheren abstrakten, wissenschaftlichen Speculationen, welche wesentlich nur den Reichthum und eigentlich das Materielle absolut bezweckten, bei Seite lassen und sich mehr dem Standpunkte des praktischen Lebens nähern.

Früher schien Adam Smith's System der unbeschränkten allgemeinen Concurrenz, eine Art wissenschaftlicher Oberherrschaft auszuüben, welcher alle staatswirthschaftliche Schriftsteller huldigten, und von der sie nur in einzelnen

Anwendungspunkten, oder in der Darstellungsweise füglich abweichen zu dürfen glaubten. Bei der zunehmenden Concurrenz vermehrt sich allerdings der Reichthum, und schnell vervollkommnen sich die Gewerbe. Allein die künstliche Armuth und der Pauperismus wachsen mit; die Bevölkerungen versinken zusehends in Angst und Noth; alle Einzelne treten sich einander in den Weg, und wo sonst, bei Regelung der allgemeinen Concurrenz, kein Ueberfluß an Menschen seyn würde, da entsteht ein Schein der Uebervölkerung, welche nichts Anderes als eine Seyn-Concurrenz der aus ihrem Geleise herausgestoßenen Einzelnen ist. Dies wird jetzt, wo nicht allgemein erkannt, doch wenigstens allgemein gefühlt, und Malthus Ansichten, wenn gleich auf einer irrthümlichen statistischen Berechnung des Mißverhältnisses zwischen den vorhandenen Nahrungs-Mitteln und der Menschen-Vermehrung beruhend, scheinen in der neueren Zeit, namentlich in Frankreich und England, wo die von Malthus zur Sprache gebrachten Uebel die traurigsten Fortschritte gemacht haben, nunmehr auch eine neue, mehr das menschliche Leben berücksichtigende Gestaltung der staatswirthschaftlichen Lehren vorzubereiten.

Im Ganzen indeß bewegen sich die neueren Meinungen immer noch weit von dem Standpunkt, aus dem allein, nach meiner sorgfältig geprüften Ueberzeugung, wirklich treffende, das Uebel bis auf den Grund aufhebende staatswirthschaftliche Maßregeln herzuholen sind. Dieser einzige, rechte Standpunkt ist: Regelung der Freiheit, und nur eine Schrift kann ich mit Gewißheit angeben, in welcher der Verfasser sich gleich vom Anfang an auf diesen Standpunkt gestellt, und ohne zu wanken den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Es ist nämlich: Godeffroy's Theorie der Armuth,*) welche mir in der Hauptsache so beachtenswerth erscheint, daß ich der näheren Beleuchtung

*) Zweite Auflage, Hamburg, bei Perthes, 1836. (Eine inhaltsvolle Schrift von 55 Seiten.)

derselben einen ausführlichen Abschnitt am Ende meines vierten Bandes gewidmet habe.

Die staatswirthschaftlichen Schriftsteller scheinen jetzt vorherrschend anzunehmen: Daß der National-Reichthum, theils in der fortdauernden Arbeit, theils in dem vorhandenen Eigenthum (Boden, Gegenstände, — sowohl bewegliche als unbewegliche, — und Capitalien) bestehe; daß eine Uebervölkerung, wie die von Malthus befürchtete, nicht leicht, aber wohl der gesellschaftliche Zustand, welchen ich die Seyn-Concurrenz genannt habe, eintreten könne (Vergl. S. 237, §. 2. und S. 269, §. 2.); daß dieser Zustand nicht, wenigstens in gewöhnlichen Zeiten, von einem allgemeinen Mangel an Unterhaltsmitteln in einem Staate, sondern lediglich von dem einzelnen Mangel an Nachfrage nach Arbeit herrühre; daß aber der Mangel an Arbeits-Gelegenheiten wiederum in einem sich unwillkürlich einfindenden Mißverhältniß der Arbeiterzahl zu dem Bedarf oder zu dem Betriebs-Capital seinen Grund habe. Hieraus aber, wesentlich Fabrikwesen mit Staatswesen verwechselnd, ziehen die meisten staatswirthschaftlichen Schriftsteller den Schluß, daß die Regierungen immerzu neue Arbeits-Gelegenheiten, durch Beförderung der Industrie auf allen erdenkbaren Wegen, für die Arbeitermenge zu eröffnen bemüht seyn müssen, und daß übrigens der Bevölkerung, welche sich schon von selbst immer mit der Nachfrage nach Arbeit und dem Betriebs-Capital ins Gleichgewicht setzen werde, nur der freieste Lauf zu lassen sei.

Dieser Schluß ist halb wahr und halb falsch. Das Falsche desselben ist aber unverantwortlich, erschrecklich in seinen Folgen. Bei völlig freiem Laufe wird sich die Bevölkerung, meistens dem allgemeinsten, mächtigsten aller Naturtriebe blindlings gehorchend, unfehlbar und immer über den Bedarf an Arbeitern vermehren; und, indem es nicht in der Macht einer Regierung steht, auch bei dem besten Willen und bei der thätigsten Umsicht ihrerseits, fort-

während neue Arbeits-Gelegenheiten zu eröffnen, so wird nothwendig, wenn das Unausführbarste, das Gewaltsamste von Allem nicht geschieht, wenn das Eigenthumsrecht nicht aufgehoben wird, ein verhängnißvoller Uebervölkerungs-Zustand, ähnlich dem von Malthus befürchteten, wenn zwar nicht für das ganze Volk, doch immer für den zahlreichsten Theil desselben eintreten. Allein es ist nicht genug, Völker und Regierungen auf diese, ihnen jetzt mehr als je drohende Gefahr aufmerksam zu machen, man muß zugleich bemüht seyn, ihnen den Weg nachzuweisen, auf dem jenes Mißverhältniß zwischen Menschenzahl und Betriebs-Capital, zwischen Arbeits-Nachfrage und Arbeits-Anerbieten zu vermeiden sei; man muß sie vor den irrthümlichen staatswirthschaftlichen Ansichten zu verwahren suchen, welche geradesweges an den Abgrund hinführen.

Dies ist das Endziel, welches Herr Godeffroy, nicht minder bestimmt als ich, vor Augen zu haben scheint. Ehedem blieben die Völker arm, weil sie sklavisch regiert wurden und einer gehörigen Freiheit ermangelten. Freiheit haben sie nunmehr erhalten, oder sie fahren immer noch fort, ihre Freiheit auszudehnen. Eben diese Freiheit ist es aber, welche zwar das Füllhorn in einer Hand hält, mit der andern hingegen über sie eine neue, furchtbare Art der Armuth verbreitet. Die Völker haben zum Theil nur eine Art der Armuth gegen eine andere, oft hoffnungslosere, umgetauscht. Der Freiheits-Zustand ist für die Völker noch etwas Neues, Ungeregeltes, und soll er sich mit der Zeit, als ein Zustand erwünschter Wohlfahrt für sie bewähren, so muß erst nothwendig und unumgänglich die Freiheit geregelt werden.

Die Zeit wird es lehren, ob der Boden, auf den Herr Godeffroy und ich die Staats-Oekonomie herüber ziehen, mehr und ersprießlichere Früchte, als der bisherige liefern wird. Ich meine nicht, daß die bisherigen staatswirthschaftlichen Forschungen bei Seite gelegt werden sollen; sie

müssen aber, nach meiner Ansicht, den moralischen untergeordnet werden, und diesen nur zum Werkzeuge dienen.

Ein Umstand, welchen ich in dieser Hinsicht nicht unerwähnt lassen darf, ist das gleichzeitige Entstehen meines Werkes und der Economie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir etc. vom Viconite Alban v. Villeneuve-Bargemont. *) Der Verfasser stellt den Protestantismus als eine Hauptursache der Verarmung auf. Ohne dies zu wissen, habe ich zum Voraus in meinem vierten Bande gerade das Gegentheil, moralisch und thatsächlich, so augenscheinlich dargethan, daß die protestantischen Länder sich vollkommen über den, ihrem Glaubensbekenntniß gemachten Vorwurf beruhigen, und sich vielmehr nur Glück wünschen können, bei Zeiten die Reformation angenommen zu haben.

Wer übrigens, sei es zu literarischer und statistischer Ergänzung meines Werkes, sei es zur vergleichenden Prüfung seines Inhaltes, und zur eigenen Belehrung überhaupt, sorgfältig zusammengetragene statistische Tabellen über das Verarmungswesen, auch zugleich eine ruhige, wohlwollende, gründliche Musterung und lichtvolle Uebersicht der neueren staatswirthschaftlichen Ansichten und Verwaltungs-Maßregeln in diesem Betreff zu lesen wünscht, dem kann ich folgendes, vor Kurzem erschienenes Werk: Dr. Friedrich Schmidt's Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange, **) mit völliger Ueberzeugung empfehlen, obwohl die Ergebnisse nicht überall im vollkommensten Einklang mit den meinigen erscheinen mögen.

---

*) Paris bei Paulin. (3 Bände.)

**) Leipzig bei G. J. Göschen, 1836. (Ein Band von 501 Seiten.)

Geschichte des Armuthswesens.

Nicht allein die Literatur, nicht allein die Statistik, sondern auch die Geschichte des Verarmungs- und Armenwesens würde zur vollständigen Behandlung des Gegenstandes gehören, und, wenn man allen Anforderungen der Wissenschaft genügen wollte, mit hineingezogen werden müssen. Vor kurzer Zeit schrieb mir ein ausgezeichneter Staatsbeamter und Gelehrter Folgendes:

„Für den Staatsmann, oder um sich bescheidener „auszudrücken, für den öffentlichen Beamten giebt es wenige „gesellschaftliche Erscheinungen, welche seiner Aufmerksamkeit „würdiger wären, als — die Armuth. Auch ich habe „mich ernstlich mit diesem Gegenstande beschäftigt und er„warte manchen Aufschluß von Ihrem vielumfassenden „Werke. Kommt Armuth in dem sogenannten Naturzu„stande der Menschen vor? Wird sie in den Uranfängen „der gesellschaftlichen Zustände angetroffen? Bieten auch „die nomadischen Völkerschaften diese Erscheinung dar? „Oder gehört Armuth nur zu jenen traurigen Ergebnissen „dessen, was man gemeinhin die Gesittung oder Civilisa„tion nennt? Im letzteren Falle würde dieselbe nur als „ein Erbtheil der gesellschaftlichen Staatsvereine zu betrach„ten seyn, für deren Veralterung und Verfall das außeror„dentliche Zunehmen der Armuth als ein verhängnißvolles „Vorzeichen gelten könnte. Man möchte daher auch beinahe „zu dem Glauben hingeführt werden, daß Armuth nur in „unserem alten Europa vorhanden sei, dessen alte Civilisa„tion in so vielen Beziehungen in die Uranfänge derselben „zurück zu fallen scheint."

„Ist es wohl ausgemacht, daß in der Entstehung der „Republiken es keine Armuth giebt, und daß das Acker„gesetz die Römer davor schützte? Zum Belege der ersteren „Behauptung führt man das Beispiel der französischen

„Revolution an, da, bei völliger Freiheit und Gleichheit, „kein Bürger noch arm seyn konnte. Oder waren sie es „vielmehr alle? Doch würde das Gelübde fortwährender „Armuth und Verstoßung alles National-Reichthums in „einem Volke ein seltnes Beispiel in der Weltgeschichte „abgeben, und ein solches Volk, als ein ganz absonderliches „anzusehen seyn."

„Was muß man aber auch von jenen Bettel-Orden „halten, welche gerade in die Armuth den Grund ihres „Daseyns legen, sie zu den Cardinal-Tugenden erheben, „und eigens durch sie die Glückseligkeit des ewigen Lebens „erringen wollen? — Durch diese hingeworfenen Fragen „können Sie schon ersehen, daß ich den ungeheuren Umfang „des von ihnen behandelten Gegenstandes ermesse, und wohl „begreife, wie, bei Ihrer beengten Zeit, Ihr Werk nicht „so früh erscheinen kann, als ich es für meine eigene „Genugthuung wünschen möchte. Erlauben Sie mir noch „zugleich, Sie auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches „Ihnen gewiß für die Bearbeitung des Ihrigen von be- „deutendem Nutzen seyn dürfte; ich meine die letzte Schrift „des Herrn Professor Bülau: Der Staat und die „Industrie. Beiträge zur Gewerbepolitik und „Armenpolizei. (Leipzig, 1834 in 8vo.)"

Dieses Werk, so wie manches andere, ist aber zu spät erschienen, um es noch bei Anlegung und Ausarbeitung des meinigen zu benutzen, wenn dies auch in meinem Arbeits-plan gelegen hätte; und, was die vorstehenden Erörterungen anbetrifft, welches Feld von geschichtlichen Forschungen und Betrachtungen wird in diesen wenigen Zeilen eröffnet!

Ihrem gelehrten Verfasser, eher als mir, würde das Unternehmen eines Werkes über Armuth in solchem Umfange zustehen, wenn dessen Thätigkeit übrigens nicht schon lange, durch anderweitige, nicht minder lehrreiche und schwierige geschichtliche Forschungen in Anspruch genommen würde.

Es lag allerdings in meiner Behandlungsweise des Gegenstandes, daß ich oft auch geschichtliche Rückblicke mit hinein ziehen mußte. Jedoch nur die Zustände der Gegenwart habe ich wesentlich in den Augen gehabt, und eine ausführliche, zusammenhängende Geschichte des Armenwesens und der Verarmung bleibt immer noch eine bedeutende literarische Aufgabe, womit Andere sich um die Staatswissenschaft rühmlich verdient machen können.

Schluß. Jetzige Generation. Ihr einziges Heil, und meines Werkes Hauptstütze.

Jetzt, wo mein ganzes Werk, bis auf die letzteren Abschnitte des vierten Bandes, gedruckt vor mir liegt, sehe ich erst recht, wieviel an der Abfassung desselben auszusetzen ist. Wenn ein Kritiker dasselbe seiner Aufmerksamkeit würdigt, nicht leicht wird es ihm seyn, so viel darüber zu sagen, als ich selbst wahrnehme. Mit mehr Vertrauen aber lasse ich die darin aufgestellten Grundansichten ihren Flug in die Welt nehmen, obwohl ich, in Ansehung derselben, wie schon gesagt, noch mehr Widerspruch und Tadel erwarte. Zur gründlichen Abhülfe der künstlichen Armuth empfehle ich innere und äußere: Regelung der Freiheit, Worte, die zum Titel meines Werkes dienen könnten. Geregelte Freiheit ist es aber gerade, was man nicht haben will. Was man verlangt, ist: absolute Freiheit, und, im Rausche derselben: noch mehr Freiheit! Solche nun, welche in diesem Rausche befangen sind, sehen es, begreiflich, nicht gern, wenn ihr Wahn aufgedeckt und eine, durch sie irre geführte Welt vor demselben gewarnt wird.

Doch viele Anzeichen sind vorhanden, daß die Welt, welche dieser Wahn seit funfzig Jahren mit blutigen Kriegen, und, im Frieden, mit schleichender, noch hoffnungsloseren künstlichen Armuth überzieht, zur Einsicht und Besinnung zu=

zurückkehrt; und, was die Widersacher gegen meine Grundansichten, vernünstelnd oder spöttisch, vorbringen mögen, so wird meine Stimme doch immer Eine Stimme mehr seyn, welche die blinde Welt auf dem Rande des Abgrundes anruft, und sich erhebt, sie auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

Ich betrachte es als einen großen Irrthum der Zeit, der Staatsmänner und der staatswirthschaftlichen Schriftsteller insbesondere, den Wohlstand der Völker einseitig durch unbedingte Concurrenz-Freiheit, vermehrte Arbeit, Anhäufung des Reichthums, oder überhaupt auf dem äußeren, rein materiellen und arithmetischen Wege erzwingen zu wollen. Diese Dinge sind, mit Maß, nothwendig; aber nothwendiger noch sind für die Wohlfahrt der Völker die sittlichen und religiösen Elemente, ohne welche nur Körper ohne Seelen, oder falls die Seelen bleiben, nur Dämonen in menschlicher Gestalt erscheinen. Auch ich, wie man es beim Lesen dieses Werkes bald merken wird, war bei Abfassung desselben vorzüglich von materiellen staatswirthschaftlichen Ansichten ausgegangen. Allein bei jedem Schritte vorwärts fühlte ich immer mehr die Nothwendigkeit, die Grundmauern meines gesellschaftlichen Gebäudes auf Herz und Seele zu legen, und daher kommt es, daß die Abtheilungen über Erziehung, Unterricht und Sittenpflege viel ausführlicher geworden sind, als es anfänglich in meiner Absicht gelegen hatte. Bessere, christlicher gesinnte Generationen, als die lebende, als die frühere, müssen auferzogen werden, wenn die Staatswirthschaft einlenken und gediegenere Früchte tragen soll.

Hierzu wird freilich Zeit erforderlich seyn, und, es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die jetzige Generation diese Früchte schon genießen könne, und eher wahrscheinlich ist es, daß sie, wie das aus Aegypten kommende israelitische Volk in der Wüste vergehen werde. Allein der

Verfasser, welcher auf dem Felde des Staatswesens und der Menschenbildung zum Heile der Menschheit mitpflügen und ackern will, muß weniger bemüht seyn, eine Gartenpartie von Monatsrosen, als eine Anpflanzung von Fruchtbäumen und schützenden Eichen anzulegen.

Ohne Anmaßung glaube ich übrigens auf die Eichen und Fruchtbäume deuten zu können, welche in meinem Werke eingepflanzt sind, indem ich sie nicht, wie es gewöhnlich in der literarischen Welt geschieht, aus eigener Schaffungskraft hervorsprießen zu lassen wähne. Die Abfassung meines Werkes hat für mich, ich nehme nicht Anstand es offen zu bekennen, den großen Nutzen gehabt, mich viel tiefer und inniger, als früher, die, auf alles Menschliche anwendbare Vortrefflichkeit eines Buches fühlen und einsehen zu lassen, dessen Inhalt, alt wie die Welt, bis an das Ende der Welt, sowohl Staaten als Einzelnen zur Fundgrube aller zuverlässigen Weisheit dargeboten ist. Meine Burg ist: Die Heilige Schrift; dort eben erwarte ich den Kritiker. Ich strebte wenigstens darnach, keine Grundansicht in meinem Werke aufzustellen, welche sich aus ihr nicht offenbar und wie von selbst ableiten ließe, und darum auch habe ich mich so oft auf Stellen derselben berufen.

Es ist aber leider so weit mit uns gekommen, daß es für Manche keine Heilige Schrift mehr giebt, und viel hilft es freilich nicht, gegen Solche sich mit derselben zu verschanzen. Daher habe ich mich auch nicht mit Letzterem begnügt, sondern ich war zugleich bemüht, ihre Heiligkeit an den Tag zu legen, um wenigstens, nach meinen Kräften, dem Umsichgreifen des Abfalls Einhalt zu thun, und wo möglich zu einem heilsamen Einlenken der Schwankenden beizutragen.

Daß ich nun, bei diesen mannigfachen Bestrebungen, Vieles in der gesellschaftlichen Ordnung, wie sich dieselbe

in den neueren Zeiten gestaltet hat, zu erinnern finden mußte, ist leicht begreiflich. Schwerlich indeß wird man es finden, daß ich eine bestehende Einrichtung getadelt habe, wofür ich nicht eine, meiner Ueberzeugung nach, zweckdienlichere vorgeschlagen hätte. Bin ich in der Wahl meiner Vorschläge nich immer glücklich gewesen, so darf deshalb nicht das Hauptbestreben, aus dem sie hervorgingen, minder gegründet erscheinen, und es bleibt einem jeden unbenommen, auf bessere bedacht zu seyn. Dieses Hauptbestreben habe ich bereits angegeben, und hier bleibt es mir nur übrig, Gottes Segen zum Heile der Welt in Christus Namen über dasselbe zu erflehen.

Ausführliches Inhaltsverzeichniß.

Vorrede,

Einleitung.

Erster Theil.

Ueber die Armuth überhaupt.

Zweiter Theil.

Ueber allgemeine Wohlfahrt.

Dritter Theil.

Aeußere Armuthsquellen.

Vierter Theil.

Innere Armuthsquellen.

Fünfter Theil.

Ueber Verwaltungs=Mittel zur Vorbeugung der künstlichen Armuth.

Druckfehler.

Seite 32, Zeile 4, bald . . . soll heißen bald.
— 145, — 32, entlarven — — verlarven.
— 313, — 30, Zeilen . . — — Zeiten.

Einleitung.

Erste Abtheilung.

Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat.
Matth. XIII, 12.

Nebeneinanderbestehen der Armuth und des Reichthums. Fortwährendes allgemeines Zunehmen der Armuth. Wichtige, durch diese nicht minder auffallende, als traurige Erscheinung veranlaßte Fragen. Es ist für die Regierungen eine dringendere Pflicht, der Armuth abzuhelfen, oder noch besser, vorzubeugen, als den Reichthum zu befördern. Reichthum vermehrt den Reichthum nur scheinbar, Uebermaß der Armuth ist tödtlich. Der Armen sind mehr, als der Reichen. Auch fehlen der Armuth die Mittel, die Armuth zu überwinden. Weil die Armuth sich, wie der Reichthum, aus sich selbst erzeugt, darf sie nicht, wie der Reichthum, sich selbst überlassen bleiben. Durch Beförderung des National-Reichthums wird der National-Armuth nicht abgeholfen. Diese bisherige Voraussetzung ist ein großer, höchst verderblicher Irrthum. Zwischen der National-Armuth und dem National-Reichthum steht die eiserne Mauer des Eigenthumsrechts. Eine, auf die jetzige Zeit anwendbare Grabschrift.

Reichthum und Armuth, Armuth und Reichthum können neben einander bestehen und bestehen auch fast immer ne-

ben einander. Auch können die Quellen des Reichthums und der Armuth gleichzeitig in einem Staate fließen, ohne dieselben zu seyn. Armuth und Reichthum sind zwei verschiedene Dinge, zwei verschiedene Zustände, zwei verschiedene Atmosphären in der menschlichen Gesellschaft. Wer reich ist, behält seinen Reichthum, und, anstatt ihn mit den Armen zu theilen, ist er vielmehr auf dessen Vermehrung bedacht. Der Arme wünscht reich zu werden, aber die Lebensbedürfnisse verschlingen die Früchte seiner Arbeit; selten spielt ihm der Zufall das Loos des Reichen in die Hände, und der Arme bleibt in der Regel arm. Armuth und Reichthum sind zwei entgegengesetzte Elemente, sind wie zwei Winde, welche von entgegengesetzten Polen oder Himmelsgegenden über die menschliche Gesellschaft wehen, wie Nord- und Südwind, wie Wärme und Kälte; nur mit dem Unterschiede, daß die einmal durch den Nordwind der Armuth Erkälteten, kalt, die einmal durch den Südwind des Reichthums Erwärmten, warm bleiben. Doch kann auch, da nichts auf Erden beständig ist, die Wärme des Reichthums oder die Kälte der Armuth in der Gesellschaft allmälig die Oberhand gewinnen und allgemeiner werden, und mehrere Fälle sind dabei denkbar. Ein ganzes Land kann verarmen, ein ganzes Land kann sich bereichern; ein Theil der Bevölkerung kann sich bereichern, während der andere Theil arm bleibt; ein Theil der Bevölkerung kann arm werden, ohne daß der andere reicher wird. Endlich kann ein Theil der Bevölkerung auf Kosten des andern reich werden, und das ist der gewöhnliche Fall. So trivial, zum Theil, diese Wahrheiten erscheinen mögen, so neu dürften die Folgerungen seyn.

Seit einer Reihe von Jahren herrscht in Europa tiefer Friede *). Die einzelnen Kriege, welche im äußersten Süden

*) Im Frühjahr 1830, wo diese Einleitung geschrieben wurde, war es, wenigstens im Aeußerlichen, noch der Fall.

von Europa seit Napoleons Verweisung auf St. Helena statt gefunden haben, waren nicht von der Art, daß sie die allgemein, mit neuer, frischer Thätigkeit, wieder einkehrende Wohlfahrt hätten stören können. Ein ungemeiner, außerordentlicher Aufschwung wurde in allen Gewerben, in allen Künsten und Wissenschaften bemerkbar und scheint noch immer in den Völkern fortzudauern. Die Meere sind frei, die Verbindungen mit fernen Ländern wieder eröffnet, neue Handelsmärkte bieten sich überall dar; mannigfaltige Erfindungen vermehren noch die mannigfaltigen Erzeugnisse; in den Dampfmaschinen ist für Europa ein Riesenvolk von Arbeitern erstanden; durch sie hat die Schifffahrt eine, bisher nicht geahnte Schnelligkeit und Sicherheit gewonnen. Freie Constitutionen, Gewerbefreiheit, Freiheit des Handels, sind den Völkern in einem Maaße, wie früher nie geschehen, gegeben worden. Bei so günstigen Umständen müßte, so scheint es, der Reichthum in Europa sichtbar zunehmen und die Armuth sichtbar verschwinden. Das Eine ist aber so wenig der Fall, wie das Andere. Wie eine epidemische Krankheit verbreitete sich vor wenigen Jahren in den größten Handelsstädten die Erscheinung, daß Häuser, welche die bedeutendsten Geschäfte machten, ihre Zahlungen einstellen mußten; und, wer mit dem Armenwesen zu thun hat und die unteren Volksklassen kennt, dem muß es auffallen, in welchem Grade die Armuth, anstatt sich zu vermindern, von Tage zu Tage zunimmt.

Worin liegen die Ursachen dieser eben so traurigen, als unerwarteten und nicht zu läugnenden Erscheinung? Bestehen diese Ursachen für sich, unabhängig von den Quellen des Reichthums; oder sind die jetzt versuchten Reichthumsquellen zugleich Ursache der zunehmenden Armuth? Was ist in diesem oder jenem Falle zu thun, um, unbeschadet des National-Reichthums, der zunehmenden Armuth vorzubeugen und dieselbe auf ihr minimum zurückzuführen? **Es werden allezeit Arme seyn im Lande.** (V. Mose,

XV, 11.) Allein die Erfahrung zeigt, daß, wie der Reichthum, so die Armuth zu= oder abnehmen kann.

So lobenswerth es für eine Regierung ist, wenn sie sich bemüht, den Völkern neue Reichthumsquellen zu eröffnen, so dürfte es ihrer väterlichen Fürsorge für dieselben noch angemessener, noch wohlthuender seyn, die Quellen der Armuth zu untersuchen und dieselben, wo möglich, zu verstopfen. Haben wir, was dazu gehört, um anständig zu leben und eine Familie zu erziehen, so haben wir vollkommen Ursache, zufrieden zu seyn, und es ist höchst zweifelhaft, ob größere Reichthümer uns glücklicher machen würden. Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so laßt uns begnügen. (I. Timoth. VI, 8.) Sehet zu und hütet euch vor dem Geize; denn Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat. (Luc. XII, 15.) Hat ein Mensch das, seinen wirklichen Bedürfnissen und dem in der Gesellschaft ihm gebührenden Rang angemessene Einkommen, so ist das Mehr nur Ueberfluß. Den Ueberfluß kann man entbehren, ohne unglücklich zu seyn.

So verhält es sich aber nicht mit der Armuth. Wer weniger hat, als ihm und seiner Familie zum Bestehen nöthig ist, so daß seine Unterhaltungsmittel unter seinen wirklichen Bedürfnissen bleiben und zur Befriedigung derselben nicht zureichend sind, der ist unglücklich. Zwischen dem Unglück, das eine solche Lage mit sich bringt, und dem Glück, das in dem Ueberflusse gefunden werden mag, ist kein Verhältniß. Das Glück wächst nicht in arithmetischer Progression mit dem Reichthum; schon Buffon hat den Satz aufgestellt, daß, wer einen ganzen Berg von Gold besäße, eigentlich nicht reicher wäre, als der, dem ein Stück von der Größe eines Zimmers zu Gebot stände. Das Unglück dagegen scheint in einer geometrischen Progression mit der Armuth zu wachsen und erreicht, nach wenigen, immer tiefer führenden Stufen, das maximum, wo der Mensch, als ein Opfer desselben, in Demüthigung und Leid, Schmach,

Schmerz und Verzweiflung, untergeht. Diese einzige Betrachtung scheint schon, dringend genug, für eine Regierung die Pflicht zu begründen, wenigstens eben so viel auf die Quellen der Armuth, als auf die Quellen des Reichthums, ihr Augenmerk zu richten. Andere, nicht weniger wichtige Betrachtungen kommen aber noch hinzu.

Einem Jeden muß die Bemerkung sich aufdringen, daß Reichthum und Ueberfluß immer nur einer geringen Anzahl von Familien im Staate zu Theil werden, während eine, nahe an Dürftigkeit gränzende Lage immer das Loos der bei Weitem größern Anzahl bleibt. Eine väterliche Regierung lebt aber mehr für die größere Zahl, als für die kleinere; und es muß ihr daher weniger daran gelegen seyn, der kleinern zum Ueberfluß zu verhelfen, als von der größern die drohende Noth abzuwenden. Von privilegirten Klassen ist hier die Rede nicht. Angeborne Rechte sind in jedem großen Staate nothwendig; solche Rechte sollen selbst das Wohl, den Frieden, die Ruhe der größern Anzahl bezwecken. Wenn aber Staaten weniger auf die Quellen der Armuth, als auf die Quellen des Reichthums, ihre Aufmerksamkeit richten, so erheben sie vor sämmtlichen Klassen eine kleine Anzahl Individuen, die aus der Mitte der andern, wie das Glücksrad des Zufalls es bestimmt, hervortreten und keine andere Ansprüche besitzen, als selbstgemachte.

Dem Armen sind, durch seine eigene Armuth, die Hände gebunden. Wenn er auch die Mittel besäße, sich eine bessere Existenz zu schaffen, so verhindern ihn daran Unkunde, Unbeholfenheit, Verzagtheit, welche der Armuth stets ankleben. Ihm also müssen Andere zu Hülfe kommen. Wer aber daran denken kann, sich emporzuschwingen, und, angespornt durch die Hoffnung auf baldige Reichthümer, umsichtig die Gelegenheiten zu ergreifen weiß, an den braucht man nicht weiter zu denken. Sein persönliches Interesse bürgt für seinen Eifer. Das ist der Sinn der bekannten Worte: **Protégez-nous, et laissez-nous faire!**

Reichthum zieht Reichthum an. Reichthum gewährt unmittelbar die materiellen und geistigen, die Gelegenheits- und Connexions-Mittel, Reichthum auf Reichthum zu häufen. Durch Zuschlagen des Ertrages zum Capital kann sich sogar der Reichthum, durch sich selbst allein, ohne Zuthun des Eigenthümers, vermehren. Dagegen ist der Ertrag der Armuth nur eine Grundlage neuer Armuth. Die Familien-Verbindungen der Armuth gesellen Armuth zur Armuth. Die Gelegenheiten, welche die Armuth zu benutzen im Stande ist, fristen ihr das Leben, aber die Armuth besteht und dauert fort. Geistige Bildung fehlt, und die geistige Armuth unterhält die materielle Armuth. Die Armuth kann keine Vorschüsse machen, nichts Erkleckliches unternehmen, und eben, weil sie schon Armuth ist, bleibt sie auch Armuth. Die Aufgabe ist daher eine ganz andere für die Armuth als für den Reichthum. Reichthum braucht nur sich als Reichthum zu behaupten; die Aufgabe der Armuth hingegen ist, in eine andere Sphäre überzugehen, gleichsam eine neue Welt aufzusuchen, und jedenfalls aus sich selbst herauszutreten. Aber anstatt aus sich selbst herauszutreten, zieht, wie Reichthum *den Reichthum*, Armuth *die Armuth* an. Damit man also auf die Armuth dieselben Raisonnements, wie auf den Reichthum, anwenden könnte, müßte die Armuth *den Reichthum*, und nicht ihr Gleichnamiges, *die Armuth*, anziehen.

National-Armuth wird nicht durch National-Reichthum aufgehoben. Beide bestehen gleichzeitig und können sich so unabhängig von einander entwickeln, daß die Nation, welche die größte Armuth in sich schließt, zugleich als die reichste erscheinen kann. Wo sind überschwenglichere Reichthümer, als in England; und wo herrscht eine allgemeinere, größere Armuth? Ungleiche Vertheilung des Reichthums löst das Räthsel auf. Der National-Reichthum und die National-Armuth sind in ihrem respectiven Verhalten sehr von einander verschieden. National-Armuth arbeitet hoffnungs-

los, matt und schwach, kann von selbst wenig leisten, muß daher, ich wiederhole es, unterstützt, angeleitet werden. National-Reichthum hingegen strebt von selbst muthig, frisch und thätig, vermag viel durch sich selbst, und bedarf der Hand des Führers nicht. Auf der Seite des Reichthums, wenn er auch nur der Vorzug weniger Einzelnen ist, herrscht also Leben und Kraft; auf der Seite der Armuth, obgleich sie das Loos der Menge ist, Schwäche und Lähmung. Daraus folgt, daß die Regierungen sich viel weniger um den National-Reichthum zu bekümmern brauchen, als um die National-Armuth, und daß sie, in ihren, die Wohlfahrt der Völker bezweckenden Maßregeln, nicht vom Standpunkt des Reichthums, sondern vom Standpunkt der Armuth ausgehen sollten.

Dies ist seither so wenig geschehen, daß bis jetzt nur von National-Reichthum, nie von National-Armuth, geschweige von Aufstellung derselben, als Hauptmoment in einem staatswirthschaftlichen Systeme, die Rede gewesen ist. Seit der Zeit, wo man angefangen hat, von Staatswirthschaft zu sprechen, und über Staatswirthschaft zu schreiben, ist man lediglich von dem einseitigen Standpunkt des National-Reichthums ausgegangen. Immer hat man vorausgesetzt, daß der Reichthum die Armuth aufhebe, und daß die Armuth in einem Staate schwinden müsse, wenn nur Reichthum über Reichthum in demselben angehäuft würde. Die Voraussetzung wäre richtig, wenn Reichthum ein Fluidum wäre, das sich, von selbst, wo es hinfließt, in gleiches Niveau setzt; wenn Reichthum ungehindert dahin strahlte, wie Wärme und Licht wo Schatten und Kälte herrschen; oder auch, wenn der Staat aus einem einzigen Individuum, einer einzigen Familie bestände, so daß eine einzige Familie oder nur Einer, wie Ludwig XIV., sagen könnte: L'état, c'est moi! Ein Staat besteht aber aus vielen Familien und Individuen; vermöge des Eigenthumsrechts bildet jedes Individuum, jede einzelne Fa-

milie im Gesammtstaat einen kleinen Staat, von dessen Standpunkte aus Jeder, bis zum Letzten und Niedrigsten, den Satz: **L'état, c'est moi!** aufzustellen befugt ist. Jede einzelne Familie, jedes Individuum wird durch das Eigenthumsrecht von sämmtlichen andern, wie durch eine fast undurchdringliche Zwischenwand, getrennt, welche, wie Mauern und Wände die gleiche Vertheilung der Wärme und des Lichts in die verschiedenen Zimmer und Räume eines großen Gebäudes nicht zulassen, das freie Ausströmen des Reichthums und seine gleiche Verbreitung auf die Individuen und einzelnen Familien im großen Staatsgebäude verhindert. Jede Haushaltung, jede Familie, jedes Individuum steht da, in Ansehung des Reichthums, wie ein Gefäß, welches ein gewisses Fluidum in sich zu aspiriren strebt, bisweilen viel, oft nur äußerst wenig, oder auch nichts, von demselben aufzufangen vermag, an das Aufgefangene aber fest adhärirt und dasselbe nicht leicht wieder losläßt. Die unmittelbare Folge davon ist, daß einzelne Familien und Individuen den ganzen National-Reichthum besitzen können, während die Menge in Armuth darbt und um so weniger im Stande ist, sich empor zu arbeiten, als, neben ihrer natürlichen Unbeholfenheit, noch der sie überflügelnde Reichthum ihr Hindernisse in den Weg legt, und die Gelddespotie, die unwürdigste von allen, in eigenthümliche Fesseln sie einengt.

Das Eigenthumsrecht umgiebt den National-Reichthum wie eine eherne Scheidewand, wie eine Festungsmauer, welche die National-Armuth ausschließt, sich selten für einige Glückliche eröffnet und den Andern, meistens nur zu ihrem Verderben, zu ihrer Unterjochung und Herabwürdigung, einen Theil des Ueberflusses zufließen läßt. Sieht man nicht die ärmlichsten Hütten in der Nähe prachtvoller Palläste, und bemerkt man etwa, daß die Pracht dieser Palläste sich mit der Zeit den baufälligen Lehmhütten mittheile? Gerade wo die wenigsten stolzen Gebäude prangen,

trifft man die schönsten Wohnhäuser an; und wo üppiger Reichthum herrscht, kann man in der Regel auf Bettlerschwärme, auf Volksarmuth schließen.

Die Voraussetzung, von der sowohl die Schriftsteller, als die Regierungen, bis jetzt ausgegangen sind, kann also, bei näherer Prüfung, nichts weniger, als gegründet, erscheinen. Es ist durchaus irrig, zu glauben, daß National-Reichthum die National-Armuth neutralisire, und daß es, um diese zu vermindern, hinreichend sey, jenen zum Augenmerk zu nehmen, mit ihm allein sich zu beschäftigen, nur seinen Quellen nachzuforschen und Alles aufzubieten, um diese Quellen, wo möglich, ergiebig fließen zu lassen, ohne dabei den bei Weitem größern Theil der Staatsbevölkerung zu berücksichtigen.

National-Armuth und National-Reichthum sind nicht wie algebraische gleichartige Größen anzusehen, die ohne Weiteres addirt werden können, und wobei die negativen und die positiven sich gegenseitig aufheben. Ich gebe zu, daß man ursprünglich Armuth als eine *negative*, Reichthum als eine *positive* Größe betrachten könne. Allein *gleichartige* Größen sind es nicht; sie lassen sich nicht in eine Gleichung von der Form: $-a + a = 0$, zusammenstellen. Ihre Gleichung ist: $-a + x = -a + x$, und soll x in a verwandelt werden, so kann die Operation nur auf dem langen, schwierigen, verwickelten Umwege geschehen, welchen die strengen Formeln des *Eigenthumsrechts* vorschreiben: eine Operation, wobei das x nicht todt und passiv gegen den Rechenmeister sich verhält, sondern in der Regel die Verwandlung lebendig und gewandt abzuwehren weiß.

Es darf der Satz nicht aus den Augen gelassen und vergessen werden:

> *Das Eigenthumsrecht* trennt die Familien im Staate, wie in der Natur die Individuen getrennt sind.

Auch sagt schon Salomo, der Weise: **Das Gut des Reichen ist ihm eine feste Stadt, und wie eine hohe Mauer um ihn her.** (Sprüche, XVIII, 11.)

Die Individuen werden, pathologisch, in Gesunde und Kranke eingetheilt. In der Staatswirthschaft können die Armen mit Kranken, und die Reichen mit Gesunden verglichen werden. Christus sagt: **Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.** (Luc. V, 31.) Wenn die staatswirthschaftlichen Schriftsteller nur mit der Aufsuchung der Quellen des Reichthums bemüht sind und die Quellen der Armuth vernachlässigen, oder die Quellen der Armuth hinreichend durch die Auffindung der Quellen des Reichthums zu verstopfen wähnen, so handeln sie in der That wie Aerzte, deren ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, die Gesundheit der Gesunden noch immer zu erhöhen, für die Kranken hingegen keine Sorge tragen und dieselben sich selbst überlassen. So handelt aber der menschliche und weise Arzt nicht. Er warnt zwar den Gesunden vor dem, was ihn zum Kranken machen kann; allein sein Nachdenken und seine Pflege glaubt er eigens dem Kranken schuldig zu seyn, und diesen, wieder zum Gesunden zu machen, sieht er als die erste und dringendste Aufgabe seines Berufes an.

Daß man also bis jetzt nicht eine National-Armuth annahm, und nur ein Mehr oder Weniger des National-Reichthums bei den Aufgaben der Staatswissenschaft vor sich zu haben glaubte, war offenbar eine wesentliche Lücke, und diese Lücke war um so gefährlicher, als die Aufmerksamkeit der staatswirthschaftlichen Schriftsteller und der aus ihren Werken schöpfenden Staatsmänner gerade von dem, was der größern Menge Noth thut, und worauf sie vorzugsweise sich richten sollte, abgewendet blieb und auf die Seite hingelenkt wurde, wo das Uebergewicht schon bestand.

Der Gefahr ist man dabei eben so wenig, als dem Irrthum, entgangen.

Was verlangen von den Regierungen Kaufleute, Fabrikanten, Speculanten, Banquiers, Kleinhändler, Meister, Unternehmer aller Art? Protégez-nous, et laissez-nous faire! nämlich die ungebundenste, unbeschränkteste Freiheit. Sie wollen thun und lassen können, was ihnen beliebt, ohne daß die Regierungen ihrem willkührlichen Treiben andere Schranken setzen, als höchstens kleine Steuerabgaben, die den Ein- und Verkauf nicht schmälern. Das verlangen sie zwar nicht in Masse, jeder Einzelne möchte die Prärogativen allein genießen; indem aber alle Einzelne zusammengenommen die Masse ausmachen, so ist das Resultat, daß sie es doch in Masse verlangen. Dem steten und ewigen Verlangen der Speculanten hat der moderne Liberalismus vollends die Bahn gebrochen; die Regierungen, durch den Zeitgeist selbst mehr oder weniger hingerissen oder durch die scheinbaren Gründe der Speculanten irre geleitet, haben nachgegeben, und der Erfolg ist das Umgekehrte der Hoffnung. Alle Vortheile, welche der Speculant sich von den Prärogativen verspricht, wenn sie ihm allein zugestanden werden, sind für sämmtliche Speculanten verloren gegangen, weil sämmtliche Speculanten sie erhalten haben. Zugleich verbreiten sich über die jetzige Generation alle Uebel, welche regellose Freiheit immer nach sich zieht. Daher kommt es, daß, obschon wir in tiefem Frieden leben *), in Zeitumständen, unter denen sonst die Völker von den Kriegsdrangsalen sich zu erholen pflegten, die Menschen nicht mehr wissen, was sie unternehmen, wo sie sich hinwenden sollen, keiner mehr in der Begründung eines kleinen häuslichen Wohlstandes vorwärts kommt, viele in ihren Vermögens-Umständen rückwärts schreiten und untergehen, die Geschäfte wegen zu großer Fabrikat-Vorräthe stocken, die Leute nur durch übermäßige Arbeit leben können oder

*) In solchem Frieden lebten wir noch, Anfangs 1830, als ich, wie bereits bemerkt worden ist, diese Zeilen schrieb.

arbeitslos sind, und, wie ich es Anfangs schon gesagt habe, die Armuth so schrecklich zunimmt, daß Manche zweifeln, ob sie nicht lieber die Kriegszeiten zurückwünschen sollen. Ob das verrufene Continental-System schlimmer war, als die jetzige Universal-Concurrenz, ist in der That keine so grundlose, seltsame Frage, als sie es im ersten Augenblick scheinen mag.

Den obigen Vergleich zwischen Reichthum und Gesundheit, Armuth und Krankheit verfolgend, kann man mit Recht auf die jetzige Generation die englische Grabschrift anwenden:

I was well, would be better, took Physick, and died *).

Zweite Abtheilung.

Du Menschenkind, weissage wider die Hirten Israels, weissage und sprich zu ihnen: So spricht der HErr HErr: Wehe den Hirten Israels, die sich selbst weiden! sollen nicht die Hirten die Heerde weiden?
Hesek. XXXIV, 2.

In der Armuth suchte die alte Weltweisheit ihr Heil, die neuere sucht es lieber im Reichthum. Kant und Adam Smith. Des letzten große Entdeckung. Zwei Hauptfehler des darauf errichteten staatswirthschaftlichen Lehrgebäudes: Nicht-Anerkennung der National-Armuth, und: Einführung der allgemeinen Concurrenz. Indem die allgemeine Concurrenz und der revolutionaire Geist sich gegenseitig die Hand reichten, haben sie die Welt in ihre jetzige

*) Mir war wohl, ich wollte noch gesunder seyn, ich nahm ein, und — starb!

Verwirrung gestürzt. Wahrnehmung der National-Armuth in Storch's Civilisations-Theorie. Merkwürdige, aus diesem Werke übersetzte Stelle. Sie zeigt die Staatswirthschaft in ihrer Schattenseite. Diese Schattenseite, die Armuth, ist eben so gut etwas Positives, wie der Reichthum. Heinrichs IV. edles, das wahre System der Staatswirthschaft aufdeckendes Wort. Dieses System zu beleuchten, ist die Hauptaufgabe, welche dem gegenwärtigen Werke zum Grunde liegt. Malthus, und — ein Seufzer . . . .

Die Weltweisen des Alterthums empfahlen und rühmten die Armuth. Si vis vacare animo, aut pauper sis oportet, aut pauperi similis. (Sen. Ep. 17.) Die Eigenthümlichkeit jener Zeiten brachte es mit sich, daß die Philosophen, zum Theil durch den Reiz der, für sie, aus der Armuth erwachsenden Unabhängigkeit, so zu denken veranlaßt wurden. Die neuere Welt hat sich von jener so verschieden gestaltet, daß jetzt die Unabhängigkeit durch den Reichthum begründet wird. Daher haben die modernen Weltweisen die umgekehrte Maxime angenommen, den Reichthum gepriesen, selbst nach Reichthum gestrebt; und, unter den Aufgaben, mit deren Lösung sie sich beschäftigten, war: Bestimmung des wahren Wesens und Auffindung der wahren Quelle des National-Reichthums, eine der wichtigsten.

Nachdem bereits eine ganze Bibliothek von Werken über den Gegenstand geschrieben, und namentlich in Frankreich seit Sully's Zeiten die verschiedensten Systeme des Staatshaushalts, bisweilen zum Heil, öfter zum Unglück der Völker, in Anwendung gebracht worden waren, erschien, im Jahre 1776, des Engländers Adam Smith merkwürdiges, zeitabschnittliches Werk: Nature and causes of the Wealth of nations. Das Werk wurde für die Staatswirthschaft dasselbe, was Kants Critik der reinen Vernunft für die Philosophie. Durch Kant's Werk glaubte man,

zur Zeit, die Philosophie nunmehr als eine geschlossene Wissenschaft ansehen zu können; und auch, seit Adam Smith, ist die Staatswirthschaft als eine Wissenschaft betrachtet worden, die zwar in einzelnen Zweigen vollständiger vorgetragen werden könne, aber im Ganzen unverändert bleiben müsse.

So wie der Satz: daß sinnliche Wahrnehmung erst die Gewißheit des Daseyns der Dinge begründe, als punctum saliens der ganzen Kantischen Philosophie zu betrachten ist, so bildet auch der Satz: daß Arbeit die Quelle des National-Reichthums sei, die ganze Grundlage des Adam Smith'schen Systems, und gehört, so einfach die Sache uns auch vorkommt, zu den wichtigsten Entdeckungen der Welt.

Allein, wie Kant, so ist auch Smith, weiter gegangen. Kant wollte die Unmöglichkeit jeder künftigen Metaphysik beweisen, was indessen ihm so wenig gelungen ist, daß keine Zeit so ergiebig an Systemen dieser Wissenschaft war, als gerade die nachfolgende bis zur Gegenwart. Smith glaubte, die Wohlfahrt der Völker in der unbeschränktesten Concurrenz zu finden, und die Erfahrung zeigt, daß unbeschränkte Concurrenz die größte Quelle der Armuth und des Verderbens für die Völker ist.

Adam Smith und dessen zahlreiche Anhänger haben, in dem von ihnen aufgestellten staatswirthschaftlichen Lehrgebäude, zwei wesentliche Fehler begangen:

1) Das besondere Bestehen der National-Armuth nicht erkennend, haben sie geglaubt, durch Beförderung des National-Reichthums schlechthin, das Schicksal der Völker verbessern zu können; haben aber in der That, gerade dadurch, das Schicksal der Völker den verderblichen Maßregeln, welche die einseitige Ansicht herbeiführen mußte, unbedingt, ohne Rückhalt, Preis gegeben.

2) Haben sie, als nothwendiges Postulat des (wie es

sich hier im 2ten Theil ergiebt, unvollständigen) Grundsatzes, daß Arbeit den Reichthum begründe, den von demselben vollkommen trennbaren und selbst mit demselben in Widerspruch stehenden Grundsatz der Universal-Concurrenz aufgestellt, und die mögliche Aufhebung alles dessen, was Concurrenz beschränkt, als unerläßliche Bedingung, wenn der National-Reichthum wachsen solle, wie er wachsen könne, vorgeschrieben.

Dieser zweite Fehler, welcher den ersten, das Nicht-Erkennen der National-Armuth, voraussetzte, fiel so wundersam gerade in die Zeit der revolutionairen Ideen, daß vielleicht ein ganzes Jahrhundert der traurigsten Erfahrungen nicht hinreichen wird, das Gute wieder aufzurichten, zu dessen Umsturz er um so mehr beizutragen geeignet war, als man dabei, selbst ohne den revolutionairen Ideen fröhnen zu wollen, nur das allgemeine Beste zu befördern glaubte. Die Staatswirthschaft hat die Regierungen irre geführt, der Unglaube hat die Völker in Zügellosigkeit versenkt; nie waren die Elemente der Unordnung und der Verwirrung in der Welt zahlreicher und furchtbarer, als sie es jetzt sind.

Die Anhänger des Smith'schen Princips der Universal-Concurrenz haben die revolutionaire Tendenz und die Zerstörungen, welche dieselbe angerichtet, benutzt. Die Anhänger des revolutionairen Freiheitsschwindels haben ihrerseits die blendenden, verführerischen, Smith-schen Gründe vorgeschoben. So ist eine neue Weltplage zum Vorschein gekommen, welche die jetzige Generation schon schwer genug trifft, die kommende aber mit noch größern, immer wachsenden Uebeln bedroht.

Mit einem Worte, so wenig auch Smith's edle, menschenfreundliche Absichten zu verkennen sind, so opfern doch die falschen, einseitigen Folgerungen aus seinen staatswirthschaftlichen Principien die Wohlfahrt der Menschheit dem

Luxus weniger Individuen auf, die selbst beständig in der Gefahr schweben, vor andern weichen zu müssen, gleichwie andere vor ihnen gewichen sind.

Storch hat den fünften Band seines Cours d'économie politique (St. Pétersbourg, 1815.) dem meisterhaft gelungenen Versuch einer Theorie de la civilisation, das heißt, der innern oder geistigen Güter, im Gegensatze der äußeren oder materiellen, gewidmet, und dadurch eine wesentliche Lücke in der Staatswissenschaft glücklich ausgefüllt. Der geniale Verfasser scheint nahe daran gewesen zu seyn, auch die Lücke der National-Armuth in der Staatswirthschaft zu erkennen, was freilich, da er die Smith'schen Ansichten theilt, und dem Princip der Universal-Concurrenz zugethan ist, eine Umschmelzung des ganzen Werks nothwendig gemacht haben würde. Wenn man liest, wie er seinen erhabenen Zuhörern, dem jetzigen Kaiser von Rußland und dessen Bruder, dem Großfürsten Michael, das ergreifende Gemälde der Armuth vorhält, so kann man nur bedauern, daß er die Gefühle des Mitleids bald wieder unterdrücken mußte, indem er die aufgedeckte Quelle der Armuth, als in der Natur begründet und unabwendbar, darstellte. Denn das Meer läßt sich nicht ausschöpfen, so lange die Ströme hineinfließen. Uebrigens finde ich die Stelle (pag. 120—126.) so merkwürdig, und sie kommt meinen Ansichten so rechtfertigend entgegen, daß ich es nur für zweckmäßig halten kann, dieselbe hier einzurücken.

„Die staatswirthschaftlichen Schriftsteller nehmen an, „daß ein Land in Europa, außer den zu dessen Anbau erforderlichen Menschen, noch eine gleiche Anzahl ernähren „könne. Es läßt sich indessen aus einigen Beispielen schlie„ßen, daß zweckmäßiger unternommene Arbeiten, allgemei„nere Benutzung des vorhandenen, und besser getroffene „Wahl in der Anwendungsart des schon benutzten Bodens, „die Ernährung einer bedeutend stärkern Menschenmenge, „selbst

„selbst auf einem nur mittelmäßig fruchtbaren Boden, ge-
„statten würden. Allein, wenn wir uns mit der Annahme
„jener Schriftsteller begnügen, so folgt daraus, daß die
„Hälfte der Einwohner eines Gesammtlandes sich füglich
„mit Bergwerken, Manufacturen, Handel oder geistigen
„Arbeiten beschäftigen könne, während nur die andere Hälfte
„sich dem Landbau widmet. In den Ländern, in welchen
„ein solches Verhältniß nicht überschritten wird, steht die
„Ernte der Bodenerzeugnisse im Gleichmaße mit dem Ver-
„brauch derselben, und es läßt sich der Satz aufstellen,
„daß die Bevölkerung sich nach dem allgemeinen Ertrage
„richte, daß die Bevölkerung eines Landes mit dem größern
„Reichthum an Bodenerzeugnissen wachse. Da nun aber
„das Hervorbringen der Bodenerzeugnisse durch die Größe
„des vorhandenen Capitals wiederum bedingt wird, so
„folgt daraus, daß die Bevölkerung sich nach dem Capital
„richten müsse, oder, mit andern Worten, daß sie, nur im
„Verhältnisse der Gesammtheit der im Lande vorhandenen
„Capitalien, wachsen könne."

„Außer den bisher untersuchten Gränzen, welche für
„die Bevölkerung aus der größern oder geringern Produc-
„tenmasse hervorgehen, giebt es andere, welche durch die
„ungleiche Vertheilung der Reichthümer bestimmt werden.
„Nehmen wir an, daß die Betriebsamkeit eines Landes so
„viel erzeuge, daß 20 Millionen Menschen davon leben
„können; sind nun, in diesem Lande, die Reichthümer sehr
„ungleich vertheilt, so daß eine kleine Anzahl Individuen
„eine Masse von Erzeugnissen verbraucht, die zur Erhaltung
„einer großen Menschenmenge hinreichen würde, so muß die
„Bevölkerung bei 10 oder 12 Millionen Seelen stehen
„bleiben, statt daß sie, bei gleichmäßigerer Vertheilung der
„Reichthümer, auf 20 steigen würde. In solchem Falle
„sind es die untern Volksklassen, bei denen die Fortschritte
„der Bevölkerung stocken und ihre Schranken finden; und,
„was besonders beachtet zu werden verdient, ist der Umstand,

„daß das Wachsen der Bevölkerung in denselben, weniger „durch eine Minderzahl der Geburten, als durch eine Mehr„zahl der Todesfälle, verhindert wird."

„Um die Ursachen hievon deutlich einzusehen, müssen „wir uns daran erinnern, daß in allen Ländern, welche „auf der Bahn der Betriebsamkeit schon einige Fortschritte „gemacht haben, der ganze Unterhalt der untersten Volks„klasse auf dem Arbeitslohn beruht. Wenn nun, in Folge „einer zu ungleichen Vertheilung des jährlichen Ertrages, „der Arbeitslohn unter den zum Unterhalt erforderlichen „Satz oder auch nur bis zu diesem fällt, so kann der Ar„beiter sich und seine Familie nicht mehr ernähren oder „kann es nur unter großen Anstrengungen und Entbehrun„gen. Sollte diese Betrachtung ihn vom Heirathen abhal„ten, so würde der Bevölkerung durch die Verminderung „der Geburten Einhalt geschehen. Allein dies geschieht nur „bei Einzelnen; wogegen bei den Meisten der Reiz des „ehelichen Bundes den Sieg über die Rathschläge einer „weisen Entsagung behält. Der arme Arbeiter begründet „eine Familie, und je zahlreicher sie wird, desto unzurei„chender wird sein Lohn, dieselbe zu unterhalten. So be„findet sich in der Denk- und Handlungsweise der vorhan„denen Bevölkerung eine beständige Ursache der Vermeh„rung derselben, und der Bevölkerung wird nur durch häu„figere Sterbefälle eine Schranke gesetzt. Alle Jahre „muß ein Theil der Bevölkerung vor Elend sterben."

„Die Wahrnehmung eben dieser Thatsache ist es, „welche den berühmten Malthus auf sein System über „Bevölkerung gebracht hat. (An essay on the principle „of population. Lond. 1806. 2 B.) So übertrieben „auch seine Folgerungen erscheinen mögen, ihre Grundlage „ist nichts desto weniger eine unbestreitbare Wahrheit. Nir„gends ist der Gesammtertrag eines Landes so gleichmäßig „vertheilt, daß die unterste Volksklasse vor dringender Noth „gesichert wäre, und nirgends wird sie durch die drohende

„Gefahr, in eine peinliche Lage, in Noth und Elend zu „gerathen, verhindert und abgehalten, sich über ihre Un„terhaltsmittel hinaus zu vermehren, so daß das Gleichge„wicht anders, als auf eine gewaltsame Art, durch das „vorzeitige Absterben eines Theils der Bevölkerung, herge„stellt werden kann."

„Wenn ich sage, daß dieser Theil der Bevölkerung „vor Noth untergeht, so ist das nicht so zu verstehen, als „wenn die Menschen bloß vor Hunger stürben, obschon „dies leider viel häufiger geschieht, als man glaubt. Ich „meine nur, daß die Menschen, die auf solche Weise ein „Opfer der Noth werden, nicht alles haben, was zu ihrem „Lebensbedarf gehört, und eben deshalb sterben, weil ihnen „etwas von dem fehlt, dessen sie zum Lebensunterhalt be„dürfen. Zum Beispiel:"

„Hier sehen wir einen Kranken oder einen entkräfteten „Mann, den ein Arzt und ein ganz einfaches Mittel, oft „nur einige Ruhe, herstellen würde, welcher aber nicht im „Stande ist, einige Tage in Ruhe zuzubringen, eine Arznei „bereiten zu lassen, einen Arzt zu befragen."

„Dort sehen wir ein Kind, welches der mütterlichen „Pflege bedarf; aber die Noth zwingt die Mutter zur Ar„beit. Die Folge davon ist, daß das Kind durch einen „Unglücksfall, durch Unreinlichkeit oder durch Krankheit „umkommt. Ich glaube nicht, daß man sich weit von dem „Ergebnisse der Wirklichkeit entfernen würde, wenn man „behauptete, daß von einer gleichen Anzahl Kinder, aus der „bemittelten Klasse und aus der Klasse der Armen, nach „einem gewissen Zeitraum, aus der Armenklasse, noch ein „Mal so viel Kinder gestorben seyn werden, als aus der „bemittelten."

„Wie vieler Menschen Leben wird verkürzt durch „karge oder ungesunde Nahrung, enge Wohnungen, durch „die Unmöglichkeit, die Wäsche gehörig zu wechseln, sich „wärmer anzuziehen, zu trocknen, zu wärmen! Alle

„Menschen, welche deshalb sterben, weil sie diese Bedürfnisse „nicht befriedigen können, sterben vor Noth." *)

„Es ist eine betrübende, aber ausgemachte Thatsache, „daß die Bevölkerung überall nur auf diese schreckliche Art „ihre Gränzen findet. In allen Ländern, besonders in „denjenigen, wo der Reichthum stehen bleibt oder gar rückwärts schreitet, wächst die Volksmenge der unteren Klassen „nicht in gleichem Verhältnisse mit den Hülfsquellen, aus

*) Eine ergreifende Thatsache, welche ganz Europa, besonders das östliche und nördliche, mit Schrecken erfüllt, kann diesen Beispielen hinzugefügt werden. In welcher Menschenklasse wüthet besonders die asiatische Brechruhr? Unter Hundert Opfern dieser neuen europäischen Plage gehören nur drei oder vier den mittleren und höheren Klassen an. Sie ist die Krankheit der Noth und Verwahrlosung. „Man erzählt," sagt eine Zeitung, „der Kaiser „von Rußland habe dem Kaiser von China rathen lassen, an dem „an Rußland gränzenden Theile seines Reiches einen Gesundheits-„Cordon gegen die Cholera zu errichten, aber zur Antwort erhalten: „der chinesische Kaiser verstände das besser; er höre, daß die Krank-„heit nur die Müßiggänger, die Schmutzigen und die Ausschweifen-„den tödte, und er würde sich nichts daraus machen, von solchen „Unterthanen fünf Millionen zu verlieren." Dieser trockenbittere Spott, dessen Tendenz die Vertheidigung der Gesundheits-Cordons zu seyn scheint, fußet sich zuletzt ganz und gar auf die hier durch Herrn v. Storch aufgestellte Ansicht. So erschütternd und grauenvoll eine solche Ansicht des gesellschaftlichen Zustandes ist, so ist sie doch leider dermaßen in der Wirklichkeit gegründet, daß sie schon allgemein sich dem Gefühl dunkel aufzudringen scheint, wenn sie auch noch nicht allgemein in den Köpfen getaget hat. Daher hat man sich in den von der neuen Krankheit bedroheten Städten beeilt, der Armuth mit Arbeit und Pflege außerordentlich zu Hülfe zu kommen. Wenn Krankheiten herrschen, so ist offenbar die Noth ein Element ihrer Contagiosität. Existirte eine Menschenklasse nicht, die beständig auf der äußersten Gränze der tiefsten Noth schwebt, und zum Theil schon in der tiefsten Noth ringt und verschmachtet, so würde die asiatische Brechruhr keinen Eingang in Europa gefunden haben. Ihre Erscheinung in Europa ist ein großes Zeichen der Zeit, wie ich, in dem gegenwärtigen Werke, unsere Zeit schildere, und die Anwendung der, in eben diesem Werke, entwickelten Ansichten würde unstreitig das sicherste und schönste Mittel zu ihrer Abwendung oder gänzlichen Ausrottung in den gebildeten Ländern abgegeben haben, und noch abgeben. (Februar, 1832.)

„welchen sie ihren Unterhalt zieht. Nur in den Ländern,
„wo der Reichthum im Zunehmen ist, übersteigt der Ver-
„dienst dieser Klasse die Summe, die zu ihrem Unterhalt
„erforderlich ist. In allen übrigen Ländern, so reich sie
„auch seyn mögen, verdient die arbeitende Klasse kaum
„oder nicht einmal das Nothdürftige. Die wachsende Zahl
„der Arbeiter bedürfte einer Vervielfältigung der Gelegen-
„heiten, ihren Unterhalt zu verdienen; aber die Vermögens-
„umstände der bemittelten Klasse, eben weil sie stationär
„oder gar rückgängig sind, gewähren den Arbeitern eine
„solche Vervielfältigung nicht. In solcher Lage der Dinge
„überwiegt das Nachsuchen nach Arbeit die Nachfrage nach
„Arbeitern, und ein Theil der Arbeiter muß daher abge-
„wiesen werden oder sich mit dem geringsten Verdienste
„begnügen. In den Ländern, wo der Reichthum nicht im
„Zunehmen ist, kann es sich nicht anders verhalten; denn
„das Zunehmen des Reichthums und die Vermehrung der
„arbeitenden Klasse gehen nicht aus Einer und derselben,
„sondern aus verschiedenen, eigenthümlichen Ursachen hervor,
„welche, die eine ohne die andere, fortwirken. Wenn die
„Nachfrage in Ansehung einer Waare nachläßt, und ihr
„Marktpreis unter den nothwendigen Verkaufspreis sinkt,
„hört die Produktion dieser Waare auf, weil dieselbe mit
„Arbeit und Kosten verbunden ist, denen keiner sich gern
„vergeblich unterzieht. Aber, wenn die Nachfrage nach Ar-
„beitern abnimmt, so läßt darum doch die Vermehrung
„der arbeitenden Klasse nicht nach; denn die Furcht vor
„den Sorgen und den Aufopferungen, welche von der Er-
„ziehung der Kinder unzertrennlich sind, wird gewöhnlich
„durch den stärksten Trieb der menschlichen Natur, welcher
„das eine Geschlecht zum andern hinzieht, überwältigt.
„Dazu kommt noch, daß, in der jugendlichen Lebensperiode
„der ehelichen Verbindungen, die darauf folgenden Entbeh-
„rungen und Sorgen nur in einer entfernten Zukunft er-
„scheinen, und man die Hoffnung hegt, denselben zu entge-

„hen. In den Ländern endlich, wo Wohlthätigkeits-An-„stalten bestehen, wird diese Hoffnung noch dadurch ver-„stärkt, daß man, in diesen, unfehlbar eine Zuflucht zu „finden gedenkt. Das Ergebniß einer solchen Ordnung „der Dinge ist die nothwendige Folge: daß jährlich ein „Theil der Bevölkerung, und zwar ein desto grö-„ßerer, je weniger der Reichthum eines Landes „fortschreitend wächst, vor Mangel untergeht!" —

So der würdige Fürstenlehrer v. Storch. Ich habe schon vor mehreren Jahren sein Werk gelesen, aber diese Stelle ist mir besonders im Gedächtnisse geblieben und mag nicht wenig dazu beigetragen haben, in meinem Kopfe andere Ansichten über die Staatswirthschaft, als die allgemein verbreiteten, aufkeimen zu lassen.

Diese Stelle ist deshalb so merkwürdig, so peinigend, weil sie in der menschlichen Gesellschaft eine fortwährend fließende Quelle der schrecklichsten Leiden aufdeckt, und zugleich alle Hoffnung benimmt, dieselbe versiegen zu lassen, oder dem Uebel auf irgend eine Art zu steuern, da, nach den letzten Worten des Verfassers, die Wohlthätigkeits-Anstalten selbst den Zufluß noch vermehren.

Die unläugbare Quelle der Leiden für den zahlreichsten Theil der Bevölkerung aller Staaten ist offenbar die schwache, die Schattenseite der Staatswirthschaft. Aber eben deshalb muß die Staatswirthschaft hier sich nicht verwirren, sich alle Hoffnung benehmen lassen, sondern vielmehr hier erst festen Fuß fassen und von hier ausgehen. Hier müssen ihre Hauptbatterien angelegt, hier muß siegreich Sturm gelaufen, und der ihr trotzende Feind geschlagen und zum Rückzuge gezwungen werden. Alles Uebrige ist nur Ueberfluß und Luxus; und Luxus und Ueberfluß können angenehm seyn, aber das Nothwendige geht voran. Ist für das Nothwendige gesorgt, so wird das Ueberflüssige sich schon finden.

Die Armuth betrachtet man gemeinhin als etwas Ne-

gatives, den Reichthum hingegen als etwas Positives. Hierauf gründet sich der Schluß, daß es hinreiche, in einem Staate Reichthum zu sammeln, um die Armuth aufzuheben. Wir haben bereits gesehen, daß es nicht geschehe, und warum es auch nicht geschehen könne. Ich gehe aber weiter und behaupte, die Armuth bilde, eben so gut, als der Reichthum, eine eigenthümliche, von niederbeugenden Verhältnissen aller Art zusammengesetzte Sphäre, und sei daher, nicht minder wie der Reichthum, als etwas Positives zu betrachten. Hier nur der niedern Armuth zu gedenken; das abgestumpfte Gefühl, die irrigen, beschränkten Vorstellungen, der Aberglaube, die groben thierischen Leidenschaften, die gefährlichen Versuchungen, die drückenden Sorgen, die quälenden Bedürfnisse, die Noth, die Angst, die Leiden, der Schmerz; diese und tausend andere, die Armuth begleitende, in der Natur derselben liegende Verhängnisse sind nur zu sehr etwas Positives. Ich weiß so gut, wie ein Anderer, daß die Armuth ursprünglich auf Abwesenheit des Reichthums beruhe. Allein ich unterscheide die Armuth selbst von der Grundbedingung der Armuth. Der Schatten ist nur Abwesenheit des Lichtes. Dafür tritt die Nacht nicht minder in einem positiven Gegensatze mit dem Tage auf. Erst in der Nacht enthüllt sich vor unsern Augen die Unermeßlichkeit des Weltalls, wie auch die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse in einem Staate sich erst aus dem Standpunkte der Armuth dem beobachtenden Auge vollkommen darbietet. Auch die Kälte ist nur Abwesenheit der Wärme. Wenn indessen der Sommer eine Jahreszeit ist, so ist der Winter ebenfalls und darum nicht minder auch eine. Nicht mehr das Grüne, sondern Schnee bedeckt die Felder. Tiefe Gewässer, reißende Flüsse sind zu einem festen Boden geworden. Wo reges Leben war, erscheint jetzt nur todtes Erstarren. Trotz der Pelze und Treibhäuser, merkt selbst der Reiche, daß die Natur eine andere, als im Sommer, ist; so wie, auch er,

von den gesellschaftlichen Verhältnissen und von dem menschlichen Leben überhaupt eine sehr verschiedene Ansicht gewinnen würde, wenn er in Armuth verfiele. Da nun aber, wie es auch bereits auseinandergesetzt worden ist, der Reichthum sich selbst hilft, die Armuth hingegen sich nicht selbst helfen kann; so kommt mir der Satz: Die Armuth durch Beförderung des Reichthums in einem Staate aufheben zu wollen, so vor, als wenn man für den Winter im Sommer einheizte, und des Morgens zur Erleuchtung der Nacht die Lampen anzündete.

Die Staatswirthschaft muß also nothwendig, wenn sie die Wohlfahrt der Menschen wirklich befördern will, ihren bisherigen Standpunkt verändern und verrücken. Sie war gleichsam, wie neugierige Reisende, auf die Gipfel der Berge gestiegen, um die Gegend umher kennen zu lernen. Um den Boden, womit sie sich zu beschäftigen hat, mit einem gründlichen, zweckmäßigen, heilsamen Erfolge zu erforschen, muß sie von jenen Höhen in die tiefe Ebene wieder hinabsteigen; und, von der Ebene aus, die Ebene selbst und die Berge umher aufnehmen, bereisen, beobachten. Sie muß mit einem Worte, vom Standpunkte der Armuth, und nicht, wie bis jetzt, vom Standpunkte des Reichthums ausgehen. Sie muß nicht, wie bis jetzt, am oberen Ende erfaßt, von oben herunter, sondern umgekehrt von unten herauf behandelt, und, am untern Ende befestigt, auf das Schicksal, das dem größten Theil der Menschen mehr oder weniger bevorsteht, gegründet werden.

Heinrich IV., König von Frankreich, soll gesagt haben, daß er nicht eher zufrieden seyn würde, als wenn jede Haushaltung am Sonntage ein Huhn im Topfe haben könne. Dieses edle Wort ist tausend Mal wieder erzählt worden, ohne daß man den tiefen Sinn desselben aufgefaßt habe. Aus diesem Worte hätte man den großen Schluß ziehen sollen, daß die Staatswirthschaft nicht von Oben herunter, sondern von Unten herauf

zu handhaben sei. Alles Staatswirthschaftliche in meinem Werke ist nur eine, leider späte Entwickelung der staatswirthschaftlichen Ansicht Heinrichs IV., welche auch die christliche ist. Denn: Was dünkt euch? sagt das Evangelium, Wenn irgend ein Mensch hundert Schaafe hätte und Eins unter denselbigen sich verirrete; läßt er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und sucht das verirrete? (Matth. XVIII, 12.) Nach dieser Ansicht, welche um so mehr für Könige paßt, als Könige die Repräsentanten des HErrn auf Erden seyn sollen, ist die Aufgabe der Staatswirthschaft nicht: Daß Jemand im Staate reich werde, hier oder dort Reichthümer auf Reichthümer sich häufen; sondern: Daß Keiner arm bleibe, nicht Einer Noth leide.

Diese Aufgabe habe ich, in dem gegenwärtigen Werke, zu lösen gesucht, ob ich zwar mir beim Beginnen desselben, wie man es leicht merken wird, den Zweck nicht so klar, wie jetzt, vorgestellt habe. Das Feld meiner Betrachtungen hat sich, bei der Bearbeitung, viel umfassender gezeigt, als ich voraussetzte. Anfänglich wollte ich es nur mit der Armuth zu thun haben; da ich aber derselben nicht beikommen konnte, ohne die öffentlichen Einrichtungen zu berühren, so haben die meisten Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, theils wegen ihrer natürlichen Verkettung, theils wegen ihrer gegenseitigen Ergänzung, in meine Betrachtungen gezogen werden müssen. Ich gestehe, daß die daraus entstandenen staatswirthschaftlichen Ansichten, besonders in Beziehung auf die Gesetzgebung, nicht, bei Weitem nicht, so einfach, als diejenigen, erscheinen mögen, welche in den neuern Büchern ähnlichen Inhalts aufgestellt werden. Die ganze Gesellschaft zu ebnen, zu nivelliren, alle Einzelnheiten aufzulösen und in eine chaotische Gemeinheit zusammen zu werfen, ist einfacher, als die chaotische Allgemeinheit in lebendige, mit einander harmonirende Indivi-

dualitäten wieder zu verwandeln. Kinder können ihre Spielsachen nicht verfertigen, aber wohl verderben; es bietet sich im Großen dasselbe dar. Damit will ich nicht sagen, daß die Verfasser jener Bücher Kinder seien; nur das weniger Einfache meiner Ansichten will ich rechtfertigen. Diese improvisirte, rohe Arbeit hat mich zur festen Ueberzeugung geführt, daß die Staatswirthschaft, wenn sie wirklich die Wohlfahrt der Völker begründen und nicht ein Scheinglück bewirken, die ganze Bevölkerung eines Staats berücksichtigen und nicht bloß die Unternehmerklasse augenblicklich begünstigen soll, eine viel zusammengesetztere Aufgabe ist, als wofür sie gehalten wird, und in den jetzigen Büchern erscheint. Nicht also auf den Ruhm, die Sache vereinfacht zu haben, darf und will ich Anspruch machen; nur in wiefern ich sie sogar erschwert habe, dies allein könnte dem Inhalt dieses Versuches einen Werth beilegen.

Ob dieser Versuch in den darin aufgestellten Ansichten mit andern Werken zusammentrifft, ist mir nicht bewußt. Seitdem ich daran schreibe, sind mir einige Ankündigungen von Flugschriften über Staatspapiere, Gewerbefreiheit ꝛc., in den Zeitungen zu Gesichte gekommen. Aus dem in der Vorrede bereits angegebenen Grunde habe ich sie nicht anschaffen wollen. Ein Werk, das ich mir zu lesen längst vorgenommen hatte und gelesen haben würde, wenn mir früher mehr Zeit vergönnt gewesen wäre, ist das, von Storch in der vorhin eingerückten Stelle erwähnte, des Engländers Malthus, über Bevölkerung. Obschon dieses Werk, nach dem, was ich darüber vernommen habe, nicht mehr Aussicht zur Aushülfe gewährt, als die eben besagte Stelle, und, wo möglich, noch trostloser einen großen Theil der Menschheit seinem harten Schicksal überläßt und dem Armuthstode Preis giebt, so war ich doch im Begriff, es vorzunehmen, als die Fügung des Himmels — — — —

Erster Theil.

Ueber die Armuth überhaupt.

> Es ist ein elendes, jämmerliches Ding um aller Menschen Leben, von Mutterleib an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung, und zuletzt der Tod, sowohl bei dem, der in hohen Ehren sitzt, als bei dem Geringsten auf Erden; sowohl bei dem, der Seide und Krone trägt, als bei dem, der einen groben Kittel an hat. Da ist immer Zorn, Eifer, Widerwärtigkeit, Unfriede und Todesgefahr, Neid und Zank.
>
> Sir. XL, 1—4.

Zweifache Ansicht der Armuth.

Wahrscheinlich ist der erste Gedanke des Lesers, wenn Er dieses Buch in die Hand nimmt: Welches Mittel mag der Verfasser vorschlagen, der Armuth zu Hülfe zu kommen? Man wird es für unnöthig halten, in einem Werke über die Armuth erst zu sagen, was Armuth sei. Denn, wer kennt die Armuth nicht, oder meint nicht die Armuth zu kennen?

Man kann aber die Armuth aus zwei Gesichtspunkten betrachten.

Nach der gewöhnlichen Vorstellung besteht der Staat einerseits aus Leuten, die, mit mehr oder weniger Mühe,

das tägliche Brod erwerben, andrerseits aus einigen, in Ueberfluß schwelgenden Reichen, und aus zahlreichen, mit dem Mangel ringenden Armen. Diese, wie jene, werden als Ausnahmen betrachtet. Die einen werden beneidet; die andern sieht man als Kranke an, die, so lange die Krankheit dauert, der Pflege bedürfen, die aber nicht weiter zu bedauern sind, sobald sie sich wieder im Genuß der Gesundheit befinden. Wie man beim Kranken auf Genesung hofft, so glaubt man auch, daß die Umstände des Armen sich verbessern können. Da dieser aber unterdessen Noth leidet, so wird ihm die Gabe der Milde gereicht, und alsdann glaubt man die Armuth erkannt und die heilige Pflicht, ihr zu helfen, erfüllt zu haben. Damit ist, in der Regel, Alles gethan.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn diese Vorstellung von der Armuth überhaupt genügend wäre und keiner Erweiterung bedürfte. Allein es giebt eine zweite umfassendere, höhere, ungleich wichtigere und erfolgreichere Ansicht derselben, welche die Armuth nicht bloß individuell, sondern staatswirthschaftlich, nicht bloß in Bezug auf die Leiden, welche sie, vorübergehend, über Einzelne verhängt, sondern auch zugleich im Allgemeinen, und in ihrem Gegensatze zur Wohlfahrt überhaupt, betrachtet. So wie Krankheiten alle Klassen der Gesellschaft befallen können, so kann auch die Armuth unter verschiedenen Umständen und Formen alle Klassen der Gesellschaft ergreifen, auf dieselben, wie Krankheiten auf den Körper, zerstörend wirken und die Existenz oder wenigstens die Ruhe des Staats gefährden. Nach dieser Ansicht sind nicht bloß diejenigen, welche um Almosen flehen, sondern auch alle diejenigen, die, laut murrend oder in der Stille seufzend, nicht ihrem Stande, ihren Verhältnissen, ihrem Erwerbe gemäß leben können, Arme zu nennen.

Die Anzahl solcher Armen ist groß, sehr groß, bei Weitem größer, als es diejenigen gern glauben möchten, welche sich in besserer Lage befinden. Ein glänzender

Schleier umhüllt die Staaten; ein Schleier, der nur die Mächtigen, die Reichen, die größten Gelehrten, die talentvollsten Künstler erblicken läßt, während die Nothleidenden in dem dunkeln Hintergrunde dem Auge entzogen werden. Hebt man aber diesen trügerischen Schleier auf, dringt man in das Innere der untern Klassen ein, hat man Gelegenheit, die Lage der einzelnen Familien näher kennen zu lernen, so macht man in der gesellschaftlichen Existenz derselben Entdeckungen, welche die schlimmste Erwartung noch übertreffen, und wobei unsere Seele ganz von Schmerz ergriffen und erfüllt werden muß.

Eben solche traurige Entdeckungen lassen sich auch nur zu oft in den mittleren und selbst in den höheren Klassen machen. Sowohl in diesen, als in jenen, können bisweilen die Familien in solche Verlegenheit, in solche wirkliche Armuth, unter dem zurückgebliebenen Scheine eines verschwundenen Wohlstandes, gerathen, daß sie mehr als der Almosenarme, der sein mühevolles Leben schon gewohnt ist und bei seinem abgestumpften Ehrgefühl sich nicht gekränkt fühlt, bedauernswürdig sind.

Die Dürftigkeit der Nicht-Almosenarmen kann so überhand nehmen, daß der ganze Staatskörper dadurch erschüttert wird. Die Almosenarmuth ist ein bürgerlicher Tod. Außer dem Anspruch auf Unterstützung werden dem Almosenarmen in der Regel fast alle öffentliche Rechte entzogen. So werden die einzelnen Almosenarmen in Bezug auf die öffentliche Ruhe unschädlich gemacht. Die Nicht-Almosenarmuth hingegen lebt bürgerlich fort, und kann daher schädlich wirken. Habsucht und Unvermögen, Unvermögen und Sorgen, Sorgen und Ehrgeiz schüren beständig die innere Gluth jeder gegründeten oder nichtgegründeten politischen Unzufriedenheit an. Der erste beste Vorwand zum Ausbruch wird ergriffen. Kriege mit dem Auslande sind eine natürliche Folge der innern Unruhen, und der Weltfriede ist gestört. Die Publicisten erschöpfen sich alsdann

in hohen politischen Raisonnements über die Ursachen, während die Ursachen ganz nahe, in der Nicht-Almosenarmuth, zu finden sind.

Welche Bewandniß es aber mit dieser Nicht-Almosenarmuth hat, wie sie in den neuern Zeiten mit der Erschlaffung aller gesellschaftlichen Bande, mit der Hintenansetzung aller moralischen und religiösen Grundsätze zusammenhängt, wie das Vergessen dieser Grundsätze die Armuth herbeiführt, und wie die Armuth wiederum die sittliche Verderbniß vermehrt: das sind andere Fragen, die weiterhin beleuchtet werden müssen.

Die mittlern Klassen der Gesellschaft sind zahlreicher, als die höhern. Die untern Klassen sind aber bei Weitem die zahlreichsten, und wenn sie auch nicht diejenigen sind, welche den Staat vertreten und die honneurs für ihn machen, so sind sie doch diejenigen, aus denen die eigentliche Bevölkerung des Staats besteht. Wenn diese Klassen in Armuth versinken, so gleicht die menschliche Gesellschaft einem Sumpf, der sich im Sommer, wie eine freundliche Wiese, mit Grün und Blumen überzieht, während darunter ein bodenloser, gährender, ungesunder, von blutsaugendem Gewürm wimmelnder Schlamm sich ansetzt. Die Gefahr, in einen solchen Zustand zu verfallen, liegt der menschlichen Gesellschaft viel näher, als man glaubt. In wenigen Generationen, ja, in Einer Generation, kann das ganze Gebäude eines Staats durch den Schlamm unterminirt und aus seiner Lage gerückt werden.

Wenn man von diesem Gesichtspunkt ausgeht, und zugleich die verderblichen Folgen der Armuth auf den Menschen in Erwägung zieht, so erheben sich die Betrachtungen über die Armuth zu den wichtigsten der Staatswirthschaft, und diese Betrachtungen müssen nicht bloß ein vorübergehendes Mitleid bewirken, sondern sie verdienen als eine der wesentlichsten Staats-Angelegenheiten behandelt und geprüft zu werden.

Es giebt also, sage ich, zwei Gesichtspunkte, aus denen man die Armuth betrachten kann: Den Gesichtspunkt der gewöhnlichen Armenhülfe, welche nur die, von der Religion und dem Gefühl uns auferlegten Pflichten gegen die Menschheit erkennt; und: Den staatswirthschaftlichen, welcher die Armuth, nicht bloß an sich, sondern auch in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen des gesellschaftlichen Lebens auffassen und beleuchten muß.

Ob die Armuth aus diesem umfassenden staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte bereits beleuchtet worden, ist mir nicht bekannt. Auf eine so gefährliche Lücke in der Staatswissenschaft, in der hohen Kunst, die Menschen friedlich und glücklich zusammenzuhalten, die Staatsmänner und Publicisten, denen das Wohl der Menschheit aufrichtig am Herzen liegt, aufmerksam zu machen; im Allgemeinen, und ohne daß ich die Gesetzgebung irgend eines einzelnen Staats angreifen oder tadeln wolle, jene unheilbringende Lücke, nach Kräften, zu füllen; die Stadt- und Provinzialbehörden, die Regierungen auf Grundsätze und Unterscheidungen, auf Mittel und Maßregeln hinzuleiten, wodurch sie die Möglichkeit einer kräftigen, wirksamen, die Quellen der Armuth für immer stopfenden Ordnung der Dinge einsehen; die Armenvorsteher und die Wohlthäter der Armuth überhaupt, welche bei den neuern Staatseinrichtungen die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß ihr Wohlthun immer mehr und mehr dem Unternehmen desjenigen gleicht, der, trotz der hineinströmenden Flüsse, das Meer austrocknen will: Diese alle, für eine zweite, höhere, sichere Richtung ihrer löblichen Thätigkeit zu gewinnen und ihren sinkenden Muth die Morgenröthe besserer Zeiten, wenn es auch nur in einer billigen Hoffnung wäre, blicken zu lassen, — dies ist der vielseitige Wunsch, der jetzt meine Feder führt. Bevor wir indessen zur Erörterung jenes höhern Gesichtspunktes übergehen, aus dem ich die Armuth zu behandeln beabsichtige, wird es nicht überflüssig seyn, daß wir noch bei der

Armuth überhaupt verweilen, und dieselbe in ihren Hauptzügen, wovon die Glücklichen der Welt oft kaum eine Ahnung haben, näher kennen lernen.

Uebrigens wird man sich bald überzeugen, daß Armuth nur ein allzu reicher Gegenstand ist, wenn sie auch Armuth heißt.

Erster Abschnitt.

Niedere Armuth.

§. 1. Armuth an sich.

Da ich bei einer bedeutenden Armenverwaltung zehn Jahre lang thätig gewesen bin, so würden mir traurige Beispiele nicht fehlen.*) Die Armuth bei den Einzelnen und

*) Eben in dem Augenblick, wo ich diese Stelle durchlese, um den gegenwärtigen Bogen mit den Paragraphentiteln zu versehen und zum Druck abzusenden, erscheint ein Mann bei mir mit den Worten: Ich bin ein Schuhmacher und Vater von neun Kindern. Meinen Unterhalt kann ich nicht mehr erschwingen. Seit vielen Jahren lebt meine alte Schwiegermutter bei mir. Da es aber meine Pflicht ist, zuerst für meine Kinder zu sorgen, so wollte ich gebeten haben, daß meine Schwiegermutter, die auch die Nothwendigkeit davon selbst einsieht, in's Spital aufgenommen würde. Also ein Mann in der Lage, entweder Kinder oder Aeltern aus dem Hause verstoßen zu müssen! Dieses Beispiel, so traurig es auch ist, rechne ich noch gar nicht einmal zu den traurigen. — Ein französischer Flüchtling schrieb vor ungefähr zwölf Jahren an einen berühmten Fürsten: Votre Altesse ignore, et n'apprendra sans doute jamais, de combien de détails se composent le malheur et la misère. Diese für mich, der ich Unglück und Elend durch Erfahrung kennen lernte, inhaltsschweren Worte haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht und sind mir lebendig im Gedächtnisse geblieben. Glückliche der Welt! wenn Ihr wüßtet, aus wie vielen und welchen Détails das Unglück und das Elend sich zusammensetzen, so würdet Ihr die folgenden Umrisse, so grell und schwarz sie Euch vorkommen mögen, nicht übertrieben finden. (Frühjahr 1830.)

und in vielen besondern Familien nimmt aber so verschiedene Gestalten an und setzt sich aus so vielen Zufällen, Umständen, Leiden, Hindernissen, Entbehrungen, Widerwärtigkeiten zusammen, daß, wenn man die Lage eines Armen schildern wollte, mehrere gedruckte Bogen, mit jammervollen Erzählungen und widrigen Beschreibungen angefüllt, nicht hinreichen würden. Wer nach solchen Gemälden verlangt, der kann sie nur allzuleicht in der Wirklichkeit finden. Nur im Allgemeinen will ich daher die Armuth darzustellen suchen.

Wer die Noth weder selbst empfunden, noch recht in der Nähe gesehen hat, weiß nicht, was Armuth ist. Während der Arme kaum mit schwarzem Brod und Kartoffeln seinen Hunger stillen kann, ist der Wohlhabende froh, wenn er Hunger fühlt. Er sieht es als das ihm bekannte gute Zeichen an, daß sein verdorbener Magen wieder in Ordnung kommt, und die Gesundheit, der heitere, blaue Himmel des Lebens, ihn stets wieder anlächelt. Während er sich diesen angenehmen Betrachtungen hingiebt, begegnet ihm ein Unglücklicher mit den Worten: Hunger thut weh! Wie kann er die herzzerreißende Naivität dieser Worte fühlen? — Es ist nicht wahr, Hunger thut nicht weh: Hunger thut wohl! — Ich nehme indessen an, daß er dem Hungrigen mildthätig so viel spendet, als derselbe bedarf, um sich sättigen zu können. Nun meint er, soll doch dem Menschen nichts mehr weh thun! Aber, wie für den morgenden Tag? Auch ist die Nahrung nicht Alles. Die Kleider des Unglücklichen zerfallen in Lumpen, und seine Schuhe und Strümpfe sind in solchem Zustande, daß er baarfuß auf das nasse Pflaster tritt. Der Winter ist vor der Thür; wie wird er in solchem Anzuge Regen und Wind, Schnee und Kälte aushalten? Wie seine Kleider, so auch sein nächtliches Lager. Wo und wie schläft er, was für Wäsche hat er, wie ist für Reinlichkeit gesorgt? . . . . . Allein davon ist schon längst nicht mehr

die Rede, ein frisches Bund Stroh würde für ihn schon eine Erquickung seyn .....! Obgleich so viele Menschen die Wirklichkeit ertragen müssen, so wagt man es doch nicht, in die, alle Sinne empörenden Umstände einer solchen Lage mit Worten einzudringen.

§. 2. Folgen der Armuth.

Hat nun der Mann, sei es von Natur, sei es in Folge einer vernachlässigten Erziehung, einen wilden, unbändigen Charakter, was beginnt er dann, wenn er solchem Elend sich preisgegeben sieht? Sollte er nicht selbst auf das Böse kommen, so bringen ihn andere, bereits ausgeartete Unglückliche darauf. Ist nun in einem Hause Einbruch geschehen, wurden Reisende auf der Landstraße überfallen, so braucht man nicht weit nach dem Thäter zu suchen. Gefährlicher und furchtbarer wird er noch bei allgemeinen Unruhen, Volksaufläufen, Empörungen. Sein Haupt erhebt sich, im Gegensatze mit seiner bisherigen Niedrigkeit und zur Entschädigung für die erlittene Demüthigung, zu gedoppeltem Hochmuth. Wehe demjenigen, der ihm nicht spendete; er wird es ihm theuer nachzahlen müssen! Wehe demjenigen, der ihm von dem Seinigen mittheilte; wo etwas zu holen ist, hat er ihm die Spur gewiesen! Doch erreicht zuletzt die schwere Hand der Gerechtigkeit den Unglücklichen. — Warum nach jenem öden Hügel der Flug der Raben? — Entsetzlich! — Im Fürsten-, Grafen-, Adel-, auch nur in dem gebildeten Bürgerstande geboren, wäre er vielleicht als Braver, als Held, auf dem Felde der Ehre gefallen. — Dahin brachte ihn die Armuth.

Ist der Mensch von sanftem Charakter, erhielt er eine bessere Erziehung, blieben verderbliche Beispiele seinem Auge verborgen, wurde er nicht durch böse Einflüsterungen verleitet, so waren die verzweiflungsvollen Umstände, worin wir ihn gesehen haben, nur der Anfang seiner Leiden. Noth, wie Unmäßigkeit, zieht Krankheiten nach sich; Gicht

lähmt die Glieder, verdorbene Säfte erzeugen quälende Uebel, Auszehrung führt ein schmerzliches Ende herbei.

Denn in dem Unglück pflegen die Sterblichen frühe zu altern.
Voss. Odyss. XIX, 360.

Ohne Pflege, ohne Arzt, ohne Trost, ein baldiger Tod bleibt des Verschmachtenden einzige Hoffnung. Wird er zeitig genug in ein Spital gebracht, um dort seinen Geist aufzugeben, so wird sein Körper secirt, und das anatomische Theater wirft ihn endlich zerstückelt in die Grube.

Und doch war er ein Mensch, wie wir. Der Schöpfer hatte ihm dieselben Gliedmaßen, dieselben Sinne, dieselbe Vernunft, dasselbe Gefühl verliehen, wie, Leser, Dir und mir! An seinem Leichnam studiert der junge Arzt die Wunder des menschlichen Organismus, den Körperbau des stolzen Fürsten, der zarten Gräfin, des gelehrten Akademikers. Auch für ihn hatte eine Mutter die Geburtsschmerzen erlitten; auch für ihn war die gesegnete Milch der weiblichen Brust entquollen; auch ihn hatte der Mann Gottes, zuerst seinen Namen aussprechend, Gott dem Herrn, gewidmet; auch ihn hatte ein hoffender Vater mit segnendem Gebet an sein Herz gedrückt; auch für ihn war die schöne, Tag und Wärme spendende, Himmel und Erde mit Leben und Segen erfüllende Sonne alle Morgen im glänzenden Osten aufgegangen; auch er war zum fühlenden Daseyn frohlockend erwacht, und auch ihm hatte der heitere Frühling des Lebens freundlich gelächelt; auch ihn hatten schützende, befreundete, mütterliche Hände im Grünen, auf den Feldern umhergeführt, das im Grase hervorguckende frische Blümchen pflücken, die Lieblichkeit der freien Natur empfinden lassen, die er vielleicht späterhin nie mehr genoß. Welch' ein Unterschied zwischen der Vergangenheit, wo ein unschuldiges Lächeln um seine kindlichen Lippen schwebte, und der Gegenwart, wo die schwere Last der Sorgen sich drückend auf seiner Stirn in finstern Falten zusammenzieht!

Was bereitete einem Menschen, der uns vielleicht an Frömmigkeit und Tugend übertraf, das harte Schicksal? Die Armuth!

§. 3. Armuth, nicht immer verschuldet.

Aber die Armuth, wird vielleicht der Leser einwenden, wovon war sie die Folge? Doch wahrscheinlich nur Folge der Faulheit, des Trunkes oder anderer Laster. Arbeit findet sich immer für denjenigen, der sie aufrichtig sucht und sich ehrlich nähren will. — Ich will nicht in Abrede stellen, daß dergleichen Fälle eintreten. Man würde aber den Vorwurf einer großen Ungerechtigkeit gegen viele Nothleidende auf sich laden, wenn man diese Ansicht als Regel aufstellen wollte. Ein armer Arbeiter wird alt; junge Arbeiter, die mehr und wohlfeiler leisten können, drängen sich vor; der alte wird entlassen. Was soll nun ein Weber, ein Kattundrucker, ein Buchbinder, ein Schuhmacher, ein Schneider oder sonstiger gewerblicher Arbeiter, der nur Eine Arbeit versteht, darüber zur Maschine geworden ist und alle Geschicklichkeit im Uebrigen eingebüßt hat, anfangen? Bedienter werden? Keine Herrschaft nimmt ihn. Die Dienstboten gehen ja selbst demselben Schicksal entgegen. Holzhauer? Dazu hat er die körperliche Kraft nicht. Eckensteher? Es giebt deren bereits mehr, als Ecken. Während des Deliberirens hört aber das Verdauungsgeschäft des Magens nicht auf. Der Hunger drängt, thut weh! Unter solchen Umständen muß wohl der Mann zum Straßenbettler und Vagabunden werden.

Wenn indeß Ehrgefühl, neue Hoffnungen oder polizeiliche Maßregeln ihn daran verhindern, so tödtet ihn die Armuth noch früher. — Ihn; aber für seine Familie tritt ein noch größeres Elend nach seinem Tode ein.

Er hat eine Frau und ein halbes Dutzend unerzogener Kinder ohne Obdach, ohne Kleidung, ohne Brod hinterlassen. Der Mann und die Frau konnten sonst, abwech-

selnd, auf Erwerb gehen. Jetzt fällt die ganze Last auf die Wittwe allein. Wenn sie bei den Kindern bleibt, wo sollen die Kartoffeln herkommen? Wer soll die unruhige Schaar hüten, während sie auf Arbeit ausgeht? Gehütet wird sie nicht. An einem kalten Winterabend höre ich seitwärts auf der Straße wimmern. Der Laternenschein läßt mich in einem Mauerloche ein mit Lumpen halb bedecktes Kind erblicken. — Was wimmerst Du hier? — „Darf nicht nach Hause gehen; habe nicht so viel gekriegt, wie ich soll; bekomme nichts zu essen, und Schläge obendrein!" — Bei einem Spiele oder Zanke fällt das eine in's Feuer, das andere stürzt von einer Leiter herunter und bricht den Arm, ein drittes spielt mit einem Beil und haut sich in den Fuß. Das Elend ist gränzenlos. Endlich sterben die Kinder nach einander hin. Sie haben, nur um Schmerz zu sehen und zu empfinden, das Tageslicht erblickt. In einer großen Stadt genossen sie nicht einmal den erquickenden Anblick der grünen Felder und die erfreuliche Wärme der Sonnenstrahlen. Nicht nur von der menschlichen Gesellschaft, auch von der Natur wurden sie ausgestoßen. Selbst das Mutterherz sieht sie ruhig den Weg zum Grabe wandeln.

Was war denn das Verbrechen der bedauernswürdigen Geschöpfe? War es eine verschuldete Armuth? Es war Armuth, und nur Armuth!

§. 4. Fortpflanzung der Armuth.

Armuth ist ein hartnäckiges erbliches Uebel. Wie Reichthum neuen Reichthum erzeugt, so, und noch mehr, Armuth neue Armuth. Verfolgen wir das Schicksal jener Familie weiter, so finden wir, daß von den Kindern nur eins oder zwei übrig geblieben sind. Aber wie werden diese Waisen erzogen? Sie wachsen nur auf. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Söhne wie der Vater sterben, und die Töchter als Opfer giftiger Freuden einem

noch traurigern Schicksal, als das der Mutter war, entgegen gehen.

Es wird bisweilen jene dichterische Floskel wiederholt: Die Armuth bringe nichts Härteres mit sich, als daß sie die Leute lächerlich mache;

> Nihil habet infelix paupertas durius in se,
> Quam quod ridiculos homines facit.
>
> Juven. Sat. 3.

Dies könnte allenfalls von der Armuth solcher Leute gelten, welche, ohne reich zu seyn, die Vornehmen spielen wollen. Es giebt aber eine Armuth, welche wohl Ernst, schrecklicher Ernst ist!

§. 5. Armuth der Nicht-Almosen-Armen.

Wir wenden den Blick von diesen in der That schrecklichen Bildern ab und betrachten eine weniger ergreifende, aber viel allgemeinere Armuth. Ich meine die Armuth der Nicht-Almosen-Armen, die Armuth derer, die aus Ehrgefühl nicht arm seyn wollen, die aber, um nicht unter die Armen gezählt zu werden, bisweilen sich noch größern Anstrengungen und drückendern Entbehrungen, als die Almosen-Armen selbst, unterziehen müssen.

Ein großer Theil der arbeitenden Klasse kann bei dem jetzigen Zustande der Gesellschaft hieher gerechnet werden. Ein Geselle oder sonstiger Arbeiter verdient sein Brod und erübrigt die Woche genug, um den freien Sonntag vergnügt zubringen zu können. Er überlegt aber nicht, daß er nur deshalb so gemächlich lebt, weil er nur für sich zu sorgen hat; so überläßt er sich dem blinden Triebe der Liebe, und wird Familienvater. Sein Loos ist jetzt entschieden. Es ist das Loos jener flatternden Frühlingsgeschöpfe, welche die letzte Stufe ihrer Verwandlungen nur deshalb zu erreichen scheinen, um ihr Geschlecht fortzupflanzen, und gleich darauf von dem kurzen Lebenstraum wieder zu scheiden. Es kommen Kinder. Der vergnügte Sonntag

muß aufgegeben und zu den Arbeitstagen der Woche geschlagen werden. Der Tag ist nicht mehr hinreichend, das tägliche Brod für eine zahlreiche Familie zu erwerben; auch die Nacht muß für die Arbeit zum Tage werden. Gott schuf die Welt in sechs Tagen und ruhete den siebenten; der Mann arbeitet sieben Tage und sieben Nächte, und fängt sieben Tage und sieben Nächte dieselbe Arbeit wieder an, ohne ruhen zu dürfen. So leben, heißt nicht leben. Ein solches Leben ist nichts mehr als eine freiwillige Sclaverei zu nennen.

Anstatt auf die Kinder zu sehen, muß die Frau mitarbeiten. Es fehlt überall, und überall müssen Entbehrungen eintreten. Der Mann unterliegt der Arbeit und den Sorgen, wird kränklich und mürrisch. Zu dem nagenden Kummer und den rastlosen Anstrengungen kommen, bei der Frau, die häufigen Wochen hinzu. Sie verliert den jugendlichen Reiz; auf den frühern Putz folgt Vernachlässigung, sie wird übellaunig und zänkisch. Mann und Frau erkennen jetzt, daß es, für sie beide, besser gewesen wäre, wenn sie sich nicht gegenseitig in diese Lage gestürzt hätten, und jeder schreibt dem andern die Schuld zu. Der Mann sucht seinen Trost in starken Getränken, die Frau erweckt seine Eifersucht. Die Ehe wird zur Hölle!

§. 5. Erziehung der Kinder.

Wie sieht es aber, bei einer solchen Ehe, mit der sittlichen Erziehung der Kinder aus? Die beste Grundlage derselben ist Achtung vor den Aeltern. Wie können aber Kinder einen Vater achten, den die Mutter schmäht, und eine Mutter, die dem Vater ein Gegenstand des Widerwillens ist? Erfolgt Trennung der Ehe, so sind die Kinder noch schlechter daran. Die darauf folgende neue Heirath ist nicht glücklicher, als die vorige, und die Kinder der ersten Ehe werden dabei der schlechten Behandlung eines lieblosen Stiefvaters oder einer bösen Stiefmutter ausge-

setzt und Preis gegeben. Zwar sind die grausamen Stiefmütter nicht mehr Mode, wie man sagt. Es mag damit in den höhern Ständen in mancher Beziehung seine Richtigkeit haben; aber in den niedern Sphären der Gesellschaft, wo die rohe Natur und ihre Leidenschaften immer vorherrschend sind, werden die Stiefmütter wohl immer stiefmütterlich gesinnt bleiben.

Warum waren die Kinder unglücklich, warum wurden sie schlecht erzogen, warum kam die Stiefmutter in's Haus, warum wurde die erste Ehe aufgelöst, warum wird es die zweite wieder, warum wurden Mann und Frau einander unerträglich, warum war ihr Leben aller Freuden beraubt und bis in den Tod verbittert? Nicht die Armuth selbst, im strengsten Sinne des Wortes, richtete so viel Unheil an; hinreichend hiezu war schon die drückende Nähe der Armuth.

§. 7. Der Mensch, gedrängt von Armuth und Arbeit.

Als Arme betrachte ich nicht bloß diejenigen, welche nicht im Stande sind, sich das Nöthige zu ihrem Unterhalt zu verschaffen, sondern auch diejenigen, welche sich ihren Unterhalt zwar verschaffen können, aber nur durch übermäßig anstrengende oder anhaltende Arbeit und Mühe, wobei sie ihre ganze Freiheit, alle ihre Lebensfreuden und sogar ihre Gesundheit aufopfern müssen. Wenn der Mensch, um sich und seiner Familie den nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, übermäßig arbeiten muß, so ist er in der That arm zu nennen. Denn, wenn er nicht über Gebühr arbeitete, so würde ihm und seiner Familie der Theil des Unterhalts fehlen, den er nur durch die übermäßige Anstrengung zu erringen vermag.

In dieser Lage wird der Mensch zum Sclaven. Er ist zwar nicht das Eigenthum eines Andern, hängt aber darum nicht weniger von dem Willen seines Brodherrn ab. Hängt er nur von sich selbst ab, so ist er noch schlimmer

daran, denn er ist sein eigner Sclave und hat nicht den etwanigen Schutz des Brodherrn. Keinem ist an seiner Erhaltung etwas gelegen. In den christlichen Staaten ist die persönliche Sclaverei abgeschafft, aber die, täglich neu geschmiedeten Fesseln des Hungers lassen sich nicht sprengen. Eine härtere, unerbittlichere Sclaverei ist dadurch an die Stelle der frühern getreten. Der Mensch ist Sclave der gesellschaftlichen Ordnung geworden. Diese kümmert sich um den Einzelnen oft nur, insofern die öffentliche Sicherheit durch ihn gefährdet werden kann, und gewährt ihm zwar das Nothdürftigste, jedoch nicht eher, als wenn er freiwillig alle Freiheit, alle Ruhe, alle Lebensfreuden aufgiebt. Ein solcher Zustand des Menschen läßt sich eben so wenig mit den Absichten der Natur, als mit den religiösen Vorschriften vereinigen. In sudore vultus tui comedes panem! (Genes. III, 19.) Aber die Religion verurtheilt den Menschen nicht zur Sclaverei, im Gegentheil wird die Sclaverei von der Religion verdammt. Die Natur, ihrerseits, vergönnt dem Wilden und selbst dem Thiere abwechselnd Schlaf und Ruhe, Genüsse und Freuden.

Zu den Sclaven der gesellschaftlichen Ordnung sind bei dem jetzigen Zustande der Dinge in den meisten Staaten von Europa beinahe alle gewerbliche Klassen zu rechnen, und werden es, bei den herrschenden Ansichten, mit der Zeit in einem noch viel schlimmern Grade seyn. Dies gilt vorzüglich von den großen Städten und den Fabrikorten. Viel glücklicher lebt der schlichte Landmann, wenigstens so lange, als staatswirthschaftliche Plagen anderer Art ihn nicht treffen. In seiner Hütte, wo er nicht der eingebildeten Freiheit des Stadtbewohners theilhaftig ist, kann ihm doch die freie Luft nicht benommen werden. Seine Arbeit wechselt beständig. Sie ist eine ganz andere im Winter, als im Sommer, im Frühjahr, als im Herbst. Von Woche zu Woche wird seine Thätigkeit auf eine andere Weise durch die Veränderung der Witterung, durch den vorschrei-

tenden Wachsthum der Feldfrüchte, durch die Fütterung, Hütung und Benutzung des Viehes in Anspruch genommen. Holz zum Heizen im Winter; Kartoffeln, Milch und Butter, Brod, Gemüse und geräuchertes Fleisch, um den lästigen Magen zur Ruhe zu bringen, hat der Landmann aus der ersten Hand. Was er nothwendig bedarf, das Leben zu fristen, bringt er nicht zum Verkauf auf den Markt. Bei ihm werden auch Festtage und Sonntage heiliger gehalten. Wenn er auch die Ruhe nicht beobachten wollte oder dürfte, welche der, auf dem Berge Sinai blitzende und donnernde Himmel in seinem Gebot vorschrieb, so würde er doch durch den über seinen Fluren blitzenden und donnernden Himmel bisweilen zur Ruhe gezwungen werden. Donner und Blitz sind aber für den gewerblichen Stadtbewohner ein gleichgültiges Schauspiel; er sieht und hört sie nicht einmal. Die Presse, die Scheere, die Säge, der Hammer, die Feile, das Spinnrad, der Webestuhl u. s. w. gehen, wie Dampfmaschinen, ihren emsigen Gang immer fort. Immer fort, ohne Rast und Ruhe, Sommer und Winter, bei schönem, wie bei schlechtem Wetter, bei Frost und Hitze, Morgens und Abends dieselbe Arbeit, dieselben Verrichtungen, dieselben Werkzeuge, derselbe Sitz, dieselbe beengte Stube, dieselbe eingeschlossene Luft; Müdigkeit, Unwohlseyn, Mißmuth, häusliche Zwietracht und Noth, ungesunde und ungezogene Kinder; — Dies ist, was der Druck zwischen Arbeit und Noth sagen will, und das Sclavenleben des gewerblichen Bewohners großer Städte und Fabrikorte.

§. 8. Dienstboten.

Die gewerblichen Arbeiter sind nicht die einzige Menschenklasse, welche in den neuern Staaten die Armuth zu Sclaven der gesellschaftlichen Ordnung macht. Die Dienstboten, männliche und weibliche, bilden eine zahlreiche andere. Was ist ihr Lebenslauf? Ihre besten Jahre werden ihren

Herrschaften aufgeopfert. Dann sehnen sie sich nach Ruhe, Freiheit, Selbstständigkeit. Oder sie heirathen und sinken mit ihren Kindern in die tiefste Armuth. Heirathen sie nicht, so kommen sie doch zuletzt außer Dienst, weil sie alt werden, und die Herrschaften jüngere, rüstigere Dienstboten vorziehen. Das Wenige, was sie von ihrem Lohn ersparen konnten, wird, oder ist bereits verzehrt. Sie versuchen allerlei. Viele gerathen auf schlechte Wege. Alle helfen sich kümmerlich. — Wiederum die tiefste Armuth!

Zweiter Abschnitt.

Höhere Armuth.

§. 1. Ansicht des Staats.

Wir wollen unsere Betrachtungen über die Armuth in den niedern Klassen der menschlichen Gesellschaft nicht weiter verfolgen. Diesen traurigen Gegenstand können und wollen wir nicht erschöpfen. Es kam uns nur darauf an, den Leser auf den Boden aufmerksam zu machen, worauf die hohe Pyramide eines Staates ruht.

Auf der Spitze der Pyramide glänzen Kronen, glorreiche Fahnen; die höhern Stufen sind mit Reichthümern und Ueberfluß beladen; rauschende Gastmähler, stolze Kunstwerke, prächtige Schauspiele fesseln das Auge und erregen Bewunderung. Wer aber trägt und bringt dies zusammen? Die höhern Klassen sind es nicht, obschon sie dies alles besitzen und damit schalten und walten. Was würde von all' dem Glanze, den Reichthümern übrig bleiben, wenn die untern Klassen mit einem Male fehlten, wenn es keine Arbeiter, keine Dienerschaft mehr gäbe? Auf den niedern Klassen der Gesellschaft ruhen also die höhern, so wie auf diesen die allerhöchsten. Es ist aber von großer Wichtigkeit, klar einzusehen und zu begreifen, daß dieses große

Gebäude den Eismassen und Pyramiden der Gletscher ähnlich ist, welche hochaufgethürmt und mit den herrlichsten Farben prangend, den betrachtenden Wanderer in Erstaunen und Entzücken versetzen, während die unsichtbare untere Fläche derselben, in den von ihnen angefüllten Klüften und Tiefen langsam, aber unaufhaltsam stromförmig heruntergleitend, von der Erdwärme allmälig durchdrungen wird, sich auflöst und schwindet. Was die Erdwärme für den Gletscher ist, das ist die Armuth für die niedern Klassen der Gesellschaft. Durch Armuth und Elend in Krankheiten, Verwahrlosung, Verzweiflung gestürzt, gehen diese Klassen schon bei Lebzeiten in Todes-Fäulniß über, und ein düstrer Leichenstrom rollt fortwährend aus ihnen nach dem schwarzen Schlund der Kirchhöfe hin.

Die jetzigen europäischen Staaten setzen dem Uebermaß der Bevölkerung, welches immer das grausamste Einschmelzen der niedern Klassen mit sich bringen muß, keine andere Gränze entgegen. Ich gebe es zu, diese Vorstellung ist schrecklich und muß jeden, der die gesellschaftliche Ordnung in ihrem Werden und ihrer Gestaltung aufzufassen vermag, tief erschüttern und mit Wehmuth erfüllen. Die Wirklichkeit ist aber da, und läßt sich durch keine Vorspiegelung, durch keine Sophismen fortläugnen.

§. 2. Armuth im Reichthum.

Die Armuth ist indeß nicht auf die niedern Klassen der menschlichen Gesellschaft allein beschränkt. Auch in die höhern Klassen erstreckt sich die Armuth, obschon in versteckteren Formen. Nicht alles, was glänzt, ist Gold, sagt das alte Sprüchwort. Die strenge Armuth ist etwas Absolutes, sie ist ein wirklicher Mangel am Unentbehrlichsten; der Reichthum aber ist etwas Relatives, ein Verhältniß zwischen den Bedürfnissen und den Mitteln, sie zu befriedigen, wobei die Mittel überwiegend sind. Wenn nun diese Mittel zwar groß sind, die Bedürfnisse aber noch größer,

so gesellt sich zu dem Reichthum die Armuth, und er wird von ihr bis auf seinen Thron verfolgt und überflügelt. Ein entthronter Fürst, ein gefallener Millionair, wenn gleich derselbe noch ein Vermögen behält, welches einen Andern zum wohlhabenden Manne machen würde, sind im Vergleich mit dem, was sie früher waren, arme Leute. Es liegt indessen jetzt nicht in unserm Zweck, die Armuth in dieser höheren Sphäre zu betrachten, und wir steigen zu den Klassen der menschlichen Gesellschaft wieder hinunter, wo die Armuth sich weder, wie bei den untersten Klassen, als wesentlich physisch, noch, wie bei den höhern, als wesentlich moralisch, sondern als zugleich moralisch und physisch bekundet.

§. 4. Armuth in gebildeten Ständen.

Eine anständige Erziehung, ein geübter Verstand, edlere Gefühle, mit einem Worte, das gefühlte Bewußtseyn menschlicher Würde und seiner selbst, bildet die Scheidewand zwischen den niedern und höhern Klassen der menschlichen Gesellschaft, insofern übrigens die angegebenen Vorzüge, welche in verschiedenen Graden vorhanden seyn können, eine Scheidewand zu nennen sind. Wenn Jemand, durch Umstände, sich in eine niedrigere Lage versetzt findet, als die war, worin er früher lebte, oder wenn er eine höhere Erziehung erhalten hat, als es die Lage, an die er jetzt gebunden ist, mit sich bringt, so wird ihm die Armuth um so drückender, um so schmerzlicher, als das Bewußtseyn der menschlichen Würde, und der in der Welt verfehlten oder verlornen Stellung, in ihm lebendig wurde. Zu dem physischen Ungemach gesellen sich alle Qualen der Einbildung, welche die entbehrten Güter noch vergrößert und verschönert, der Betrübniß, welche die herandrohenden Uebel mit den schwärzesten Farben ausmalt und noch unerträglicher macht, als sie wirklich sind. Solche Leute erscheinen als Reiche gegen die Nothleidenden der niedern

Klassen, und können doch dabei noch mehr zu beklagen seyn. Sie sind es in der Regel um so mehr, als sie nicht beklagt seyn wollen.

Hieher gehört obenan eine große Anzahl Wittwen, sowohl von Staatsbeamten, als von andern gebildeten Ständen. War der Mann Kaufmann, Fabrikant, Mechaniker, Uhrmacher, Färber, Gastwirth ꝛc., so muß die Frau: Entweder das Geschäft des Mannes fortsetzen und von der Treue und dem Eifer eines Geschäftsführers abhangen, der durch seine Anmaßungen oder seine Gleichgültigkeit die Kunden bald verscheucht; oder sie muß das Geschäft aufgeben und von dem, was ein, die Gelegenheit benutzender Spekulant für die vorhandenen Waaren, Immobilien, Geräthschaften, zahlen will, ihre Kinder erziehen, und leben, wie sie kann. War der Mann Militair, Beamter, Professor, Arzt, Geistlicher, Lehrer, so hat er wahrscheinlich noch weniger hinterlassen, und die Frau muß, da sie nicht in das Amt des Mannes treten kann, sich mit der kleinen Pension einer Wittwenkasse und dem vorhandenen geringen Vermögen, wenn es ihr die Gerichte nicht streitig machen, einrichten. So kann der Fall eintreten, daß die Frau eines Beamten, der jährlich drei tausend Thaler ausgab und für seinen Stand nur einen mäßigen Aufwand zu machen glaubte, jetzt als Wittwe sammt den Kindern mit dreihundert Thalern auskommen muß. Vor Hunger wird sie freilich nicht sterben; aber man stirbt nicht bloß vor Hunger, sondern eben sowohl an Uebeln, welche unterdrückter tiefer Schmerz und langer Gram zur Folge haben.

§. 4. Arme Studenten.

Ich glaube nicht, einen großen Sprung zu machen, wenn ich nach dieser Klasse wohlhabender Leute, bei welchen die Armuth unerwartet und fremdartig einkehrt, eine andere Klasse unmittelbar folgen lasse, die, in andern Rück-

sichten, unter allen Menschenklassen als eine der glücklichsten erscheinen dürfte.

Ich meine jene übergroße Anzahl von unberufenen Studenten und angehenden Künstlern aller Art, welche, von allen Subsistenzmitteln entblößt und mit den allergewöhnlichsten Talenten ausgestattet, die Gymnasien, Akademien und Universitäten überfüllen, und, anstatt ihren Fleiß und Verstand auf ihre Kunst oder ihre Studien ungetheilt verwenden zu können, täglich darauf denken müssen, wie sie den bellenden Magen beschwichtigen werden.

Es müssen Stipendien nachgesucht werden; es müssen von allen Seiten Zeugnisse zusammengebracht werden; es müssen freie Mahlzeiten nachgesucht werden; es müssen, den Adreßkalender in der Hand, Beiträge gesammelt, oder freie Collegia erbettelt werden; es müssen Buchhändler, Restaurateurs, Stubenvermiether, Schneider, Schuhmacher, Wäscherinnen zur Geduld verwiesen werden; und, wenn das Examen nothdürftig überstanden ist, müssen, um Beschäftigung oder eine Anstellung zu finden, wiederum ebensoviele erniedrigende Schritte gethan werden, die Geist und Gesinnungen, Wissenschafts- und Kunsteifer ersticken.

Beschäftigung und Anstellung werden gefunden. Aber unter welchen Bedingungen? Wo bleibt die hohe Wissenschaft, die edle Kunst? Den ganzen, langen Tag und die halbe Nacht mechanische, gedankenlose Arbeit! Und wie steht es aus mit Wohnung, Kleidung, Wäsche, Beköstigung, Diäten oder monatlicher Remuneration?

Beschäftigung und Anstellung werden nicht gefunden. Was bleibt dem eingebildeten Literatus zu thun übrig?

Ohne eigentlichen Beruf, ohne Geschmack und Talent dazu, wird er Hofmeister oder Lehrer, und die neue Generation muß die an ihm begangene Sünde der vorigen Generation abbüßen. Oder er schwingt sich zum Novellendichter, zum Recensenten für Journale, oder gar zum

demagogischen Schriftsteller auf, bis ihm die Regierung eine nicht nachgesuchte Versorgung anweist.

Dabei sind die schon mit Aengsten in die Zukunft hineinblickende Braut, oder die bereits nach Brod schreienden Kinder nicht zu vergessen.

Wenn ich mir ein solches Leben denke, und zugleich den Gesellen, der, seines täglichen Brodes gewiß, frei, mit lustigen, singenden, jauchzenden Gefährten auf der Landstraße wandernd, zur vollständigen Erlernung seiner Profession von einer Stadt zur andern zieht, so bin ich in Zweifel, ob es nicht ein annehmlicher Wunsch wäre, daß der Literatus ein ähnliches Leben führte.

In keinem Falle ist diese zahlreiche Menschenklasse glücklich zu nennen. Sie fällt zuletzt dem Staate und sich selbst zur Last. Sonst hieß es: Kunst geht nicht betteln. So groß aber die Aufopferungen mancher Regierung sind, so vereinigen sich doch jetzt Wissenschaft und Kunst, um betteln zu gehen. Also überflügelt die Armuth nicht bloß den Wohlstand, sondern auch die Wissenschaften und Künste.

§. 5. Durch Erwerbsunternehmungen erzeugte Armuth.

Eine andere höhere Klasse Bedrängter und Beängstigter besteht aus einer Unzahl Unternehmer, die vom Zuspruch des launigen, modesüchtigen Publicums abhangen, als: Restaurateurs, Conditoren, Weinhändler, Tabakshändler, Uhrmacher, Mechaniker, Buchhändler, Kunsthändler, Tuchhändler, Modehändler, Hutmacher, Wechsler ꝛc.

In den Ländern, wo die Gewerbefreiheit eingeführt ist, werden die Leute dieser Klasse so frei vom Gewerbe, daß sie nichts mehr zu thun haben, und auch nicht wissen, was sie thun sollen.

Ein kleines Kapital hat der Mann vom Vater geerbt, auch die Frau hat eine kleine Mitgift beigesteuert. Damit wird der erste Ankauf gemacht, das prächtige, neue Gewölbe ein=

eingerichtet. Eben so werden die Kosten für das Lithographiren der, nach Angabe des Adreßbuches, an das vornehmere Publicum zu sendenden Anmeldungsbriefe, und für das wöchentliche Einrücken der mit Verzierungen eingefaßten einladenden Zeitungsanzeigen damit gedeckt.

Daß Schulden gemacht werden, will ich nicht einmal voraussetzen.

Allein Unternehmungen der Art, Läden und Gewölbe, fehlen nicht; deren sind schon so viele vorhanden, als es Käufer giebt. Die Käufer kommen nicht, vergeblich bleibt die Hoffnung auf zunehmenden Absatz; das Gewölbe muß wieder geschlossen werden, und der Mann ist banquerott. Oder es kommen die Käufer, und die Geschäfte gehen gut. Dann aber verliert der Nachbar; und der Nachbar ist es, der sein Gewölbe aufgeben muß, und banquerott wird.

Hinterher sind immer Frau und Kinder, die alle einen Magen haben, nicht zu vergessen.

§. 2. Armuth auf dem flachen Lande.

Auf dem Lande können auch Gutsbesitzer in große Verlegenheit gerathen.

Die Kriege haben viele hart getroffen und mit Schulden belastet. Dabei haben sie schwere Abgaben zu entrichten. Wo sollen sie das Geld hernehmen, um Abgaben und Zinsen zu bezahlen, wenn die Getreidepreise schon niedrig stehen und noch immer tiefer sinken? Die Erfahrung zeigt, daß die Wollmärkte ihnen nur eine sehr wandelbare Zuflucht gewähren.

Daher die vielen Subhastationen, welche die Intelligenzblätter und die Zeitungsbeilagen anfüllen. Daher die häufigen Güterlotterien, wenn sie gestattet werden.

Die Landgüter gehen zu den papiernen Fortünen glücklicher Speculanten des Tages über. Das stetige Element des Staats, der Adel, verläßt das Grundeigenthum, seinem ursprünglichen Character zuwider. Der bürgerliche

Besitzer wird auf seinem eigenen Gute Pächter. Bei allen diesen Veränderungen kann der Landmann schwerlich festen Glauben an die Hoheit seiner Herren, und die damit verbundene Achtung vor denselben bewahren. Mitunter unterbleiben auch nicht Bedrückungen und Scheerereien für Bauern, Kossäten, Tagelöhner.

Also, selbst bei dem sichersten und achtbarsten Besitze, dem Landeigenthum, Armuth und wiederum Armuth.

§. 7. Armuth der Staatsbeamten.

Es soll Länder geben, in denen die Staatsbeamten, wo nicht des Militair-, doch wenigstens des Civilstandes, nur als Söldner und Commis betrachtet werden, und von einem Tage zum andern, je nach dem Gutbefinden des Chefs, ihre Entlassung zu gewärtigen haben. Bei einer solchen Einrichtung kann es nicht fehlen, daß der unmittelbare Chef mit Schmeichlern und eigenen Creaturen umgeben wird. Wie sich aber aufrichtige Anhänglichkeit an den Staat, auf Eid und Pflicht gegründeter Eifer, innere, gewissenhafte Treue damit vereinen lassen, ist nicht so leicht abzusehen.

Den feierlichen Versicherungen wollen wir es jedoch glauben. Wenn aber der unerwartete Entlassungsbrief in's Haus geschleudert wird; wenn die Frau weint, dem Mann seinen Mangel an Gewandtheit vorwirft, oder seine Erbitterung anfeuert; wenn die Kinder nach Brod schreien; dann ist es nicht zu verwundern, wenn Regierung und Staat böswillig unterschieden, und, im Namen des Staates, die Regierung mitgenommen, die öffentlichen Blätter mit Anschuldigungen angefüllt, das Mißtrauen der Nation erregt, und die öffentliche Ruhe gefährdet werden.

Dergleichen Umkehrungen können nicht in einem Staate vorkommen, wo der Beamte nicht von der augenblicklichen Laune seines unmittelbaren Chefs abhängt, und daher auch nicht immer am Rande der Armuth schwebt. Aber sie

sind unausbleiblich in einem Staate, wo der Beamte diesen Gefahren Preis gegeben wird; und, abgesehen von ihrem Nachtheile für den Staat selbst, bleiben sie eine harte Prüfung für den Familienvater, den sie treffen.

Also auf Armuth, auf jammernde Frauen und vor Hunger schreiende Kinder komme ich immer wieder zurück.

Dritter Abschnitt.

Unterscheidung der Armuth nach ihren Ursachen.

§. 1. Unterstützte Armuth.

Die Armenpflege kann nur die Armuth im engern Sinne, die physische, die materielle Armuth zum Gegenstande haben. Da indessen das Materielle und Geistige, das Physische und Moralische immer mehr oder weniger in der menschlichen Gesellschaft in einander eingreifen, so ist es eine sehr humane Eintheilung der Armen, wenn man, wie es bisweilen geschieht, gewöhnliche, etatsmäßige, niedere, und verschämte, schamhafte, höhere, unterscheidet.

In den vorstehenden allgemeinen Schilderungen der Armuth sind wir einem, dieser Eintheilung entsprechenden Stufengange gefolgt, indem wir die Armuth zuerst bei den niedern Klassen der menschlichen Gesellschaft, und dann bei den höhern besonders betrachtet haben. Allein unsere Betrachtungen liegen schon größtentheils außer dem Bereich der bei dem Armenverpflegungswesen vorkommenden Eintheilung in höhere und niedere Arme, und diese Eintheilung, wenn wir sie auch in dem Umfang nehmen wollen, wie es in den vorstehenden Schilderungen geschehen ist, verbreitet über die Quellen der Armuth kein Licht.

Es ist klar, daß die Eintheilung der Armuth in eine höhere und niedere sich nur auf äußere Umstände, auf Bildung und Stand der Personen gründet. Da es aber hier

auf die Aufsuchung und Beleuchtung der Armuthsquellen ankommt, so müssen wir, um die Quellen der Armuth zu erforschen, eine Eintheilung der Armuth auffinden, welche aus diesen Quellen selbst offenbar hervorgeht, und zu denselben ohne Verirrung und mit bestimmter Absonderung dessen, was nicht aus denselben fließt, zurückführt.

§. 2. Natürliche und künstliche Armuth.

Wenn mich ein gesunder Mann, dem weder Kopf, noch Kraft zu fehlen scheint, um eine Gabe anspricht, so entsteht in mir die Frage: Warum bettelt der Mann, warum ist er arm? Ich empfinde einen Widerwillen, ihm das Almosen zu geben, ob er gleich, vielleicht ohne seine Schuld, in diese schlimme Lage gerathen ist.

Wenn ein gebrechlicher Mann, ein Blinder, ein Verstümmelter, ein Blödsinniger um ein Almosen fleht, so frage ich nicht, warum er es thut; ich betrachte ihn mit Bedauern und fühle mich bewogen, mein Schärflein in den Hut zu werfen.

Kinder, baarfuß bei der Kälte, halb mit Lumpen bedeckt, mit bleichen, abgemagerten Gesichtern, laufen mir auf der Straße nach: Liebster Herr! schönster Herr! bester Herr Baron! liebster Herr Graf! Einen Sechser zu Brod! mich hungert! wir sind acht Kinder! mein Vater hat keine Arbeit! die Mutter ist krank! — Ich frage mich: Was soll aus den armen Kindern werden? Sie sind da, an ihrem eigenen Daseyn haben sie nicht Schuld, und, da sie einmal da sind, so hat die Menschheit Obliegenheiten gegen sie. Wäre es aber nicht besser, wenn diese Obliegenheiten für die Menschheit nicht vorhanden wären? Muß nicht jede Familie im Staate selbstständig seyn, sich selbst auf ordentlichem Wege ernähren können? Wenn der Staat aus lauter Familien bestände, die sich nicht ernähren könnten, was würde aus dem Staate werden?

Im benachbarten Keller lebt eine Familie, die sich nicht ohne Mühe, aber doch ohne Andern zur Last zu fallen, durchzuhelfen weiß. Die Kinder sind, obschon ärmlich, doch warm und reinlich angezogen. Auch scheint es nach ihrem Aeußern nicht, als wenn sie zu geringe oder ungesunde Nahrung erhielten. Mit einem Male erhebt sich ein Jammergeschrei: Der Vater ist am Schlagfluß gestorben! — Die Nachbarn sammeln. Ueberall Theilnahme. Der Wittwe wird geholfen, die Kinder werden untergebracht. Wer dem, auf der Straße bettelnden Kinde nur den Groschen hinwirft, holt gern hier das Thalerstück aus der Börse hervor. Hier stoßen uns alle jene Fragen nicht auf.

Wenn Subscriptions-Listen zur Unterstützung eines Studenten oder eines angehenden Künstlers umhergetragen und vorgelegt werden, so fragt man sich, was sein Vater sei, ob der junge Mann mehr Beruf für die Künste und Wissenschaften in sich fühle oder an den Tag lege, als für den nützlichen, ehrbaren, sicheren Broderwerb seines Vaters? Man fragt sich, durch welche äußere Einflüsse er aus der, ihm durch Geburt bereiteten Stellung in eine Laufbahn hineingeworfen worden ist, worin ihm das Drückende der Armuth im Verhältnisse der ihm eingeimpften Ehrbegierde fühlbar werden muß? Man fragt sich, was aus dem Staate werden würde, wenn alle Individuen aus ihrem Stande herausgerissen, und wenn, anstatt des Spatens, der Axt, der Kelle, des Hammers, der Peitsche, der Ahle, des Hobels, der Spule, der Scheere, des Troges, der Elle, mit einem Mal, von allen Händen überall, nur die Feder ergriffen würde? Kurz, es entstehen wieder eine Menge Fragen.

Wenn aber ein alter Dienstbote nicht mehr dienen kann, ein Arbeiter krank wird, ein Zimmermann oder Maurer, beim Herunterfallen vom Gerüste, den Arm oder das Bein bricht, eine alte Frau vor Schwäche nicht mehr wa-

schen und scheuern kann, dann entstehen keine Fragen; und, wenn höhern Orts nicht für diese Leute gesorgt wird, so kann Keiner, ohne das Edelste im Menschen zu unterdrücken, ihnen Mitleid und Hülfe versagen.

Wenn ein Meister, oder ein Kaufmann, der immer ordentlich gelebt, dessen Fleiß, Sorgfalt, Sparsamkeit nicht nachgelassen hat, allmälig außer Arbeit und Brod kommt; wenn es einer Menge neuer Kaufleute und Meister, welche sich ihm gegenüber oder nebenbei niedergelassen haben, bei allen Bemühungen und Anstrengungen, nicht besser ergeht; dann lassen sich gewichtige Fragen nicht so leicht unterdrücken.

Wird aber der Kaufmann, durch einen Krieg, einen Schiffbruch, oder einen Banquerott, zu Grunde gerichtet; wird der Meister durch eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, oder eine schwere Krankheit, außer Brod gesetzt; dann liegt die Ursache klar vor Augen, und dann ist nicht weiter nach derselben zu fragen.

Wenn, ohne von Krieg, Feuer, Wasser, Viehsterben, Hagelschlag, Mißwachs, heimgesucht zu werden, der Landmann verarmt, in Schulden geräth und ihm das, vom Vater geerbte Gut zuletzt subhastirt wird, so fragt man: Wie geht es zu?

Man fragt nicht, wie es zugehe? ob nicht der Landmann selbst an seinem eigenen Unglück Schuld sei? wenn die genannten Landplagen ihn heimsuchen.

Es geht aus den aufgestellten Beispielen hervor, daß es eine Armuth giebt, die von dem Menschen nicht abhängt und von den Menschen nicht abgewendet werden kann. Sie ist Gottes Wille. Auf diese Art der Armuth sind die Worte Christi zu beziehen: Ihr habet allezeit Arme bei euch. (Matth. XXVI, 11.)

Aus denselben Beispielen kann man aber zugleich entnehmen, daß es auch eine Armuth giebt, welche in den gesellschaftlichen Verhältnissen ihren Grund hat, also von dem Menschen abhängt, und daher von dem Menschen abgewendet werden könnte.

Diese Armuth ist nicht Gottes Wille, obschon Gott ihr Vorhandenseyn, wie das der Sünde, zuläßt. Sie ist des Menschen Wille, und im Allgemeinen liegt die Schuld in den gesellschaftlichen Einrichtungen, bisweilen auch in den Leidenschaften der davon betroffenen Einzelnen.

Diese Art der Armuth nenne ich die künstliche, jene die natürliche.

§. 3. Künstliche Armuth insbesondere.

Das Armenverpflegungswesen müßte nur natürliche Arme als: alte Leute, Waisen, Kranke, Beschädigte, Blödsinnige, kennen. Wenn Alles in der Welt ginge, wie es gehen sollte, so würden auch andere Arme nicht vorkommen. Alsdann wäre es auch leicht, die Mittel zur vollständigen Unterstützung der Armen aufzutreiben. Eine Armentaxe, unter diesem Namen oder unter einem andern, würde nicht nöthig seyn. Mehr brauchte man nicht, als das gewöhnliche Almosen der Christen, selbst wenn der viele Güter habende Jüngling (Matth. XIX, 22.) davon ginge.

Wie die Leiden, welche sich der Mensch zuzieht, in der Regel größer sind, als die, welche die Natur über ihn verhängt, so ist auch die künstliche Armuth ein ungleich allgemeineres und für die Staaten gefährlicheres Uebel, als die natürliche. Die künstliche Armuth erreicht die Regierungen, wie die Individuen, und lähmt ihre Pläne, oder der Staat wird schrecklichen Zuckungen Preis gegeben. Wenn aber die künstliche Armuth von den Menschen herrührt, auch durch die Menschen abgewendet werden kann, so muß Alles aufgeboten werden, damit dies geschehe.

Dafür sind die Regierungen vor Gott, vor der Menschheit, vor sich selbst verantwortlich.

Die natürliche Armuth lasse ich vor der Hand bei Seite. Auf ihre schärfere, praktische Unterscheidung von der künstlichen Armuth, und auf öffentliche Einrichtungen zu ihrer Unterstützung, werde ich späterhin zurückkommen. Die gründliche Auffassung dessen, was ich darüber zu sagen habe, erfordert, daß ich die Betrachtung über die künstliche Armuth vorangehen lasse. Ehe wir uns aber mit ihrer Abhülfe beschäftigen, müssen wir ihre Quellen aufzudecken und zu beleuchten suchen.

Da indessen die Erkenntniß dieser Quellen eine umfassende, höhere Vorstellung vom Staatswesen wiederum voraussetzt, so wollen wir mit Betrachtungen über die allgemeine Staatswohlfahrt den Anfang machen.

Zweiter Theil.

Ueber allgemeine Wohlfahrt.

Unser täglich Brod gieb uns heute!
Matth. VI, 11.

Erster Abschnitt.

Grundansichten.

§. 1. Menschenkraft und Bestand!

Der Mensch kann durch sein geistiges Leben und Streben groß erscheinen. Vermöge der sich in ihm entwickelnden geistigen Kraft steht jedes Individuum dem Universum gegenüber. Von diesem Standpunkt aus um sich blickend, ist er, in seinem Innern, Nach- und Vorschöpfer der geistigen und materiellen Welt. Er schafft sich selbst neue Welten und neue Götter. Fände sich die Wirklichkeit gleichzeitig mit seinen Schöpfungen ein, so wäre er den Göttern gleich. Die geistigen Schöpfungen sind aber deshalb nicht weniger vorhanden. So schuf Gott, nach den Worten der Genesis, den Menschen zu seinem Ebenbild.

Aber wie vergänglich, wie leicht zerstörbar, wie von äußern Umständen abhängig ist die materielle Hülle, womit diese hohe geistige Kraft im Reiche der Natur verbunden ist, so schön, so zweckmäßig, so bewunderswürdig zusam-

mengesetzt sie auch erscheint! Der Biß eines kriechenden Thierchens, ein unsichtbarer, unfühlbarer Dunst der Erde, eine Abwechslung von Wärme und Kälte, ein herabfallender Dachstein, ein bloßes Gleiten der Füße, eine kleine Anzahl aufgehaltener Athemzüge, eine plötzlich ohne bekannte Ursachen sich verbreitende Krankheit,*) ein unerwartet, einzeln ausbrechendes Fieber — — kann diese herrliche Hülle in wenigen Tagen oder Augenblicken zerstören. — —

Wie von einem Donnerschlage werden wir aus dem stillen Traum unserer schönsten Hoffnungen geweckt, und — — jene sonst so gefühl= und geistfunkelnden Augen, jene Rosenlippen und frischen Wangen, jene gerundeten, lebensregen Formen und Glieder, in starre Erde verwandelt! — — — — — — — — — — — — — — —

— — Das ganze Herz hängt an einem hoffnungsvollen Knaben; man glaubt in ihm noch einmal zu leben, die Lebensbahn in ihm unter günstigeren Umständen, mit befriedigenderem Erfolge, wieder durchlaufen zu können. Der herrliche Organismus, die glücklichen Geistesanlagen, die liebende, fromme Seele rechtfertigen die schönen Hoffnungen. Selten entbrannte die Lebensfackel mit einer so milden, reinen Flamme. Eine unbekannte Beschaffenheit der Luft tritt ein. Papa! erzählt zufällig das Kind. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich lauter schwarze Würmer! — Es klagt über den Hals. Sein fieberhafter Körper überzieht sich mit brennender Röthe. Seine Züge werden unkenntlich, nur die Aeußerungen seiner Liebe

---

*) Dies schrieb ich im Herbst 1829. Seitdem liefert die kürzlich in London und so eben auch in Paris ausgebrochene asiatische Cholera ein schreckliches Beispiel solcher, ohne bekannte Ursachen entstehenden, und, bis jetzt unerklärlich und unabwendbar, von Stadt zu Stadt und von Volk zu Volk überspringenden Krankheiten. O des menschlichen Forschens und Wissens! (April, 1832.)

und Erkenntlichkeit gegen die Mutter bleiben dieselben. Am dritten Tage lächelt es noch dem heißgeliebten Vater zu. Am fünften ist die himmlische Fackel auf der Erde erloschen; die Engelseele ist zu dem ewigen Vater zurückgekehrt! — —

Die täglich sich erneuernden materiellen Bedingungen, an denen sich die zeitliche Erhaltung der materiellen Hülle des Menschen anknüpft, sind nicht weniger demüthigend, und sind es vielleicht mehr noch, als die außerordentlichen Einwirkungen, womit die Natur auf sie, von außen her, losstürmt.

Was ist der Glanz eines Eroberers, für den die Erde nicht groß genug ist? Worauf beruht die Macht seines siegreichen großen Heeres? Fünfhundert sprühende Feuerschlünde erschüttern die Luft und die Erde; Rauchwolken erheben sich gen Himmel; wie ein furchtbares Herabfallen von Aërolithen schlagen in allen Richtungen die verwüstenden eisernen Blitzstrahlen ein. Stürmende Gewitter, tobende Vulkane erreichen nur einzelne Opfer; hier werden in wenigen Stunden ganze Generationen untergraben. Gehören denn die Helden zu den ewigen Göttern? O armseliger Menschenstolz! O an Einem Haare hangende Simsonsstärke! — Wieviel Brod und Fleisch bekommt ein Soldat an einem Tage? — Die kleine Quantität fehlt. Es verstummt der furchtbare Vulkan. Am dritten Tage ist das Heer schon aufgelöst. Am sechsten existiren nur noch die todten Ueberreste desselben. Ja, bloß das wenige Flüssige, das jeder täglich trinkt, ein wenig Wasser, braucht nur zu fehlen, um so viel Unheil anzurichten. Ein wenig Wasser, ein wenig Brod, ein wenig Fleisch, davon also, von dem Wenigen, hängt die Macht, der Glanz, der Ruhm, die sogenannte Unsterblichkeit des größten Eroberers ab!

Dasselbe ist der Fall mit den größten Nationen und Staaten. Von dem erhabensten Oberhaupt bis zu dem unbemerktesten Unterthan bestehen sie aus lauter einzelnen

Menschen, und aus eben so vielen Magen, welche Speise erfordern und, wenn die Speise ihnen entzogen wird, sich selbst und zugleich den Menschen, dem sie zunächst zum Sporn und Bewegungstrieb beigegeben sind, zerstören.

Will man also wissen, worauf das Leben der Staaten vor allen Dingen beruht? Die Antwort ist nicht weit herzuholen, und, ohne gelehrte Bücher aufzuschlagen, kann ein jeder diese Antwort in sich selbst finden. Es giebt drei uranfängliche Erfordernisse, drei unerläßliche Bedingungen des Lebens aller civilisirten Staaten, drei Grundpfeiler, welche, so klein, so gering, so armselig, so trivial sie an sich auch erscheinen, den ernsten, nothwendigen, mächtigen, so viele Schätze tragenden Dreifuß bilden, worauf alle civilisirte Staaten beruhen. Der erste ist: Frühstück; der zweite Mittagsmahl; der dritte Abendbrod.*) Fehlt einer dieser drei großen politischen Pfeiler, so wanken schon die Individuen, und der Staat mit ihnen. Fehlen zwei, so fällt das Staatsgebäude bei dem ersten Windstoß. Fehlen sie sämmtlich, so hört Alles auf. Es ist mit dem Staat, wie mit den Individuen, vorbei. Der in der freuden- und schmerzenreichen Natur zum höhern, freiern Daseyn auferzogene Geist entflieht zu der Geisterwelt, und der Körper kehrt zu den Elementen der Körperwelt zurück.

Körper, du bist Staub, du nährst dich von Staub; und fehlt dir der Staub, so wirst du wieder zu Staub!

§. 2. Albumen.

Die neuere Chemie hat ausgemittelt, daß der menschliche Körper wesentlich aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehe, und daß die Speisen nur in

---

*) „Dans un ménage bien réglé," sagt Galiani, „ce n'est „pas assez qu'il reste du pain du dîner, il faut s'assurer de „celui du souper; car, pour rien au monde, il ne faut en man„quer." (*Dialogues sur le commerce des blés. Sixième dialogue.*)

sofern als Nahrungsmittel zu betrachten seien, als in denselben mehr oder weniger von dem, diese vier Elemente enthaltenden albumen oder Eiweißstoff vorgefunden wird. Bei den drei Mahlzeiten kommt es also auf den Eiweißstoff oder das albumen an. Um das albumen dreht sich mithin Alles in der Welt. Der einzelne Mensch, wie der gesammte Staat, und der gesammte Staat, wie der einzelne Mensch, verdankt sein Daseyn wesentlich nur dem Eiweißstoff, der durch Vegetabilien aus dem großen Ei der Erde gewonnen wird.

Diesen Satz wird, so grell ich ihn aufstelle, kein Mensch bestreiten. Dagegen ist auch nicht zu läugnen, daß andere Gegenstände: Bekleidung, Wohnhäuser, und was dazu gehört, besonders in den nördlichen Climaten, eben so unentbehrlich sind.

Allein, um Häuser zu bauen und Kleider zu verfertigen, muß schon für albumen gesorgt seyn. Bekleidung und Häuser sind auf die Dauer nothwendig, albumen ist tagtäglich unentbehrlich. Es muß, bei Lebenseinbuße, herbeigeschafft werden. Erst panem, und dann circenses! hieß es in der Römerwelt. Ist aber albumen da, so lassen deswegen die angeborne Unruhe und die beunruhigenden Bedürfnisse den Menschen noch nicht ruhen. Zahllose andere Begierden, Gedanken, Leidenschaften und Sorgen treten an die Stelle des Verlangens nach dem albumen, oder reihen sich an dasselbe an. Man hört sogar auf, das albumen als die Hauptbedingung zum Lebensunterhalt zu betrachten, und Liebe, Eitelkeit, Habsucht setzen die Sorge, daß es fehlen könne, weit hintenan.

Ist so für albumen gesorgt, so geht es mit dem Uebrigen rasch vorwärts. Bald entstehen Dörfer, Städte, Festungen, Schlösser, Tempel, Theater, Denkmäler, Landstraßen, Kanäle, Brücken, Schifffahrt, Krieg; bald erscheinen, mit den keck einander überbietenden Moden, prächtige Kleidungen von Purpur und Seide, mit Gold und Edel-

steinen geschmückt. Wie die prangende Tulpe aus einem Wenig aufgewühlter Gartenerde, schießt der Luxus aus dem albumen üppig und stolz hervor. So ist der Staat auf dem Wege, reich zu werden, und wird es, sobald ein Ueberfluß aller dieser Gegenstände vorhanden ist.

Da indessen ihre Vertheilung immer ungleich ausfällt, und der Ueberfluß sich in wenigen Händen ansammelt, so sind und bleiben die meisten Menschen in einem immerwährenden Kampf mit der Natur und untereinander um das albumen. Sie suchen das liebe albumen, wie die Bienen ihren Honig. Der Unterschied ist nur, daß sie es auf Dornen, nicht auf Blumen finden.

§. 3. Geld, nur Tauschmittel.

Wo die meisten Menschen nur Geld zu sehen pflegen, da würde demnach nur albumen zum Grunde liegen. Es wäre indessen nicht zu verwundern, wenn, nach den Ansichten des gemeinen Lebens, Vielen dasjenige, was wir von dem albumen sagen, eher auf das Geld zu passen schiene.

Die Verwechselung kommt daher, weil man, durch Gewohnheit eingewiegt, nicht auf den Grund der Sachen geht, und so dasjenige für die Dinge selbst hält, was nur zum Besitze der Dinge verhilft.

Das Geld verhält sich zu den Dingen, wie das Papiergeld zu dem Gelde selbst. Es ist, an sich, und ohne sein Gepräge, nur eine metallische Waare. Wie jede andere Waare hat es auch nur deshalb Werth, weil es zu verschiedenen Zwecken als Metall dienen kann, weil es nur in kleinen Quantitäten vorkommt, weil seine Gewinnung Zeit und Mühe kostet, und weil, dabei, albumen verzehrt wird. Zuletzt ist albumen hierbei wieder die Hauptsache. Man kann sagen: So viel albumen, so viel Geld; Geld gilt so viel, weil es so viel albumen kostet.

Das albumen ist also das wahre Geld; das Geld, ohne das albumen, hört auf, geltend zu seyn.

Man stelle sich eine unzugängliche Insel vor, und jedes Sandkorn auf derselben als ein Thalerstück. Was würde der auf eine solche Insel verschlagene Robinson anfangen? Wer würde ärmer seyn, als dieser Mann mit tausend und abermals tausend Millionen Thaler? Eine kleine Quantität albumen in der Form eines Stückes Brod würde ihm willkommener seyn, als die ganze Thalerinsel.

> Ein verhungert Hühnchen fand
> Einen schönen Diamant,
> Und verscharrt' ihn in den Sand.
>
> „Möchte doch, mich zu erfreu'n,"
> Sprach es, „dieser schöne Stein"
> „Nur ein Waizenkörnchen seyn!"
>
> Hagedorn.

Wäre aber die Küste der Thalerinsel nicht unzugänglich, könnte sich der Mann für einen Theil seines silbernen Bodens, nebst dem nöthigen albumen, ein Haus, einen Garten, und was dazu gehört, herschaffen lassen, so würde er reich seyn. Es ist aber augenscheinlich, daß sein Reichthum nicht in dem lästigen Ueberflusse der Thaler, sondern nur in dem albumen, dem Garten, und dem Hause, bestehen würde. Albumen ist also der wahre nervus rerum, das große Wort, und nicht Geld.

Der Handel der rohen Völker besteht noch heute in einem bloßen Umtausch der Gegenstände. Der Eine hat Felle, der Andere Früchte; dieser tritt jenem seine Früchte ab, und erhält dafür dessen Felle. So war auch der Handel in den uralten Zeiten vor der Erfindung des Geldes. Seitdem hat der Handel eine andere Gestalt gewonnen. Jedem Gegenstande steht nur Geld gegenüber. Nur Geld wird zur Entschädigung angeboten, wenn jemand zur Abtretung der ihm gehörenden Gegenstände bewogen werden soll, und nur Geld verlangt derjenige, welcher die ihm zugehörigen Sachen feil bietet. So steckt also das Geld immer in der Mitte zwischen Käufern und Verkäufern. Dadurch gewinnt das Geld den Anschein, als wenn Alles auf

ihm beruhte, und es den Reichthum, sowohl der Nationen, als der Einzelnen begründete.

Dies ist aber nur eine Täuschung. Das Geld, nicht als Silber, sondern als Geld, hat nur in sofern Werth, als man dafür wieder andere Gegenstände erhalten kann.

Was sind tausend Thaler? Ein Bauergut auf dem Lande, oder eine herrschaftliche Wohnung auf Ein Jahr in der Stadt, oder zwei stattliche Reitpferde, oder fünfzehn hundert Flaschen Tischwein, oder zwei hundert Ellen schwarzes Tuch u. s. w. Wenn ich also tausend Thaler erhalte, so ist es, als wenn ich diese Gegenstände erhielte, nur mit dem Unterschiede, daß die Wahl mir frei bleibt bis zum Augenblick, wo ich deren bedarf, und daß ich, innerhalb der angegebenen Summe, von jeder Art soviel nehmen kann, als ich will.

Es läßt sich sogar behaupten, daß der Handel, selbst mittelst des Geldes, immer nur ein Tauschhandel ist, wie er bei den alten Völkern war und bei den rohen noch ist. Ich kaufe von dem Stadtgärtner einen Rosenstock für einen Thaler; mit demselben Thaler geht der Stadtgärtner hin und kauft sich einen Felbelhut. Also ist eigentlich nur der Felbelhut gegen den Rosenstock eingetauscht worden. Wie viel Personen hiebei concurrirt haben, ist gleichgültig. Die Sache bleibt immer dieselbe. Um das Geld war es hiebei nicht zu thun, sondern nur um die Gegenstände. Freilich war das Geld ein sehr bequemes Mittel zwischen dem Gärtner, dem Hutmacher und mir, doch aber immer nichts anders, als ein Mittel, und an sich, als Geld, kein Reichthum.

Geprägtes Geld hat nur innern Werth, in sofern es umgeschmolzen und als Metall gebraucht werden kann. Uebrigens ist es nur ein Zeichen, statt dessen, wie die Erfahrung zeigt, bloßes Papier zu demselben Zweck dient. Nur die Gegenstände haben wirklichen Werth, und das Geld selbst gewinnt nur wirklichen Werth, wenn es durch Umschmelzung wieder zum Gegenstande wird. Die vorhandenen

denen Gegenstände begründen allein den Reichthum, wenn man einen Staat im Ganzen nimmt; und die größten Summen, denen Gegenstände nicht entsprechen, und welche damit, gleichsam hypothekarisch, nicht belegt werden können, sind nichts anders, als hohle Früchte, und bisweilen in die Augen gestreuter Sand. Man kann also den Satz aufstellen, daß ein Staat, und zwar nur derjenige, welcher außer dem alltäglichen albumen einen schönen Vorrath an den, zum Lebens-Unterhalt und zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehörigen Gegenständen besitzt, als reich anzusehen ist.

Welches sind die Quellen, aus denen alle diese Gegenstände fließen; wodurch wird der Reichthum der Staaten bewirkt? Hierüber sind zwei Meinungen nach einander aufgestellt worden, welche viel Unheil gestiftet haben.

Zweiter Abschnitt.

Arbeit und Natur.

§. 1. Die Erde allein begründet den Reichthum.

Die erste dieser zwei sehr verschiedenen Meinungen war, daß die Erde Alles hergebe, daß der Boden alle Schätze enthalte, die zum Unterhalt und zur Annehmlichkeit des Lebens dienen.

In dieser Meinung liegt allerdings viel Wahres. Fleisch, Brod, Milch, Butter, Wein, sind Produkte von Pflanzen, oder von Thieren, die von Pflanzen leben, und die Pflanzen sind wiederum Erzeugnisse des Bodens. Was giebts im Bereiche unseres Besitzes, das wir zuletzt nicht der Erde verdanken? Die Mauersteine, das Dach des Hauses, das ich bewohne, sind gebrannter Thon, welcher aus der Erde gegraben worden ist; die Balken, Böden, Thüren und Möbeln sind Holz, welches auf der Erde wächst; das Hemd, das ich trage, das Papier, worauf ich

schreibe, sind die Haut einer Pflanze, welche ebenfalls aus dem Boden hervorschießt; mein Tuchrock, mein Mantel, meine Stiefel, mein Hut, sind ein durch thierischen Bildungsprozeß verwandeltes Gras. Und so das ganze Inventarium durch.

Also verdanken wir der Erde Alles. Die Erde allein ist die Quelle unserer Wohlfahrt, unseres Reichthums.

§. 2. Die Arbeit allein begründet den Reichthum.

Allein so wenig sich dies bestreiten läßt, so wenig kann man behaupten, daß die Mauersteine, die Ziegelsteine, die Balken, die Böden, die Thüren, die Möbeln, das Hemd, das Papier, der Rock, der Mantel, die Stiefel, der Hut, so aus dem Boden gezogen werden, wie sie jetzt da sind. Einen langen Weg haben die Naturprodukte zu machen, bis sie in der Gestalt, worin der Mensch sie verbraucht, erscheinen. Dieser lange Weg ist die stufenweise, mannigfaltige Bearbeitung durch Menschenhände. Dies hat man gefühlt und erkannt, und hieraus ist eine zweite, der ersten, so eben angegebenen, ganz entgegengesetzte Ansicht entstanden, welche eben so viel für sich hat, als jene.

Denn was liefert uns die Natur, wenn wir nicht Hand an's Werk legen? Hätten wir Brod, wenn der Boden nicht mühsam gepflügt, das Korn gesäet, der Halm gemäht, die Aehre gedroschen, das Getreide gemahlen, das Mehl mit Gährungsstoff geknetet und der Teig endlich zu Brod gebacken würde? Alles wird durch Arbeit hervorgebracht, ohne Arbeit kommt nichts zu Stande. Wachsen die Häuser von selbst aus dem Boden, wie wilde Bäume? Kann man Tische, Stühle, Mäntel, Röcke, Stiefel, Hüte, wie Blätter und Blumen abpflücken, oder fallen sie aus den Wolken, wie Schneeflocken, herunter, oder werden sie da, wo sie sind, und so, wie sie sind, durch den schöpferischen Gedanken zum Daseyn hervorgezaubert?

Dieses Wunder bewirkt allein die Arbeit. Ohne vor-

herige Arbeit schenkt die Natur dem Menschen nichts. Die Arbeit allein ernährt den Menschen, und verschafft ihm Genüsse. Es wäre schon ein Beweis, daß Arbeit nothwendig sei, selbst wenn man nur die Hand auszustrecken brauchte.

Also, im Gegensatze zu der vorhin aufgestellten Behauptung: **Daß wir alles, was wir besitzen, der Erde verdanken**, verdanken wir vielmehr Alles der Arbeit.

§. 3. Die Wahrheit in der Mitte.

Wenn die eine dieser beiden Ansichten wahr ist, so muß die andere falsch seyn. Da sie aber beide wahr sind, so sind sie offenbar beide falsch.

Sie sind es auch wirklich. Denn, was vermögen alle menschliche Anstrengungen, wo die Natur, wie in den Polargegenden, nichts hervorbringen will; und, was würde uns die vom Himmel regnende Manna helfen, wenn wir uns nicht der Arbeit unterziehen wollten, sie von der Erde aufzulesen und zu sammeln?

Aber beide Ansichten werden wieder wahr, sobald man sie vereint aufstellt und aus beiden nur Eine macht.

Sie gehören zusammen, wie Materie und Form; und es ist leicht zu bemerken, daß sie in sofern gegründet sind, als sie entweder die Form oder die Materie berücksichtigen, und in sofern unhaltbar sind, als sie entweder die Form oder die Materie vernachlässigen. Beide müssen nur Eine ausmachen, und diese Eine, aus zwei falschen zusammengesetzte, ist einzig die richtige und wahre.

Nicht von der Natur allein, und ohne sein eignes Bemühn, erhält der Mensch, was er bedarf; nicht die Arbeit allein ist im Stande, ihn zu erhalten, wenn die Natur ihm nicht beisteht und die materiam primam liefert. Arbeit und Natur, Natur und Arbeit, bilden zusammen die inhaltsreiche Quelle, aus der, mit Gottes Hülfe, nicht bloß des Lebens Unterhalt, sondern alle Genüsse des Lebens entspringen.

§. 4. Gefahren des Uebergewichts einer der beiden Ansichten.

Aus dieser umfassenden Ansicht können sehr wichtige Schlüsse, sowohl um den Wohlstand der Völker zu erklären, als um ihn zu befördern, gezogen werden. Mit gleicher Um- und Einsicht muß aber das Verhältniß zwischen Arbeit und Natur ausgemittelt und erwogen werden. Vertraut man dem einen von beiden zusammenstoßenden Correlaten zu viel oder zu wenig, schlägt man seinen Antheil zu hoch oder zu gering an, so verfällt man in die eine oder die andere der beiden getrennten Ansichten, mithin in die Einseitigkeit und in den Irrthum. Da hier nicht bloß von Individuen, sondern von Staaten die Rede ist, so kann der Irrthum, wenn er unglücklicher Weise im Gehirn höherer Beamten Wurzel faßt, die schrecklichsten Folgen für die Menschheit haben, und, bei Anhäufung einzelner Reichthümer, den Grund zur heillosesten Armuth der Menge legen.

Läßt man sich zu sehr durch die Ansicht beherrschen: Daß der Boden die Quelle des Wohlstandes sei, so wird man die Gewerbe und Künste, die Fabriken und den Handel hintenansetzen und vernachlässigen. Daraus entsteht Mangel an Betriebsamkeit, Armuth, Entvölkerung, Despotismus, Barbarei. Legt man zu viel Gewicht auf das, was Arbeit vermag, stellt man den speciösen Satz auf: Daß, wer arbeiten will, sich auch ernähren könne, so werden Uebervölkerung, Armuth, Verzweiflung, Demoralisation, die nächsten Folgen seyn. Mitten im Staate entsteht ein fortwährend zunehmender Auswuchs von Menschen, welche, der künstlichen Armuth Preis gegeben, entweder mit dem, der natürlichen Armuth gebührenden Almosen unterstützt werden müssen, oder zu allerhand frevelhaften Unternehmungen, von den gröbsten Verbrechen bis zu den höflichsten Betrügereien, ihre Zuflucht nehmen. Andere, welche zu rechtschaffen sind, um sich an diesen Schlamm

anzuschließen, werden unwürdigerweise zu gedankenlosen Maschinen, zu Arbeits-Thieren, mit verzerrten, Ekel erregenden, menschlichen Gestalten, erniedrigt.

§. 5. Gefahren des jetzt vorherrschenden ponokratischen Systems.

Die Uebel, welche das ponokratische oder Arbeitssystem *) nach sich zieht, sind, wie man sieht, noch schrecklicher, als die, welche das andere System zur Folge haben kann. In dieser Beziehung gewährt uns ein Blick auf die gegenwärtige Zeit leider keine beruhigende Wahrnehmung.

Das ponokratische System ist jetzt die große Krankheit, an welcher die meisten europäischen Staaten laboriren. Dieses Uebel unterscheidet sich von denjenigen, die das einseitige agrokratische oder Naturprodukten- und Bodensystem **) herbeiführt, auch dadurch, daß, bei diesem, das Uebel in seiner Nacktheit, unverschleiert erscheint, bei jenem aber, ein blendender Glanz, neben der drückendsten Armuth, obwaltet und den Anblick der Armuth verhindert, obschon die Armuth nicht desto weniger vorhanden ist.

Hiezu kommt noch der unvermeidliche Umstand, daß die Armuth eben so wenig die geistigen, als die materiellen Mittel besitzt, welche zum Regieren gehören, und daß solche Mittel gerade nur im Besitze derjenigen sind, welche den

---

*) „Système que l'on pourrait appeler à juste titre: la „Ponocratie, puisque le travail y est la base et le principe „de tout." (Essai sur les progrès de l'Economie politique dans le XVIIIième siècle, in den: Essais philosophiques, ou nouveaux mélanges de Littérature et de Philosophie, par *Fréderic Ancillon*, de l'Académie royale des Sciences de Berlin. Paris, 1817. Band II, Seite 327. — Neue Auflage: Paris, 1832.) *Πόνος* Arbeit, *Κράτος* Herrschaft.

**) *Αγρὸς* Feld, Land. Physiokratisch, von *Φύσις* Natur, der gewöhnliche Ausdruck, schien mir, dem Ausdrucke ponokratisch gegenüber, zu weit oder umfassend zu seyn; denn auch zur Arbeit leiht die Natur ihre Stoffe und Kräfte.

Druck der Armuth nicht fühlen, und oft nicht einmal im Stande sind, sich eine lebhafte Vorstellung der damit verknüpften Leiden zu machen. Die Unglücklichen der Welt werden durch die Glücklichen der Welt regiert; und es hält schwer, daß die Glücklichen der Welt nicht eher ihren Genüssen leben, als dem Gedanken, den Leiden der Menge abzuhelfen.

ὣς γὰρ ἐπεκλώσαντο θεοὶ δειλοῖσι βροτοῖσιν,
ζώειν ἀχνυμένοις· αὐτοὶ δέ τ' ἀκηδέες εἰσίν.
ΙΛΙΑΔ. Ω. 525. *)

Die Menge bleibt also in ihrem Unglück, sinkt immer tiefer hinein, bis die großen Revolutionen kommen, wo auch die Glücklichen das Unglück kennen lernen, und die zügellose Menge die Unwissenheit oder Unachtsamkeit der Großen oft an den unschuldigsten Opfern schrecklich büßen läßt.

Dieser Uebelstand ist eben so unvermeidlich, als der, daß die Kranken von den Gesunden gepflegt werden müssen. Allein der Große besucht den Armen nicht, wie der Arzt den Kranken; er weiß nicht, wie die Armuth ihm thut, weiß nicht, woher sie kommt, und träumt sich nicht, daß er mit Einem Federstrich Tausende von Familien in's Elend stürzt.

Der unvermeidliche Widerspruch, daß die Unglücklichen von den Glücklichen abhängen, gehört zu den größten nothwendigen Uebeln der Welt. Dieses nothwendige Uebel ist aber desto größer, jemehr die Armuth sich auf einer Seite, der Reichthum auf der andern Seite anhäuft; und das ist, bei dem in gegenwärtiger Zeit vorherrschenden ponokratischen System, wie die Erfahrung zeigt, gerade der Fall.

---

*) „Also bestimmten die Götter der elenden Sterblichen Schicksal,
„Bang' in Gram zu leben; allein sie selber sind sorglos."

Voss.

§. 6. Relativität der Mittelansicht.

Das Schwierige bei dem agro-ponokratischen System besteht nicht darin, seine Richtigkeit zu erkennen. Sie ist zu augenscheinlich, als daß derjenige, der im Verstande Augen hat, dieselbe verkennen könnte, sobald ihm das System vorgetragen wird. Die Schwierigkeit ist aber die, welche den einfachsten und gründlichsten Prinzipien allemal entgegen steht: Die treffende Anwendung.

Zuerst drängt sich die Bemerkung auf, daß Arbeit und Natur, abgesehen von allen menschlichen Einrichtungen, nicht überall in demselben Verhältnisse zu einander stehen. Die Natur thut in einem Lande mehr, in dem andern weniger. Wenn beide Länder also gleichen Schritt im Wohlstande und in der Cultur halten wollen, so wird es den Einwohnern des Landes, wo die Natur weniger thut, mehr Arbeit kosten, als den Einwohnern des Landes, wo die Natur mehr thut.

In den schönen Gegenden des südlichen Europas kommt die Natur dem Menschen entgegen. Er hat nicht nöthig, der Natur seinen Unterhalt abzuringen; er winkt, und sie spendet ihm ihre Gaben. In den nördlichen Gegenden aber ist die Natur mit ihren Gaben karg; der Mensch muß beim Froste vor Arbeit schwitzen, um das kümmerliche Brod zu gewinnen. Daher das Trübe, Ernsthafte, Finstere der nördlichen Erdbewohner, und die heitere, fröhliche, muntere Lebendigkeit der südlichen. Daher die Anhäufung von Dörfern, die Menge der großen Städte im mittägigen Europa, und ihre Seltenheit im hohen Norden.

Der hohe Norden ist auch zu einer ewigen Armuth verdammt. Will man daselbst eine Apfelsine essen, ein Glas Wein trinken, so muß erst ein Schiff gebaut, bemannt, bewaffnet, und eine weite Reise um einen ganzen Welttheil gemach werden, um das Glas Wein, die Apfelsine zu ho-

len. Wenn also der nordische Edelmann ein Glas Wein trinkt, so kostet es einem Bauer zehn Arbeitstage. Ließe sich die Mühe in Flaschen eintrichtern, so würde er sich selbst überzeugen können, daß er mehr Schweiß als Wein trinkt.

Daß er es wisse, kann nicht schaden, und eher etwas Gutes zu Wege bringen. Ursprünglich indessen läßt sich dieser Stand der Dinge, so schwer auch derselbe auf dem Herzen des Menschenfreundes drücken mag, wenigstens in sofern, daß menschliche Einrichtungen ihn nicht selbst noch verschlimmerten, nicht ändern. Die Aenderung müßte zuvörderst mit der Natur vorgenommen werden; nach neuen physischen Gesetzen müßte man die Erde, nicht in ein Sphäroid, sondern in einen Cylinder, dessen beide Endscheiben unbewohnt blieben, sich umformen lassen. Für jetzt werden wir aber wohl am besten thun, die Natur bewundernd, Gott zu danken, daß in jenen unwirthbaren Gefilden, wo die belebende Kraft der Sonnenstrahlen selbst erstirbt, noch einige Menschen der höheren geistigen Bildung gesegneterer Erdregionen theilhaftig werden können.

Dritter Abschnitt.

Weihe des Reichthums.

§. 1. Alles ist Menschenleben, Menschenschweiß und Menschenblut.

Uebrigens verhält es sich mit allen Dingen des menschlichen Lebens so. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Stück Leinwand hat vielen Menschen Zeit und Mühe gekostet. In jedem Dinge steckt, nebst der Mühe, ein kürzerer oder längerer Theil des Lebens der Menschen, denn Menschen haben darauf Zeit und Mühe verwendet.

Jedes menschliche Erzeugniß ist eine in Mühe eingetauchte Strähne von Lebensfäden. Es hat ein Publicist

gesagt, daß er an jedem Stückchen Zucker, welches die weiße Hand einer Dame in die Tasse hineinthut, Blutstropfen hangen sehe. Dies scheint im ersten Augenblick ein eben so tiefer, als schrecklicher Gedanke zu seyn; aber dasselbe könnte man am Ende von allen Dingen sagen, die inländischen Erzeugnisse selbst nicht ausgenommen.

Alles ist Blut, weil Alles Menschenleben ist; Alles ist Mühe, weil nichts ohne Arbeit zu Stande gebracht werden kann. Nur vom Leben lebt das Leben. So will es die launige, bald milde, bald eiserne Natur, in welcher die Menschen, theils durch Entbehrung, theils durch Ueberwindung, sich zu einer bessern Welt vorbereiten sollen.

§. 2. Verbrechen des Luxus.

Zwischen den Gegenständen findet indeß, in Ansehung des darauf verwendeten Lebens, ein wesentlicher Unterschied statt. Dasjenige, was weniger Leben kostet, muß der vernünftige Mensch vorziehen. Nichts darf muthwillig verderbt oder vernichtet werden, weil Menschenleben darin steckt, und jede wissentliche Zerstörung daher Mord wäre. Eben so wenig darf man zwecklose Unternehmungen machen, unnütze Gebäude aufführen, eine unnütze Pracht treiben u. s. w. Das alles ist mittelbarer Mord. Wenn zweihundert Menschenhände zu einer unnützen Arbeit gebraucht werden, so hätten sie, während derselben Zeit, so viel nützliche Arbeit geleistet, daß vierhundert Menschen davon leben könnten. Also müssen vierhundert Menschen darben oder nicht seyn.

Wenn ein Haus abbrennt, wenn ein Schiff untergeht, so ist ein solches Ereigniß, trotz aller Assecuranz, immer ein Unglück, wo nicht für den Eigenthümer, doch für die Menschheit überhaupt. Anstatt das Haus, das Schiff wieder aufzubauen, hätte man ein neues Haus, ein neues Schiff zu Stande bringen können. Für Eins, hätte man zwei gehabt; zwei wohlhabende Familien, für Eine.

Je weniger die ungleiche Natur dem Menschen entgegen kommt, je mehr Anstrengung und Arbeit erforderlich ist, um in einem Lande dasjenige darzustellen, was in einem andern sich unter der Hand findet, desto größer ist für jenes das Unglück, desto mehr muß es seine eigenen Reichthümer zu benutzen suchen, und desto weniger nach ausländischen Genüssen streben.

Vierter Abschnitt.

Relativität möglicher Civilisation.

§. 1. Norden und Süden.

Wenn die Natur selbst so ungleich ist, so ist die Arbeit auch nicht überall gleich. Arbeit und Natur einerseits, Civilisation, oder allgemeine geistige Bildung andrerseits, stehen gegen einander in den verschiedenen Ländern in einem verschiedenen Verhältnisse, so daß, bei gleichen Umständen im Uebrigen, das eine von beiden, sich gegenseitig bestimmenden großen Correlaten mehr hervortreten kann, während das andere zurückbleibt.

Dadurch wird zwischen den verschiedenen Völkern, sowohl in Hinsicht auf geistige Entwickelung, als in Hinsicht auf materielle Wohlfahrt, eine Ungleichheit begründet, welche die mächtigsten Regierungen, wenn sie es auch wollten, nie ganz aufzuheben vermöchten.

Die Wärme im Süden erschwert die Arbeit und macht den Menschen träge. Nur seine heftigen Leidenschaften und der Hunger setzen ihn in Bewegung. Die übrige Zeit, zieht er vor, zu tändeln oder zu schlafen. Dies scheint eine Compensation für die Kargheit der Natur im Norden zu seyn. Im Norden ist der Mensch zur schweren Arbeit tauglicher und mehr aufgelegt. Allein dies gilt doch auch nur von schweren, groben Arbeiten. Diese machen ihn zu feinern unfähig; die Kälte stumpft seine Organe ab. Die

Compensation ist unvollkommen und für die Civilisation nur scheinbar.

Also strebt auch die Natur im Süden, wie im Norden, gegen einen hohen Grad der Civilisation; und ein Blick auf den Culturzustand der nördlichen und der südlichen Völker kann diesem doppelten Satze zum Belege dienen.

§. 2. Der Neapler Lazzaroni und der nordische Bauer.*)

Da man als Kennzeichen der Civilisation jene Freiheit obenan stellt, welche in Berathungen und Abstimmungen der Menge über öffentliche Angelegenheiten besteht, so können hier auch noch folgende Betrachtungen über den Süden und Norden ihre Stelle finden.

Ein nordischer Bauer muß zwölf bis sechszehn Stunden des Tages schwere Arbeit verrichten, um das Leben kümmerlich und nothdürftig zu fristen. Ein Neapler Lazzaroni arbeitet nur einige Stunden; verschläft, veranstaunt, verschwatzt die übrige Tageszeit. Beide, dieser durch träges far niente, jener durch rastlose Anstrengung, werden zur Einsicht, Berathung, Handhabung öffentlicher Angelegenheiten gleich unfähig. Gleich unfähig sind sie daher auch beide zu der Freiheit, welche der mittel-europäische Liberalismus allen Völkern aufdrängen will.

Diese Art der Freiheit verlangt auch keiner von beiden.

Im hohen Norden wird der Bauer zur anhaltenden Arbeit durch die Natur selbst gezwungen. Was würde es ihm helfen, von seinem Lehnsherrn, welcher für ihn die öffentlichen Angelegenheiten besorgt und leitet, befreit zu seyn?

---

*) Nachträglich eingerückt.

Seine Freiheit würde er doch nicht gebrauchen können. Dabei aber würde er seines Herrn pflichtschuldigen Schutz verlieren, durch welchen er der Lebenssorgen für die Zukunft überhoben wird. Bei den gegebenen klimatischen Umständen ist es sehr zweifelhaft, ob er, in diesem Verhältnisse, nicht wirklich freier ist, als er es seyn würde, wenn er sich selbst überlassen bliebe.

Dagegen ist das Neapler Volksindividuum so frei, daß es nur eine Last für dasselbe seyn würde, wenn es die Pflichten der Freiheit erfüllen, und sich mit öffentlichen Angelegenheiten befassen müßte. Dieser Mensch ist so frei, daß er nicht einmal der Freiheit pflegen mag. Er ist jenen glücklichen Menschen ähnlich, welche, weil sie nie Schmerz empfunden, nie krank gewesen sind, kaum an Krankheit und Schmerz glauben, sie nur dem Charlatanismus oder der Unwissenheit der Aerzte zuschreiben, und, wenigstens für sich, nichts vom Mediciniren hören und wissen wollen. Seine sorglose Freiheit ist ihm, wie seine milde Luft, welche ihn, wenn er halb nackt einhergeht, reichlich in Sammet und Seide kleidet, ohne daß er sich darum zu bekümmern braucht.

Eine solche Fahrlässigkeit in Ansehung der öffentlichen Freiheit erscheint uns als unbegreiflich, und wir glauben in der Regel sie nicht anders, als durch die unwürdigste Erniedrigung der menschlichen Natur, erklären zu können. Was sind indessen diese Menschen anders, als bei uns Dienerschaft und Rentner, Falls nämlich letzte nichts thun, als ihre Zinsen verzehren? Die Civil-Gesetze machen Rentner und Dienstboten; es giebt aber auch Dienstboten und Rentner nach klimatischen Gesetzen. Dies ist das Ganze. Der Liberale, welcher über die harte Behandlung des nordischen Landmanns das Strafgericht ausspricht, während er mit seiner eigenen Dienerschaft rücksichtsloser verfährt, macht gewiß eine solche Zusammenstellung nicht. Was siehest du aber den Splitter in deines Bru-

ders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge. (Matth. VII, 3.)

Auch wissen wir uns nicht in die Lage jener Menschen zu denken, weil persönliches Wohlseyn uns nicht mehr genügt; weil Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht bei uns Bedürfnisse, wie Wohnung, Kleidung und Nahrung, geworden sind; weil wir uns nicht mehr selbst fragen, sondern erst den Nachbarn, der sich wiederum nach uns richtet; weil, mit einem Worte, unsere persönliche Meinung durch die öffentliche Meinung bestimmt wird. Wie steht es aber um die öffentliche Meinung unter Menschen, wie die eben geschilderten? Wo die Natur für den Menschen sorgt, ist ihm dieselbe ein unnützes Ding; er hat keine Lust, sich damit zu placken. Und, wo der Mensch zu viel arbeiten muß, ist sie demselben auch ein unbrauchbares Ding; er hat keine Muße sie kennen zu lernen, und durch seinen Beitritt zu verstärken. In beiden Fällen ist ihm die öffentliche Meinung gleichgültig. Richtiger gesagt, findet eine öffentliche Meinung bei einem solchen Volke nicht einmal statt. Dieses Volk ist deshalb nicht zu bedauern. Die öffentliche Meinung kann keine Tyrannei verscheuchen, welche ärger wäre, als ihre eigene.

Ohne die öffentliche Meinung bleibt aber die Freiheit ein stilles Leben, eine ruhige Haushaltung, ein individuelles Verhältniß, weit von dem Geräusch und von dem Hin- und Herzerren der Menge entfernt, was jetzt unter dem Namen Freiheit verstanden wird. Die Pariser Lazzaroni heulen nach Freiheit, nicht, weil sie bei der Freiheit gewinnen können, sondern weil die Fabrikanten der öffentlichen Meinung es verstanden haben, ihre Waare bis bei ihnen abzusetzen.

Jede Regierung muß ihr Mögliches thun, das ihr unterthänige Volk gottesfürchtig, christlich, sittlich, selbst kunstsinnig und wissenschaftlich zu veredeln. Glaubt man aber, daß die Constitutionen nach dem Pariser liberalen

Modezuschnitt ein unfehlbares Universal-Mittel dazu abgeben, so ist es ein, durch die Natur selbst widerlegter, gewaltiger Irrthum.

§. 3. Gemäßigte Länder.

Wo findet sich denn das vortheilhafteste Verhältniß zwischen Natur und Arbeit, ein Verhältniß, wobei der Mensch zur Arbeit aufgelegt ist, ohne daß die Arbeit ihn abstumpft, und wobei die Natur freigebig genug ist, ohne daß der Mensch sich der Trägheit überlassen kann.

In den temperirten Ländern. Diese werden immer, wenn die Regierungen es wollen und verstehen, alle übrige an Civilisation übertreffen.

Frankreich, zum Beispiel, eins der Länder, in welchen ich am allerwenigsten leben möchte, würde zu den glücklichsten Ländern von der Welt erhoben werden können, wenn sein unruhiger Kopf, Paris nicht wäre, und es vielmehr, anstatt durch diesen tobenden Wirbel aller Leidenschaften fortwährend von einem Unmaße zum andern hingerissen zu werden, aus kleinern, sich einander in Zaum haltenden und mit einander um die Palme des Handels, der Gewerbe, des Wohlstandes, der Bildung, der Künste, der Wissenschaften und der öffentlichen Einrichtungen wetteifernden Staaten, wie Deutschland, bestände.

§. 4. Ebenen und Berge.

Aber, selbst in den temperirten Ländern, sind noch die Kräfte der Natur, und die Anlagen der Menschen zur Arbeit sehr verschieden. In den Ebenen, außer in den großen Städten, gedeihen selten Fabriken und Gewerbe. Die Menschen ziehen das Leben im Freien vor und scheinen eine innere Unruhe zu empfinden, welche sie aus dem Hause in's Freie treibt. Dagegen scheint ein gewisser Kunstsinn, welcher den Menschen zu allerlei kleinen Erfindungen und Kunstwerken anspornt, den Bergbewohnern angeboren zu

seyn. Die dünnere Luft macht sie vielleicht auch zu solchen Arbeiten fähiger, und zu langen, anstrengenden Arbeiten weniger tauglich.

So gleichgültig ein solcher Unterschied im ersten Augenblick scheinen mag, so kann er doch wichtige Folgen nach sich ziehen und mächtig auf die Existenz der Menschen wirken.

Gerade, wo der Mensch am meisten auf die Natur hingewiesen zu seyn scheint, lebt er am meisten den Gewerben und Künsten. In den Ebenen findet man in der Regel weniger politische Freiheit; die politische Freiheit ist aber ein Vorzug der Gebirge. In den Gebirgen ist der Arbeiter durch sein Gewerbe auf seinem Sessel, wie ein Gefangener, angefesselt, und genießt nur jener eingebildeten Freiheit; in der Ebene lebt der Mensch im Freien, und das Freie entschädigt ihn wirklich für die scheinbare Freiheit des Bergbewohners. In den Gebirgen ist der Wohlstand oft nur Schein; in den Ebenen herrschen in der Regel mehr Ruhe und wirklicher Wohlstand. Uebervölkerung wird in den Ebenen nicht fühlbar; an diesem Uebel kränkeln alle gewerbliche Bergortschaften. Diese glänzen mehr als die Dörfer des flachen Landes; allein es ist nur schimmernder Glanz. Schrecklich kann das Elend dort werden. Jeder Stoß, welchen der Handel erhält, wirkt auf sie zurück. Wird ihre Fabrikation in einem andern Lande nachgeahmt, so müssen die Leute schaarenweise auswandern, und diejenigen, die es nicht können, mit Frau und Kindern darben. Da jeder Krieg auf den Handel wirkt, so werden die Bergortschaften von jedem europäischen, türkischen, amerikanischen, ostindischen Kriege mit überzogen. Nur vom Hörensagen weiß der Bewohner des flachen Landes etwas davon. Der Unterschied, zwischen den ackerbaulichen Bewohnern des flachen Landes und den gewerblichen Bergbewohnern, ist also ein sehr entschiedener und entscheidender.

Wenn man den Vortheil abrechnet, daß die gewerblichen Bergbewohner näher der freien Natur und in einem gesunden Aufenthalt leben, so können sie füglich mit dem Stadtbewohner in Eine und dieselbe Kategorie gesetzt werden. Ihre Thäler und Schluchten sind ihre Plätze und Straßen; als ihre Fabrikgebäude, können die von ihnen bewohnten Plateaux und Abhänge angesehen werden.

Fünfter Abschnitt.

Handel.

§. 1. Ursprünglicher Zweck und Nutzen.

Aus den mannigfaltigen Verschiedenheiten unter den Anlagen zur Arbeit und den Produkten der Natur in den verschiedenen Weltregionen, Ländern und Gegenden ist der Handel entstanden.

Das flache Land bedarf der Arbeiten des Stadt- und Bergbewohners; der Stadt- und Bergbewohner braucht die Früchte des flachen Landes. Zwischen beiden Gegenden entsteht ein nothwendiger, beständiger Verkehr. Dem Süden fehlen die Produkte des Nordens, dem Norden die des Südens. So wird ein ganzer Welttheil in Bewegung gesetzt und in Bewegung erhalten.

Dabei sollte die Menschheit nur gewinnen, und der Einzelne so gestellt werden, als wenn er alle Länder der Erde und alle Climate zugleich bewohnte. Das Schlimme ist aber beständig der treue Begleiter des Guten. Wenn die Vortheile, welche der Handel gewährt, in's Unendliche gehen, so sind auch die Uebel, die der Handel veranlaßt, gränzenlos. Der häufigen Kriege nicht zu gedenken, kann er durch die beständigen Schwankungen, denen er ausgesetzt ist, durch die falschen Ansichten der Regierungen und ihre verderblichen Maßregeln, für die größte Quelle der Armuth angesehen werden.

Der

Der Handel hat ursprünglich keinen andern Zweck, als einen Ort, der gewisser Gegenstände ermangelt, mit dem Ueberflusse anderer Orte zu versorgen. Nicht bloß die Verschiedenheit der Produkte des Pflanzenreichs, sondern auch die des Mineralreiches, die so zufällig und so ungleich auf dem Erdboden vertheilt sind, machen diesen Umtausch der respectiven Reichthümer nothwendig. In sofern ist der Handel eine Arbeit, wie jede andere.

Wenn eine Apfelsine eine halbe Meile weit von Neapel abgepflückt und zu Neapel oder zu Petersburg verzehrt wird, so ist die Operation des Transports immer dieselbe, und es findet sich hiebei nur der Unterschied, daß der Transport nach Petersburg ein längerer, gefährlicherer ist, als der nach Neapel, und mannigfaltige Arbeit kostet, die der Apfelsine zur Last fallen, und ihren Werth zu Petersburg um so viel erhöhen.

Doch, bei der Erhöhung des Werths durch die Transportarbeiten, ist es im Handel nicht geblieben. Wäre dies der Fall, so würde der Kaufmann nicht reicher werden, als der Producent. Aber der Kaufmann kauft, wo möglich, unter dem Werth, und verkauft, wo möglich, die Transportarbeiten und Gefahren mit einbegriffen, über den Werth.

Da nun der Kaufende den Werth der Apfelsine an ihrem heimischen Ort nicht kennt, da er die Arbeiten und Gefahren des Transports bis nach Petersburg nicht zu berechnen im Stande ist; da er vielleicht auch, wenn er dies alles ganz genau kennt, nicht anders die Apfelsine bekommen kann, so muß er wohl dafür bezahlen, was der Kaufmann verlangt.

Preis und Werth sind alsdann verschieden. Der Werth bleibt sich gleich, aber der Preis, zum Benefiz des Kaufmanns, ist höher. So wird der Kaufmann reich.

§ 2. Prohibitives Mercantilsystem.

In jedem Fall steht immer der Satz fest, daß der Kaufmann, so reich er auf Kosten Anderer werden mag, wenn auch oft mit vielen Anstrengungen, Gefahren und Sorgen, doch, als bloßer Kaufmann, nichts hervorbringt. Die Apfelsine kommt nicht doppelt, auch nicht schwerer, nicht saftreicher in Petersburg an. Die Dame, welche sich dort damit erquickt, würde es gewiß vorziehen, wenn die Apfelsine, eben so nahe bei Petersburg, als bei Neapel, in derselben Frische, Schönheit und Reife, abgepflückt worden wäre.

O des Menschen-Wahns, der immer den Schein für die Wirklichkeit hält, und die Resultate gedankenlos anschaut, ohne auf den Grund der Sachen zurück zu gehen! Ein Kaufmann wird reich, mehrere können es auch zugleich werden. Eine ganze Stadt, selbst ein ganzer Staat kann sich durch den Handel hoch über die andern erheben. Dies war der Fall mit den Hansestädten, mit Genua und Venedig im Mittelalter, späterhin mit Holland. Einzelne handeltreibende Städte gelangten auch zu verschiedenen Zeiten zu einem hohen Grade des Wohlstandes. Dies war die Folge besonderer, vorübergehender Umstände. Die, durch den Handel reich gewordenen Städte befanden sich in der günstigen Stellung eines Kaufmanns, welcher die Gelegenheit findet und sie zu benutzen weiß. Als ein einziger Kaufmann, war ein ganzer Staat zu betrachten. Demnach, weil ein Staat, oder einzelne Städte, durch den Handel reich geworden waren, zog man den Schluß, daß der Handel die wahre Quelle des Reichthums für die Völker sei, und daß, wenn ein Volk reich werden wolle, es, vor allen Dingen, sich des Handels und der Colonien bemächtigen müsse. Dies war das Mercantilsystem, welches so viele Kriege veranlaßte, und in allen Welttheilen Ströme von Blut kostete.

Das Mercantilsystem ist jetzt erkannt und verurtheilt.

England liefert noch heutigen Tages, durch sein Beispiel, einen Belag zum Beweise, daß es nur ein Schein-, aber kein wahres Glück, nur einen Zahlen-, aber keinen wirklichen Reichthum gewährt. Wo herrscht, ich muß es wiederholen, wo herrscht, bei dem blendenden Glanze, bei den angehäuften Geldsummen, mehr Armuth, als gerade in England? Es ist die Frage, ob die italienischen und die spanischen Völker, so schlecht sie, zum Theil, regiert werden, nicht besser daran sind, als das engländische Volk. Die obige Fiction einer Thaler-Insel mochte vielleicht abentheuerlich erscheinen. Der Handel hat England, wo fünf Thaler ausgegeben werden, wenn man nur Einen Thaler auf dem festen Lande ausgiebt, zu einer solchen unglücklichen, unruhigen, auf eingebildeten Reichthümern schwebenden Guineen-Insel umgeschaffen.

Indessen ist das Mercantilsystem von den neuern Staatskünstlern strenger beurtheilt worden, als dasselbe es verdient. Es beruhte allerdings auf einem einseitigen Princip. Allein, die Kriege ausgenommen, die es veranlaßte, war es, auf die innere Verwaltung eines Landes angewendet, aufmunternd. Es konnte hier Großes bewirken, und, bei gewissen Schranken, wesentlich zur Vorbeugung der Armuth beitragen.

Nach diesem System mußte jährlich eine Handelsbilanz berechnet und aufgestellt werden, und man ging von der Ansicht aus, daß, wenn man Waaren für eine größere Summe ausgeführt, als eingeführt habe, der Staat, im Jahre, um so viel reicher geworden sei. Da die Sachen, und nicht das Geld, den wahren Reichthum eines Volkes begründen, so hätte eher der umgekehrte Schluß aus der Handelsbilanz gezogen werden müssen. Die Prohibitiv-Maßregeln, welche dieses System gegen ausländische Waaren veranlaßte, hatten indessen das Gute, daß der inländische Gewerbtreibende nicht, durch den ausländischen, so leicht außer Brod gesetzt werden, und daß er, wenigstens

auf das Inland, für den Absatz seiner Waaren rechnen konnte.

Die Beschränkungen mußten, in den neueren Zeiten, besonders mißfallen, und dazu merklich beitragen, daß das Mercantilsystem so sehr verschrieen worden ist, weil sie nicht mit dem Kram der sogenannten liberalen Ansichten zusammenpaßten, woran die menschliche Gesellschaft jetzt laborirt und kränkelt.

§. 3. System der Universal-Handelsfreiheit.

Ein anderes System, das an sich eben so wenig haltbar ist, als das mercantilische, strebt jetzt bei einigen Staaten aufzukommen. Es ist die Ausgeburt jener angeblichen liberalen Ansichten, welche alle Beschränkungen aufheben wollen, und, damit kein Nachtheil von einem Verbote entstehen könne, lieber auf die Vortheile desselben Verzicht leisten, ohne zu untersuchen, ob diese Vortheile nicht jene Nachtheile überwiegen. Das neue System, von dem hier gesprochen wird, ist das System der Universal-Handelsfreiheit.

Es giebt in der Welt nichts Allgemeines, keine allgemeine Sprache, keine Universal-Monarchie, keine allgemeine Gesetzgebung, keine allgemeine Sitte, keine allgemeine Tracht, keine allgemeine Bauart, keine allgemeine Münzen, Maße und Gewichte ꝛc. Alle diese Allgemeinheiten sind längst als schöne, aber unausführbare Chimären anerkannt. Unebenheiten, Verschiedenheiten, Oertlichkeiten, Contraste aller Arten sind eben so natürlich, eben so angeboren, eben so unvertilgbar, eben so immer und ewig wiederkehrend in der menschlichen Gesellschaft, als auf dem Erdboden und im ganzen Reiche der Natur, wo Ebenen und Berge mit einander abwechseln, wo nicht Ein Berg wie der andere, nicht Ein Thal wie das andere, nicht Ein lebendiges Wesen wie das andere, kein Blatt einer Pflanze genau wie das andere, angetroffen wird.

Wir wollen annehmen, daß, durch einen liberalen Zauberschlag, Eine und dieselbe Gesetzgebung eingeführt würde, worauf aber die Sachen ihren gewöhnlichen, natürlichen, menschlichen Gang wieder gehen dürften. Je allgemeiner sie wäre, desto weniger würde sie für jedes einzelne Land, für jede einzelne Gegend berechnet seyn. Eine Menge eigenthümlicher Bedürfnisse, Anlagen, Verhältnisse, selbst abgesehen von dem Geschichtlichen, und von dem Wechseln der Regierenden, würden sogleich eine gleiche Anzahl neuer Verordnungen und Zusätze nothwendig machen; und, acht Tage nach dem wohlgemeinten Zauberschlag, würden die allgemeine Verwirrung, die aufgeregten Leidenschaften, das Aufreiben der Menschen untereinander, uns auf eine furchtbare Weise belehren, daß der wahre liberale Zauberschlag derjenige wäre, der die Sachen in dieselbe Lage, wie acht Tage vorher, wieder zu versetzen vermöchte.

So auch mit der allgemeinen Handelsfreiheit. Nimmt man an, daß sie nur allmälig eingeführt würde, so müßten doch, früh oder spät, viele jetzt blühende Handelsstädte, und unzählige Familien untergehen. Dafür würden freilich andere aufkommen. Das ist aber eine grausame Compensation. Man darf nicht ein menschliches Wesen dem Tode Preis geben, um dafür ein anderes zum Daseyn hervorzurufen. Dieses weiß nichts vom Daseyn, es hat noch keine Rechte in der Welt erworben; und, wenn es noch nicht zum Daseyn gerufen wird, so hat es nichts verloren und kann und wird sich deshalb auch nicht unglücklich fühlen und Beschwerde führen. Anders verhält es sich mit dem menschlichen Wesen, welches die Leiden und Aengsten des Todes auszustehen hat, um die Naturwelt, worin es angesiedelt war, und die ihm zu einer süßen Gewohnheit geworden ist, für andere zu räumen. Aber selbst von dieser humanen Ansicht abgesehen, wie lange würde die allgemeine Handelsfreiheit bestehen? So lange bis der erste Regent, dem, wie einem sorgsamen Familienvater,

das offenbare Wohl der ihm von Gott anvertrauten Menschenmasse lieber seyn würde, als unbekannte oder ungewisse Vortheile einer andern Menschenmasse, für die er vor Gott nicht verantwortlich ist, die Handelsfreiheit in seinen Staaten wieder zu beschränken für gut fände. Die andern Staaten würden dann aber auch sogleich Repressalien gebrauchen; und so hätte sich wieder die Chimäre, als Chimäre, bewährt.

Am unglücklichsten würde es dem Staate ergehen, welcher, dem System einer allgemeinen Handelsfreiheit fröhnend, den andern Staaten das Beispiel geben wollte, und, nur noch der Einnahme wegen, seine Zollämter nicht gänzlich aufgäbe und auflöste. Die damit in Verkehr stehenden Staaten würden sich wohl hüten, ihn davon abzubringen; sie würden eher durch scheinbare Concessionen ihn in seinen Ansichten zu bestärken suchen. Allein sie würden sich auch nicht weniger hüten, dem Beispiel nachzukommen; und, während er offen und bloß gegen sie gestellt bliebe, würde er doch nur von ihnen dasjenige beziehen, oder ihnen dasjenige verkaufen, was sie gern bekommen, oder gern los werden wollten.

Einem solchen einzelnen Staate würde offenbar das irrthümliche, schädliche Mercantilsystem, in seinem ganzen Umfange, bei Weitem nicht so verderblich seyn.

§. 4. Wiederum die Wahrheit in der Mitte.

Das System der allgemeinen Handelsfreiheit und das Mercantilsystem verhalten sich gegen einander, ungefähr wie das ponokratische und das agrokratische oder physiokratische System. In beiden muß wohl etwas Wahres liegen, denn sonst hätten sie doch nicht einsichtsvolle Männer verblenden und für sich einnehmen können. Wie das physiokratische und das ponokratische, müssen das System der allgemeinen Handelsfreiheit und das Merkantilsystem in Eins zusammen geschmolzen werden.

Freiheit ist nothwendig, aber mit wohlthätigen Schranken; Schranken sind nothwendig, aber mit gehöriger Freiheit.

Darum indessen, daß ich hier wieder die Wahrheit in der Mitte finde, gehe ich doch nicht von der Meinung aus, daß, um die Wahrheit sicher zu treffen, man nur die Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Ansichten oder Systemen zu nehmen, oder beide nur mit einander zu verschmelzen brauche. Diese Methode, welche zwar, bei gewagten Systemen und leidenschaftlichen Meinungen, oft zur Wahrheit führt, würde zu gewaltigen Irrthümern verleiten, wenn man sie bei allen Gelegenheiten, und auf alle vorkommende Fälle unbedingt anwenden wollte. Wenn, von zwei Tropenbewohnern, die niemals Schnee gesehen haben, der eine behauptet, der Schnee sei weiß, da die Europäer es sagen, der andere aber, er müsse doch schwarz seyn, weil er von den schwarzen Wolken herabfalle, so sehe ich keine Wahrheit in der Verschmelzung dieser beiden entgegengesetzten Behauptungen. Der Schnee ist nicht grau. Auch sehe ich keine Wahrheit in der Mitte, wenn Einer sagt: Gott ist! und ein Anderer: — ich wage nicht, es auszusprechen.

Das einzige, dem Wohl der Völker angemessene Handelssystem ist lediglich dasjenige, welches darin besteht, daß man die obwaltenden Umstände kennt, und zum Besten der Völker sich darnach richtet. Wollte man dieses System auch mit einem griechischen Namen belegen, so könnte es das chronokratische heißen. Jedes andere, auch noch so glänzende System gereicht immer, früh oder spät, auf eine oder die andere Weise, zum Nachtheil der Menschen, und bewirkt zuletzt, für das Allgemeine, nichts als eine neue schreckliche Armuths-Quelle.

§. 3. Ergebnisse.

Wir haben im Vorigen gesehen, daß nicht eine unbedingte Freiheit des Handels, auch nicht die Anhäufung des

Geldes, die Wohlfahrt der **Menschheit überhaupt** begründe, und die Armuth abwende; sondern, daß Arbeit und Natur allein dem Menschen seinen, zuletzt doch nur in albumen und tegumen, Speise und Bedeckung, bestehenden Unterhalt gewähren.

Hierbei haben wir die **Menschheit überhaupt** betrachtet. Allein Ansichten und Maßregeln können nicht auf die **Menschheit überhaupt** angewendet werden, da nichts Allgemeines in der Welt ausführbar ist, und die Menschheit keine Einheit ausmacht.

Die größten Einheiten, welche die Menschheit bildet, sind die **Staaten**, und also, nur für die einzelnen Staaten, können gründliche Ansichten und zweckmäßige Maßregeln, ins Leben treten. Das Resultat ist übrigens dasselbe. Denn, wenn alle einzelne Staaten glücklich wären, so wäre auch die ganze Menschheit glücklich; und, wäre in keinem Staate ein armer Mensch, so würde auch keiner in der ganzen civilisirten Welt seyn.

Wir wollen uns also, im Folgenden, einen einzelnen Staat denken, und die übrigen sich selbst überlassen. Sie bleiben sich aber nicht selbst überlassen, da jeder von ihnen dieser gedachte Staat seyn kann. Der einzelne Staat, der gemeint seyn wird, ist nur ein x, welches jeden beliebigen Staat vorstellt. Sollten daher,

§. 6. NOTA BENE!

in meinen Betrachtungen über das x, Ansichten, Behauptungen vorkommen, die nicht mit den hier oder dort herrschenden Anordnungen und Ansichten zusammentreffen, so protestire ich zum Voraus gegen eine, diesem oder jenem wirklich existirenden Staate zum Tadel gereichende Anwendung. Mein Bestreben geht sogar dahin, daß der Leser nicht einmal, eben so wenig durch meine Lobeserhebungen, als durch meine Tadelsäußerungen, erfahren könne, was meine gesellschaftlichen Verhältnisse sind, in welchem deut-

schen Lande ich lebe, zu welchem Volke ich angehöre. Ich habe es mir zum Vorsatze gemacht, wo möglich so zu schreiben, wie ich, aus jedem andern deutschen Volk herstammend, in jedem andern beliebigen Lande, mit meiner Familie, den Schutz der Regierung genießend, auch immer noch schreiben würde.

Nicht etwa, daß ich Land und Volk, denen ich angehöre, verläugnen wollte! Ich würde es nicht einmal als Verdienst, sondern nur als Schuldigkeit ansehen, ihnen mein Leben zu opfern. Desto besser, wenn es in Gotteswillen liegt, daß mein Werk irgend einige nützliche Früchte für sie tragen möge.

Allein, mein jetziges Werk hat nur allgemeine Betrachtungen zum Zweck, und vorsetzlicher Tadel im Einzelnen würde dessen Bestimmung und Standpunkt durchaus verändern und versetzen. Dann gehört zum tadelnden Beleuchten der Maßregeln einzelner Regierungen die Kenntniß einer Menge von Verhältnissen und Thatsachen, welche der öffentlichen Kunde zum Theil oft entgehen. Man tadelt oft eine Regierung, wo sie das meiste Lob verdient, wo sie das Beste will, oder wo sie nicht anders thun kann: Eine tröstliche Meinung, welche ich, namentlich von den deutschen überhaupt, aufrichtig hege.

Der Versuch, eine solche Regierung bescheiden auf einen bessern Weg zu bringen, darf erlaubt seyn; kränkender Tadel, selbst indirekt, aber nicht.

Sollte man in meiner Schrift solche Züge des Tadels zu finden wähnen, so würde man sich irren; sie würden zu sehr im Widerspruch mit meinen Grundsätzen seyn. Das Gehässige der Anwendung würde daher billig nur auf die Anwender selbst zurückfallen.

Dritter Theil.

Aeußere Armuthsquellen.

> Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken den Menschen in's Verderben und Verdammniß. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.
>
> I. Timoth. VI, 9, 10.

Erster Abschnitt.

Schwankungen des äußeren Staatswesens.

§. 1. Staatswesen, ein inneres und ein äußeres.

Alles, was ist, hat ein zweifaches Daseyn, ein inneres und ein äußeres. Es ist etwas an sich und für sich; und doch würde es nicht seyn, was es ist und wie es ist, wenn die andern, mit ihm in Verbindung stehenden Gegenstände nicht wären. Will man daher, bei Untersuchung eines Gegenstandes, gründlich zu Werke gehen, so kann man füglich den Anfang damit machen, daß man seine äußern Beziehungen von seinem innern Wesen trennt, um ihn demnächst unter beiden Gesichtspunkten zu betrachten.

Die Unterscheidung zwischen dem Aeußern und dem Innern eines Staates ist um so natürlicher, als dieselbe

sich factisch aufdrängt. Die, unter verschiedene Ministerien vertheilten Zweige der Verwaltung bilden die innern Verhältnisse. Die äußern Verhältnisse begründen ein eigenes Ministerium, und einen, das Ausland mit dem Inlande umfassenden Geschäftskreis. Krieg und Friede, Welthandel zu Land und zur See zwischen eigenen und fremden Unterthanen, Transitohandel, Posten, Reisende, Ein- und Auswanderungen, Cartel-Angelegenheiten, einzuziehende und abzuliefernde Erbschaften, Gränzstreitigkeiten und Gränzberichtigungen, sind auswärtige Verhältnisse. Die Verhältnisse mit dem Auslande können einen mächtigen Einfluß auf das Inland ausüben.

§ 2. Handelsverkehr zwischen dem In- und Auslande.

Wenn, weder arme Völkerschaften oder Schaaren von armen Leuten einwandern, noch das Inland mit Krieg vom Auslande überzogen wird; zwei Fälle, die hier nicht vorausgesetzt werden sollen, so fragt sich: Wie kann sich Armuth aus dem Auslande über das Inland ergießen? Die Armuth entsteht nicht durch Verpflanzung oder unmittelbare Uebertragung von einem Menschen oder von einem Staate auf den andern, wie es bei einer Mode oder einer ansteckenden Krankheit der Fall ist. Die künstliche Armuth ist, oft nur mittelbar, Folge gewisser Ursachen. So wie der Reichthum einer einzigen Familie sich zuweilen nur auf die Armuth von mehrern hundert armen Menschen im Inlande gründet, so kann auch der Reichthum des Auslandes selbst eine Quelle der Armuth für das Inland seyn.

Natur und Arbeit begründen den Unterhalt der Menschen. Da aber die Natur dem einen Lande etwas giebt, was sie dem andern versagt; da auch die Arbeit in einer Gegend diese, in einer andern jene Richtung nimmt, so ist der Handel nothwendig, um diese Ungleichheit auszugleichen. Der Handel muß also, seinem Wesen nach, eine entscheidende Wirkung auf den Unterhalt der Menschen, und einen bedeu-

tenden Einfluß auf ihre Wohlfahrt ausüben. Er soll zwar nur dasjenige, was dem Inlande zur Befriedigung seiner Bedürfnisse fehlt, ergänzen; doch pflegt er zugleich diese Bedürfnisse zu steigern und zu vermehren. Sind nun die Bedürfnisse vermehrt und gesteigert, so kann er mit einem Mal durch allerlei Ursachen in Stockung gerathen und aufhören. Alsdann bleiben die Bedürfnisse ohne die gewohnte Befriedigung, oder ihre Befriedigung erfordert große Aufopferungen. Auf diese Weise werden sie eine allgemeine Armuthsquelle.

Der Handel kann selbst dem Inlande, mittelst des Geldes, welches doch nicht verzehrt werden kann, das, zum Lebensunterhalt Nothwendigste entziehen, und, bei Bereicherung einiger geldstolzen Kaufleute und rücksichtslosen Speculanten, ein ganzes Volk in Sorge und Noth versetzen. Der Handel mit dem Auslande, der fremde Handel zu Land und zur See, der sogenannte Welthandel soll also jetzt, als dasjenige äußere Verhältniß eines Staates, welches in gewissen Fällen eine Armuthsquelle werden kann und daher uns hier angeht, der Gegenstand unserer Betrachtungen seyn.

Das Wort Handel ist jetzt, wie die Worte Geld und Constitution, ein großes magisches Wort, das zu vielen Schlüssen ohne Prämissen Anlaß giebt. Kann man es wohl wagen, das, von so vielen Verehrern umgebene Idol auf seinem hohen Altar zu entschleiern? Wird es nicht ein Verbrechen gegen die heutige Aufklärung seyn, zu zeigen, daß es, in der einen Hand zwar das Füllhorn, in der andern jedoch Pandorens Büchse hält? Eben darum, weil dem Idol zu viel geopfert wird, muß auch seine gefährliche Seite den Augen bloßgestellt werden.

§. 3. Standpunkt zur Beurtheilung.

Um die Maßregeln einer Regierung in Betreff des auswärtigen Handels gehörig zu würdigen, muß man damit

anfangen, den Staat isolirt und von allen übrigen völlig getrennt zu betrachten. Man muß ihn sich beinahe so vorstellen, als wenn die andern Staaten nicht existirten, als wenn er in der Welt allein, von einer unwegbaren Wüste, oder von einem endlosen Meere, ungefähr wie die Alten sich die Erdscheibe dachten, umgeben wäre. Ein solches Verfahren ist übrigens nur eine Anwendung der eben angegebenen Methode, das Innere und das Aeußere zuerst besonders zu betrachten, um sie nachher wieder mit einander bei Lichte bestimmterer, deutlicherer Begriffe in Berührung zu setzen.

Englands Beispiel ist uns nicht genug. Das engländische Volk wird zwar von der Welt durch das Meer getrennt; das Meer aber ist für die Regierung dieses Landes, für seine reichen Unternehmer, für seinen Handel überhaupt, eine offene Straße, welche die willkührlichen Verbindungen der bemittelten Stände mit den andern Ländern nicht hemmt, sondern begünstigt.

Das beste Beispiel ist China mit seiner ungeheuern Mauer Van-Lee-Tsching, jenseit welcher die chinesische Bildung aufhört, und die Steppen, die Wüste, mit ihren nomadischen und halbwilden Tataren-Horden anfangen. Wüsteneien und Steppen, so wie hohe Bergketten, trennen die Völker ungleich mehr, als wenn Gewässer, Meere, Seen, Ströme, deren Stelle einnähmen. Die Anlegung einer bequemen Straße über solche Gegenden ist ein großes National-Werk, und gleichwohl bleibt die dadurch bewirkte Verbindung noch immer beschränkt, mühsam und kostspielig. Ein Schiff dient zugleich zur Straße und zu einem Fuhrwerk, dessen Pferd, der Wind, nicht einmal der Fütterung bedarf.

Die Annahme eines Van-Lee-Tsching, welches rund herum den Staat einschließt, ist der Standpunkt, aus dem es sich am deutlichsten einsehen läßt, was, in Ansehung des auswärtigen Handels, dem betreffenden Staate vortheil-

haft oder nachtheilig seyn kann. Sobald diese strenge, absolute, unverletzliche Gränzlinie zwischen ihm und den andern Staaten gezogen ist, kann man mit Sicherheit erkennen, was er ist und was er nicht ist, was er besitzt und was ihm fehlt, was er entbehren kann und was er vom Auslande beziehen muß, und in wiefern er daher von diesem abhängig ist oder nicht.

§. 4. Aufgabe der Regierung.

Eine andere wichtige Betrachtung ist das Maß der Bevölkerung.

Wenn der Staat unabhängig vom Auslande seyn soll, so muß seine Bevölkerung in solchem Verhältnisse mit seinen Erzeugnissen stehen, daß diese zu ihrem Unterhalte hinreichend sind. Uebersteigen die Erzeugnisse des Landes die Bedürfnisse seiner Bevölkerung, so lebt der Einzelne, bei übrigens gleicher Vertheilung, in Ueberfluß. Kann die Bevölkerung nicht von den Producten des Landes leben, so muß sie, entweder solche vom Auslande beziehen, oder untergehen.

Wir nehmen an, daß die Bevölkerung des Staats zehn Millionen Einwohner betrage. Das Erste, was die Regierung sich dabei zu sagen hat, ist, daß diese zehn Millionen Menschen *leben wollen*. Die Philosophen haben den Satz aufgestellt: *Ich denke, also bin ich*. Der erste Satz der Politik ist: *Um zu seyn, muß ich essen*. Vor allen Dingen wollen jene zehn Millionen Menschen *essen und trinken*, gekleidet seyn und ein Obdach haben. Jeder Einzelne ißt und trinkt zwei-, drei-, viermal des Tages, verlangt wenigstens zwei Röcke, mehrere Hemden u. s. w. Wenige Familien können sich mit einem einzigen Zimmer begnügen; jede bedarf einer Küche, eines Obdaches. Wir vergessen übrigens nicht, daß immer von zehn Millionen Menschen die Rede ist. Welche Menge Häuser sind erforderlich, um diese Menschenmasse zu beherbergen! welches

Magazin von Kleidern und Wäsche, um sie zu kleiden! welcher Vorrath von Fleisch, Brod, Gemüse, jährlich, um sie zu beköstigen!

Wenn jeder Einzelne, durch mäßige Arbeit, sich Obdach, Kleidung, Nahrung verschafft, so existirt kein künstlicher Armer im Staate. Der erste künstliche Arme im Staate wird derjenige seyn, dem diese Lebensbedürfnisse ganz oder zum Theil abgehen, oder der sich dieselben nur durch übermäßige Anstrengung verschaffen kann. Daß aber ein jeder Gelegenheit finden könne, durch mäßige Arbeit, sich Obdach, Kleidung und Nahrung zu verschaffen, ist für die Regierung keine leichte Aufgabe.

Der nöthige Vorrath ist da; wir nehmen es an. Allein er findet sich, vermöge des Grundgesetzes der menschlischen Gesellschaft, des Gesetzes des Eigenthums, ungleich vertheilt. Der kleinere Theil der zehn Millionen Menschen hat den Vorrath von den vorigen Generationen geerbt, und genießt mithin den unmittelbaren usum-fructum davon; der größere Theil dagegen, um des Nießbrauchs ebenfalls theilhaftig zu werden, muß für jene arbeiten. Es kommt aber darauf an, ob jene Erben des Staatsvorraths ihren Vortheil dabei finden, die Nicht-Miterben des Staatsvorraths zu beschäftigen. Wenn dies nicht der Fall ist, so werden letztere entlassen. Dann sind es künstliche Arme, die entweder darben, oder, mit Frau und Kindern, Andere um Unterstützung ansprechen müssen.

Das wissen die Menschen, wendet man ein, und das fürchten sie mit Recht. Sie sehen sich deshalb vor und heirathen nicht leicht, ohne die sichere Aussicht zu haben, immer Arbeit und mithin Obdach, Kleidung und Nahrung für sich und für eine ganze Familie zu finden. Auch entsteht bei ihnen das Bestreben, so zu arbeiten, daß man mit ihnen zufrieden seyn und sie fernerhin beschäftigen möge. Wie wenig auf diese weisen Vorsätze der Menschen zu bauen ist, zeigt die tägliche Erfahrung. Würden sie aber so

fest gehalten, wie zu wünschen wäre, so hängt doch noch immer das Schicksal der arbeitenden Familien davon ab, ob derjenige, der ihnen Arbeit giebt, Vortheil dabei findet, oder ihn wenigstens kein Nachtheil trifft, der ihn selbst, über kurz oder lang, zu Grunde richten könnte.

Also Arbeit, fortwährende Gelegenheit zur Arbeit, das ist die Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt im Staate. Ermangelt die Gelegenheit zur Arbeit, so verfallen unausbleiblich eine Menge Menschen in Noth und künstliche Armuth.

Die Art der Arbeit ist hiebei auch nicht gleichgültig. Die eine Menschenklasse ist dieser Arbeit gewohnt, die andere jener. Der Uebergang von einer Arbeit zur andern ist oft unmöglich. Der Kattundrucker versteht die Arbeit des Uhrmachers nicht, und dieser hätte lange zu lernen und zu darben, bis er die Handgriffe des Kattundruckers sich angeeignet haben würde.

Hieraus folgt, daß, wenn der Staat nicht an einer großen Anzahl künstlicher Armen kränkeln will, die Arbeit, quantitativ und qualitativ, gleich bleiben müsse. Einige Arbeitszweige müssen nicht eine Zeit lang einen ungewöhnlichen Schwung erhalten, während andere in Stockung gerathen. Im letzten Falle sind die unmittelbaren Folgen schon bekannt; im ersten lassen sie sich leicht denken. Erhält ein gewisser Arbeitszweig einen außerordentlichen Schwung, so verlassen Manche den ihrigen, um sich für diesen zu befähigen. Junge Leute, die noch keinen besonderen Erwerbszweig gewählt haben, legen sich ebenfalls darauf. Alle werden zu künstlichen Armen, wenn der Schwung wieder nachläßt. Der zweite Fall tritt dann, mit allen seinen traurigen Folgen, für sie ein.

Soll denn keine Bewegung, keine Veränderung in den Arbeiten bei einem Staate seyn; muß denn Alles bei dem alten Roste bleiben, und dürfen keine Versuche, keine Verbesserungen statt finden? Nein! Auf Kosten so vieler

Un-

Unglücklichen: Nein! Lieber, ja lieber, das ungeschickte, aber glückliche Alte, als das elegante, aber unglückliche Neue! Verbesserungen, Veränderungen können statt finden, neue Arbeitszweige eingeführt, andere aufgegeben werden; allein diese Arbeits-Umwälzungen müssen, wie alle Staatsveränderungen, langsam, allmälig, Schritt vor Schritt, vor sich gehen. Die Menschen müssen Zeit gewinnen: die jüngeren, um sich nach etwas anderm umzusehn; die älteren, die nicht von Neuem in die Lehre gehen können, um in der Gewohnheit des Alten ihre Lebenstage zu beschließen.

Durch weise Anordnungen kann ein Staat einen solchen Stand der Dinge, in seinem Innern, erhalten. Das kann er aber im Auslande nicht, wo eine andere Regierung, andere Ansichten, andere Bedürfnisse herrschen. Das Inland ist ihm also sicher, das Ausland aber nicht. Das Ausland ist ihm um so weniger sicher, als es nicht für ihn, wie das Inland, eine Einheit bildet. Das Ausland ist die, unaufhaltsamen Abwechselungen, Bewegungen, Verirrungen, Preis gegebene Welt. Wenn auch Eine Regierung jetzt gleiche Ansichten theilte, thun es zwanzig andere? Und, was diese gleich gesinnte Regierung selbst anbetrifft, wer kann für ihre Ansichten in der Zukunft stehen? Ihre eigenen Verhältnisse können sich ja so ändern, daß sie gezwungen wird, das Heil ihrer Unterthanen in einem ganz andern System, oder in ganz andern Verbindungen zu suchen.

Die möglich größte Unabhängigkeit des innern Handelsverkehrs von dem Welthandel ist also eine wesentliche Bedingung der gleichmäßigen Arbeit in dem Inlande, mithin der Wohlfahrt der Einwohner; und eine solche Unabhängigkeit durch die unmerklichsten Anordnungen zu begründen und zu erhalten, muß daher ein Hauptaugenmerk der Regierung seyn.

Zweiter Abschnitt.

Festhalten des äußeren Staatswesens.

§. 1. Van-Lee-Tsching.

Das **Van-Lee-Tsching** nahm ich als Fiction an, damit die Trennung, zwischen dem Inlande und dem Auslande, bei jedem Staate recht deutlich und lebhaft gedacht würde. Jetzt gehe ich weiter, und nehme nicht Anstand zu bekennen, daß ich es für eine große Wohlthat für die einzelnen Staaten ansehen würde, wenn jeder in seinem **Van-Lee-Tsching** so hermetisch eingeschlossen wäre, daß man nur, durch bestimmte Landthore, wie, bei Städten und Häusern, durch Stadtthore und Thorwege, ein- und ausgehen könnte. Warum denn nicht? Ist nicht jeder Staat eine große Stadt, ein großes Haus, und, am Ende, nur Eine Familie? Wenn Einige im Staate leiden, müssen nicht die Uebrigen, wenn auch nicht immer unmittelbar, doch immer mittelbar, wie in einer Familie, mehr oder weniger mitleiden? Da man es für gut findet, an den Häusern Thorwege zu haben, warum sollten nicht Landthore ähnliche Dienste im Großen leisten!

Bei den jetzt herrschenden Ideen, welche, in Betreff des Handels, sämmtliche Staaten in Einen Staat zusammenschmelzen wollen, dürfte diese Idee allerdings leicht wunderlich und seltsam vorkommen, und sie ist es doch nicht im mindesten. Sie scheint nur so, weil ich weit von uns, außer Europa, aus China, herhole, was uns nahe ist, und längst vor unsern Augen liegt. Es giebt keinen Staat in Europa, der sich nicht sein **Van-Lee-Tsching** erbaut habe, und mit großen Unkosten erhalte. In Ermangelung der Steine und des Mörtels gebraucht er dazu Visitatoren, Mauthbeamten, Gendarmen, Zollhäuser und Schlagbäume. Was stellt dies anders vor, als ein doppeltes und dreifaches,

alle zweihundert Schritte mit Thürmen und Basteien flankirtes Van-Lee-Tsching? Vater Homer verglich schon die, durch Achilleus zum Kampfe angefeuerten Thessalier mit den fest an einander gereiheten Steinen, womit ein Baumeister die starke Mauer eines Gebäudes aufführt:

Wie, wenn die Mauer ein Mann festfügt, aus gedrängeten Steinen,
Einem erhabenen Hause, die Macht der Winde vermeidend;
Also fügten, sich Helm' und genabelte Schild' an einander,
Tartsch' an Tartsche gelehnt, an Helm Helm, Krieger an Krieger.
Voss. ILIAS, XVI, 213.

§. 2. Zweifache Benutzung.

Also wäre jeder europäische Staat in seinem Van-Lee-Tsching, wie China, wirklich eingeschlossen. Diese lebendige Mauer, welche jede Verbindung, jeden Uebergang zwischen Inland und Ausland controlliren und, nach Umständen, abschneiden soll, kann, abgesehen von der öffentlichen Sicherheit, und nur den Handel berücksichtigend, einen doppelten Zweck haben. Der eine Zweck ist, die Ein- oder Ausfuhr gewisser Waaren zu verhindern; der andere, der Regierung eine Einnahme durch Zollabgaben zu verschaffen. Der letzte Zweck scheint, jetzt, der vorherrschende zu seyn. Während der langen Periode des Mercantilsystems, war dagegen der erste der vorwaltende.

Dieser erste Zweck der Zollämter, der Zweck, die Ein- oder Ausfuhr gewisser Waaren zu verhindern ist, trotz dem gefröhnten System der allgemeinen Handelsfreiheit, der wahre, der einzige, die Errichtung und Erhaltung der Zollämter rechtfertigende. Der Zweck, eine Einnahme der Regierung, durch Abgaben, zu verschaffen, müßte nur als ein untergeordneter, gelegentlicher, angesehen werden.

Ich will nicht damit sagen, daß eine Regierung nicht wohl thue, die Zollämter zur Vermehrung der Staatsein-

künste zu benutzen, und noch weniger, daß sie das Recht dazu nicht habe. Ohne Regierung können die Menschen nicht leben, also leben die Menschen durch die Regierung. Die Regierung muß aber selbst leben, wenn sie das Leben der Leute begünstigen soll. Allein, in den Zollämtern nur ein Mittel zu sehen, die Einkünfte des Staats zu vermehren, heißt aus dem Theile das Ganze, und aus dem Zufälligen die Hauptsache machen. Der Staat muß Einnahmen haben; es ist aber gleichviel, woher sie kommen, wenn sie übrigens nur billig sind, und ordentlich erhoben werden. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb diese Erhebung eher auf der Gränze, als anderswo, statt finden solle. Wenn hiezu keine andere Veranlassung wäre, so würde offenbar eine gleichmäßige Erhebung im ganzen Lande, im Verhältnisse der vorhandenen Güter, zweckmäßiger, billiger und natürlicher erscheinen.

Warum aber soll die Ein= oder Ausfuhr gewisser Waaren entweder beschränkt oder gänzlich untersagt werden? Die Antwort geht von selbst aus dem Obigen hervor. Um die eigenen Speculanten zu verhindern, dem Inlande seinen Bedarf zu entziehen, und, während sie allein Vortheil davon ernten, Tausende in Noth zu versetzen; um fremde Kaufleute zu verhindern, das Inland mit Waaren, womit das Inland sich selbst versorgen kann, zu überschwemmen, und somit Tausende außer Arbeit zu setzen, und ebenfalls zu Nothleidenden, zu künstlichen Armen zu machen; mit Einem Worte, um den Staat in seiner Unabhängigkeit sowohl von der Willkühr, als von den Unfällen der andern Regierungen zu erhalten, welche immerwährend, bald hier, bald dort, mehr oder weniger erschütternde Veränderungen erleiden, und ohnehin dasjenige, dessen Ausfuhr ihnen nicht gefällt, für ihr eigenes Inland klug genug zurückbehalten, und dasjenige, dessen Einfuhr ihnen nachtheilig für sie zu seyn scheint, abweisen. Der Staat, der die Gutmüthigkeit hat, sich gegen sie offen zu stellen, zieht natürlich immer den Kürzeren.

§. 3. Unbeschränkte Handelsfreiheit.

Es kann nicht unterbleiben, daß die, auf solchen Wechsel der Umstände nicht achtende Handelsfreiheit zu einer beständigen, sich mannigfaltig immer erneuernden Armuthsquelle für eine nicht zu übersehende Menge von Familien und Individuen im Staate werde.

Adam Smith machte eine wichtige Entdeckung, indem er zeigte, daß Arbeit die Quelle des Reichthums für die Völker sei, wobei er jedoch vielleicht zu wenig auf das Correlat der Natur achtete *). Durch Aufstellung und Durchführung dieses großen Princips hat er sich den Männern angereiht, welche den größten Einfluß auf Europa's Angelegenheiten und Cultur ausgeübt haben. Sein Buch ist, in Ansehung der physischen Existenz der Völker, das Buch des Jahrhunderts genannt worden, eine Bezeichnung, deren treffende Wahrheit sich noch mehr für das gegenwärtige Jahrhundert bewährt, als für das vorige selbst, worin das Buch erschien.

Allein ich sehe es als zweifelhaft an, ob Adam Smith's Lehre mehr Gutes, als Böses gestiftet hat.

Es war ein Irrthum, zu glauben, daß die unbedingte Gewerbe- und Handelsfreiheit eine nothwendige Consequenz derselben sei. Es kommt ja in dieser Lehre eigentlich doch nur auf die Arbeit an. Wird nun aber die Arbeit verrichtet, so scheint der Zweck der Lehre eben dadurch schon erfüllt zu seyn. Stehen indessen öffentliche Anordnungen damit in Verbindung, so müssen sie daher von einem höheren Standpunkte betrachtet werden, und zwar von dem Standpunkt einer Gesetzgebung, welche, nicht einzig die Beförderung der Arbeit, sondern die Gesammtheit der ge-

---

*) Daß diese Stelle längst vor der Einleitung geschrieben wurde, erhellt von selbst, wenn auch dieselben Ansichten, als in letzterer, darin schon bestimmt genug durchschimmern.

sellschaftlichen Verhältnisse berücksichtigen soll. Allein, unbedingte Freiheit des Handels und der Gewerbe vermehrt die Hände zum Betriebe, und weiter glaubte man nicht fragen zu müssen. So ist demnach das System der unbeschränkten Gewerbe- und Handelsfreiheit, sehr irrthümlich, als die unerläßliche Bedingung der Wohlfahrt und des Glücks der Völker, ausgerufen worden.

Das Innere vieler Staaten in Europa ist, in Folge dieser irrthümlichen Ansicht, in einem fortwährenden Niederreißen alter, den Handel und die Gewerbe schützenden Einrichtungen begriffen, welche weniger deshalb misfallen, weil ihnen leicht abzuschaffende Mißbräuche ankleben, als deshalb schlechthin, weil sie Einrichtungen sind. Die Gränzen der verschiedenen Staatsgebiete sind mit Mauthbeamten besetzt, nicht aber, um den Handel in heilsamen Dämmen zurückzuhalten, und die Völker vor dessen verderblichen Ueberströmungen zu bewahren, sondern hauptsächlich nur um Steuern zu erheben, welche doch zuletzt auf die Völker, nebst den, durch das stehende Heer der Mauthbeamten verursachten Kosten, als indirekte Abgaben zurückfallen. Das Vaterland des in Rede stehenden großen staatswirthschaftlichen Verfassers, das einflußreiche, mehr die Welt, als sich selbst regierende England, giebt seinen Handel den andern Staaten nicht frei, will aber bei den andern Staaten den Handel frei finden. Auf allen Märkten von Europa verdrängen seine Fabrikate die inländischen. Es ist aber selbst, bei diesem Bestreben, von dem Auswuchs seiner Arbeiter-Bevölkerung so abhängig geworden, daß es mit fortwährenden Aufläufen, und sein eigenes Fortbestehen gefährdenden Unruhen zu kämpfen hat. Die französische Revolution hat die Welt nicht mit größerem Unheil erfüllt, als uns, von dieser Seite her, beständig, immer imminenter droht. Vollends unabsehbar für die Zukunft erscheinen die Fortschritte des überall um sich greifenden Uebels, erwägt man die einmal irre geführte Stimmung der Völker, und

ihre staarartige Verblendung. So großer, so vieler Erfahrungen ungeachtet, scheinen die neuern Generationen unbeschränkte Handels- und Gewerbefreiheit, als die erste, nothwendige, ihnen schuldige Bedingung ihrer Wohlfahrt und ihres Glücks immer lauter zu verlangen, je nachdem sie eben dadurch immer tiefer in's Unglück und Verderben gestürzt werden.

§. 4. Hauptgrundsatz.

Einen vernunftgemäßen Schluß daraus zu ziehen, unterliegt doch keiner allzu großen Schwierigkeit. Zuerst muß man von einem festen unbestreitbaren Grundsatz ausgehen.

Ein solcher Grundsatz ist sehr wichtig, da von seinen Folgen, und deren Anwendung, das Glück oder Unglück so vieler Familien und Individuen in allen Staaten, und der Staaten selbst, abhängt. Jede Regierung müßte sich selbst sagen: Werde reich auf rechtmäßigem Wege, wer da kann; ich aber werde der künstlichen Armuth, so viel in meinen Kräften steht, vorzubeugen suchen. Die natürliche Armuth, welche Himmelswille ist, und der ich nicht zuvorzukommen vermag, ist schon groß genug, ohne daß ich noch, zu Gunsten einiger Kaufleute, die künstliche Armuth herbeirufe.

Wie entsteht aber künstliche Armuth? Auf doppelte Art, nämlich: Erstens, wenn die Familien die Gelegenheiten zu der sie ernährenden Arbeit verlieren; und: Zweitens, wenn der Preis der Subsistenzmittel die Einnahme der Leute übersteigt.

Der Grundsatz, den wir suchen, ist also der, daß keine schnelle Erhöhung in dem Preise der, zum Lebensunterhalt erforderlichen Gegenstände, so wie auch kein plötzliches Sinken oder Herabsetzen des Arbeitslohns statt finde; daß die Veränderungen, welche die Zeit in Ansehung des Arbeitslohns, und der Lebensmittel überhaupt mit sich bringt,

nur langsam und stufenweise vor sich gehen; daß die Bedürfnisse des Volkes nicht leicht vermehrt, und die Hülfsquellen und Gelegenheiten zum Verdienste nicht leicht vermindert werden; daß das Schicksal der Familien, weder von den sich in allen Staaten zutragenden Begebenheiten, noch von unruhigen, eigensüchtigen, wankelmüthigen Nachbarstaaten und Regierungen abhänge, sondern daß die Familien mit einiger Gewißheit auf die Zukunft rechnen können, wenn diese Zukunft auch nur ihnen die nöthige Zeit belassen sollte, ein anderes Fach zu ergreifen, sobald sie die jetzige Arbeit aufgeben müssen; mit einem Worte, der gesuchte Grundsatz, aus dem dies alles von selbst fließt, oder sich ableiten läßt, ist:

Die Fixität der Preise.

Die Fixität, die Stetigkeit, das Gleichbleiben der Preise, ist aber, bei der Handelsfreiheit, unmöglich, und die Handelsfreiheit ist also, für die zahlreichste Klasse in einem Staate, eine unversiegbare Quelle künstlicher Armuth. Der Schluß scheint mir einfach und evident.

§. 5. Anwendung und Beispiele.

Wir wollen ein an Getreide fruchtbares Land als Beispiel annehmen. Von jeher wurde ein Theil des Getreides ausgeführt. Dafür kam Geld in's Land. Dies Geld diente dazu, die ausländischen Erzeugnisse zu kaufen, welche dem Inlande fehlen. Also zuletzt war es ein einfacher, natürlicher Umtausch des überflüssigen, inländischen Getreides gegen fehlende, ausländische Artikel: Zucker, Thee, Kaffee, Wein, Seide rc. Zugleich aber sorgte die Regierung dafür, daß die Preise sich immer ziemlich gleich blieben. Wenn der Preis des Getreides zu sehr sank, so wurde die Ausfuhr desselben frei gegeben oder gar begünstigt, und die Regierung machte selbst, wie Joseph in Aegypten, bedeutende Ankäufe. Wenn die Preise des Getreides stiegen, so wurde ihre Ausfuhr beschränkt oder ganz

untersagt, und die Regierung eröffnete selbst, wieder wie Joseph in Aegypten, ihre Kornmagazine, aus denen das Volk sich mit Getreide zu dem gewohnten Preise versehen konnte.

Das Geld des Auslandes würde dabei allerdings auch mit der Zeit gefehlt haben; allein ein Vorrath fand sich bei den Reichen, und außerdem war wenigstens für das Nothwendigste zum Unterhalt der, von Noth immer bedrohten Volksklassen gesorgt. Wenn die ausländischen Handelsartikel theurer im Auslande wurden, so setzte die Regierung die Auflagen für die Einfuhr derselben verhältnißmäßig herab; sie erhöhte die Auflagen, wenn sie wohlfeiler wurden. So verlor die Regierung nichts, das Volk aber gewann unendlich viel, sowohl in Betreff der Ruhe, als des Wohlstandes.

Dieser Gewinn des Volkes war für die Regierung selbst wieder einer, denn sie wurde nicht durch die Massen künstlicher Armen beunruhigt; und, sobald das Volk blüht, so blüht auch die Regierung mit.

Das flache Land und die Städte wurden immer zu demselben Preise mit ihren Bedürfnissen versorgt, und das Gleichgewicht zwischen diesen zwei Hauptcorrelaten der Bevölkerung wurde nicht zerstört. Der Stadtarbeiter konnte, mit Zuversicht, in die Zukunft blicken, und sich darauf verlassen, immer ein Stück Brod für sich, seine Frau und seine Kinder verdienen zu können. Der, schon genug Unfällen, durch Dürre, Regen, Frost, Hagel, Insekten, Viehsterben, ausgesetzte Landmann konnte wenigstens auf einen beständigen Absatz seiner Erzeugnisse und auf deren Ertrag rechnen, um Zinsen, Pacht, Knechte, Tagelöhner, Auflagen, zu bezahlen.

Plötzlich eröffnet sich ein alles Bestehende zerstörender Vulkan, plötzlich erbebt die Erde; die chinesische Mauer, das große **Van-Lee-Tsching** wird erschüttert; es stürzt zusammen und wird der Erde gleich gemacht; die unüber-

steigbare Landesgränze ist nichts mehr, als ein Gedankending, eine politische Demarcationslinie. Von jetzt an kann das Getreide vom Inlande nach dem Auslande, wie von einem inländischen Dorfe zu einem andern, ungehindert ausgefahren werden. Was ist die Folge davon? Willkührliche Ausfuhr. Speculationen der Speculanten. Das erfreute Ausland macht dasjenige, was das Inland zu thun verschmäht; es legt Magazine an. Die Getreidepreise steigen. Das flache Land blüht eine Zeit lang, und einige Speculanten werden reich. Man staunt, man wird von Verwunderung ergriffen; man ruft: Es sind die Wohlthaten, die Wunder der Handelsfreiheit! Allein unter diesen unzeitigen Ausrufungen lassen sich auch das Angstgeschrei und die Verwünschungen der Stadtbewohner vernehmen. Während ein Theil der Staatsbevölkerung jubelt, unterliegt der andere dem nöthig gewordenen Uebermaße der Arbeit. Er verfällt in Verzweiflung, rottirt sich ausschweifend zusammen, empört sich gegen Behörden, die an dem Unheil nicht Schuld sind, und muß endlich durch die Bajonnette oder die Noth umkommen.

Ein solcher Stand der Dinge ist weder erfreulich, noch wünschenswerth. Er läßt sich nach dem System der Compensationen nicht einmal rechtfertigen. Man kann gar nicht behaupten, daß Alles in der Welt gut gehe, wenn zehn, oder nur Einer leidet, und der Andere genießt; denn die Genüsse des Letztern versüßen nicht die Leiden des Erstern, verbittern sie vielmehr; und ein Nothleidender ist immer, was auch die Andern seyn mögen, ein Nothleidender.

Aber der wandelbare Stand der Dinge nimmt bald eine andere Wendung, und die Zeit der Noth tritt auch für das flache Land ein. Durch sein ephemeres zufälliges Glück aufgemuntert, erweitert der Landmann den Getreidebau unverhältnißmäßig. Dadurch entsteht Ueberfluß an Getreide, und der Preis desselben fängt deshalb schon an

zu sinken. Von der andern Seite fängt auch das Getreidekaufende Ausland an, dem eigenen Getreidebau mehr Aufmerksamkeit zu widmen, kauft daher das inländische Getreide in geringerer Menge, und der Preis desselben fällt noch mehr. Zugleich haben andere Getreideländer die Vortheile vernommen, womit der Getreidebau hier gekrönt worden ist, und scheuen nicht wohlfeile Preise, um die fremden Käufer anzulocken, und um anscheinenden Gewinn zu theilen. Es ist kein Grund vorhanden, daß die fremden Kaufleute sich immer an einen und denselben Käufer wenden und halten sollten. Hierdurch sinken die Getreidepreise immer mehr und mehr. Allerlei Cultur-Veränderungen und politische Verhältnisse treten endlich noch hinzu, um die Nachfrage des Auslandes nach Getreide zu vermindern. Seine eigenen Gewerbe gerathen in Stockung, seine Fabriken werden, die eine nach der andern, geschlossen; die bisher darin beschäftigten Arbeiter bekommen nicht mehr das nöthige Geldlohn, um das ausländische Getreide zu kaufen, und leben, wie sie können, bis sie vor Noth und Elend umkommen. Das, noch vor Kurzem, übermüthige flache Land fängt nun an, den Muth sinken zu lassen. Der Tagelöhner, dem weniger Tagelohn angeboten wird, schlägt die Arbeit aus. Ein Theil der Landbevölkerung zieht in die Städte, um dort sein Heil zu versuchen, während seinerseits der Städtearbeiter, da er nun wohlfeiler lebt, sich dem Müßiggang und der Schwelgerei hingiebt. Die Pächter bezahlen ihre Pacht nicht, die Gutsbesitzer verschulden sich, die Auflagen können nur mit Mühe und Gewalt eingetrieben werden; die allgemeine Unzufriedenheit vermehrt sich durch die allgemeine Unzufriedenheit, das Murren durch das Murren; Volk und Regierung, Regierung und Volk, werden sorgenvoll, unruhig, unglücklich, allerseits von Gefahren umringt, von Unfällen bedroht. Dies sind immer, mehr oder weniger, Folgen der freien Ausfuhr.

Die unbeschränkte Freiheit der Einfuhr zieht dieselben Nachtheile nach sich. Sie mögen nicht so allgemein seyn, als die eben bezeichneten, der zum Grundsatz angenommenen, ungehinderten Getreideausfuhr; allein die Einfuhrfreiheit trifft diejenigen nicht minder hart, welche durch sie außer Brod gesetzt werden.

Zehn tausend Tucharbeiter bestreiten ihren, und ihrer Familien Unterhalt mit Mühe, aber werden doch fertig. Das benachbarte Land findet die Mittel, seine Tuche für den halben Preis zu stellen. Ich nehme hier nicht darauf Rücksicht, wie seine Fabrikherren zu der Wolle kommen; auch nicht, ob die, von ihnen angewandten Maschinen die Menschen ersetzen, oder, ob die Menschen zu Maschinen erniedrigt werden. Das ist die Sache der respectiven Regierung. Unsre Sache aber ist das Schicksal der zehn tausend Tucharbeiter. Das Van-Lee-Tsching, welches den disseitigen Staat einschloß und versperrte, ist nicht mehr da. Wir haben es so eben zusammenstürzen sehen. Was geschieht? Die fremden Tuche überschwemmen das Inland, und die inländischen müssen deshalb zur Hälfte des Preises herabgesetzt werden. Also müssen die zehn tausend inländischen Tucharbeiter entweder das zweifache Pensum der Arbeit leisten; oder, die Hälfte derselben, fünf tausend, vor Noth und Elend sterben. Auch kann man nicht einmal unbedingt annehmen, daß die zehn tausend Arbeiter sich mit einem doppelten Arbeitspensum behelfen und retten können. Es kommt nicht blos auf die Quantität des fabricirten Tuches an, sondern auch auf die Qualität. Hat das fremde Tuch, auch nur um ein Geringes, mehr Glanz, als das inländische, so wird das inländische liegen bleiben und das ausländische gekauft werden. In jedem Fall muß immer ein Theil der zehn tausend Tucharbeiter, bei allen Anstrengungen, umkommen oder, was zuletzt auf eins hinausläuft, die künstliche Armuth im Staate vermehren. So verhält es sich mit der freien Einfuhr.

Es scheint mir also klar, wie der Tag, daß unbeschränkte Handelsfreiheit zu den verderblichsten Grundsätzen gehöre, welche eine Regierung annehmen könne, indem dadurch das Schicksal der zahlreichsten Klassen im Staate: die Ruhe, die Sicherheit, die Erhaltung einer Menge von Familien, auf's Spiel gesetzt wird, und die Regierung selbst dabei, in ihren übrigen Maßregeln, auf allerlei Bedenken, Hindernisse und Gefahren unausbleiblich stoßen muß.

§. 6. Einwendungen: *a*) Schleichhandel.

Gegen das System einer, zu Gunsten der inländischen Fabrikherren und Arbeiter gegründeten Beschränkung des Handels pflegt man zwei Einwendungen zu machen. Die eine ist: Die Schwierigkeit, Smuggelei zu verhindern; die andere: Das Anspornen der Gewerbe in dem Inlande, welche, bei gleichem Fortschritte mit dem Auslande, immer den Vorzug der Wohlfeilheit behaupten müssen. Diese zwei Einwendungen müssen wohl etwas für sich haben, da sie so oft wiederholt werden, und für Viele entscheidend sind. Es kommt aber auf die Frage an, ob, in Betreff der Vervollkommnung der Gewerbe, der Nachtheil überhaupt nicht den besondern Vortheil überwiegt; und, in Betreff der Smuggelei, ob die Schwierigkeit, ihr Einhalt zu thun, wirklich so groß ist, als man meint.

Die Regierungen nehmen schon diese Schwierigkeit als beseitigt an, da sie Zollämter erhalten. Ist sie es nicht überall so vollständig, wie es sich thun läßt, so kommt es daher, weil die Regierungen blos wollen, aber nicht handeln. Wenn die Wohlfahrt der Unterthanen wesentlich von der Treue, der Wachsamkeit und der Organisation der Zollämter abhängt, so muß auch nicht mit einem so wichtigen Gegenstand geknausert werden. Die Zollbeamten müssen so besoldet werden, daß sie, den Bestechungen der Smuggler nachzugeben, keine Entschuldigung in ihren äußeren Umständen finden. Werden sie anständig besoldet, so werden sich

auch Leute in Menge finden, welche, durch ihre Erziehung und ihre Verhältnisse, sich über solchen Bestechungen erhaben fühlen, denselben widerstehen, und nicht nach dem angebotenen zufälligen Vortheil, auf Gefahr, ihre Laufbahn zu zerstören, oder, wenigstens im Bewußtseyn, als ein Eidbrüchiger gegen den Staat zu erscheinen, die Hand ausstrecken. Warum sollten Zollbeamte, nicht wie andere, denen Staatskassen oder Staatsgeheimnisse anvertraut sind, bei einer genauen Controlle und den übrigen Vorsichtsmaaßregeln, ihrer Pflicht eingedenk bleiben?

Von solchen Beamten ließe sich auch eine höflichere Behandlung der Reisenden erwarten. Und in dieser Hinsicht möchte ich noch Eins in Anregung bringen. Nicht um einige Groschen oder Pfennige müßte ein ganzer Reisewagen umgepackt werden. Ist es nicht ein höchst lästiger Pedantismus, Personen, welche eine Gesundheits- oder Familienreise machen, und vielleicht einige Geschenke oder Liebhabereien bei sich führen, bisweilen noch spät am Tage, dadurch aufzuhalten, daß man ihnen alle Schachteln und Reisekästchen durchwühlt und in Unordnung bringt? Der Zollbeamte muß Erfahrung genug haben, seine Leute zu kennen. Wenn er ein treuer Staatsdiener ist, wie er es seyn soll, so könnte ihm einige Freiheit hierin gelassen werden. Uebrigens ließen sich auch wohl Anordnungen erdenken, damit der Staat die Groschen oder Pfennige nicht verlöre, und die Freiheit nicht in Willkühr und Mißbrauch ausarten könnte.

§. 7. Einwendungen: *b*) Gewerbeschlendrian.

Was die Erweiterung und Vervollkommnung der Gewerbe anbetrifft, so ist die Einwendung noch unhaltbarer. Ein wenig mehr, oder einige Zeit früher, ist für ein Land keine so wesentliche Bedingung seiner Wohlfahrt. Ich ziehe auch, wie jeder Andere, dem groben Tuche feineres vor. Es mag angenehm seyn, sich in einer Gesellschaft mit einem

schönern Leibrock, als die andern Herren, zeigen zu können. Allein, wenn Jeder das Tuch kauft, so findet der schöne Leibrock eben so viel Rivale in der Gesellschaft, als Exemplare gegenwärtig sind. Sein Ruhm, der schönste zu seyn, und der meinige, ihn zu besitzen, sind dahin. Zuletzt bleibt nur eine höhere Stufe des Luxus übrig. Ist das aber der Sorgen, der Leiden, der Thränen, des Elendes so vieler Menschen werth? Im Angesichte der Menschheit sage: Ja! wer es über die Lippen bringen kann.

Sollte dennoch die Beschleunigung der gewerblichen Fortschritte so unerläßlich seyn, so kann ich mich nicht überzeugen, daß in einem großen Staate der Miteifer nicht groß genug wäre, ohne daß die Bevölkerung den Erschütterungen in allen andern Staaten, die in jedem Inlande schon zu häufig sind, ausgesetzt, und die Concurrenz der ganzen Welt noch hereingezogen werden müßte. Diese Concurrenz der ganzen Welt zu ersetzen, ohne die allgemeine Handelsfreiheit einzuführen, ist eigentlich die Aufgabe der technischen Anstalten und Vereine. Wenn sie diesen Zweck nicht haben, so weiß man kaum, wozu sie dienen; und, wenn sie diesen Zweck erfüllen, so ist die allgemeine Handelsfreiheit in Rücksicht der Verbesserung der Gewerbe überflüssig, und nur ihre Nachtheile sind die Vortheile, die daraus für einen großen Staat erwachsen.

§. 8. Ausnahme-Staaten *).

Es giebt kleine gewerbliche Staaten, auf die das Gesagte nicht angewendet werden kann; theils, weil sie die

*) Die, in dem gegenwärtigen Paragraphen, angedeuteten Beispiele dürften mir um so weniger als Einwendungen entgegengesetzt werden, als ich, selbst im verflossenen Jahre (1831), nachdem also der Dritte Theil des vorliegenden Werks schon geschrieben worden, mittlerweile ein anderes, politisches Werk in der Schweiz herausgegeben habe, worin ich, in Ansehung der Handelsfreiheit Eines dortigen einzelnen Cantons, dem Van-Lee-Tsching

Kosten eines Van-Lee-Tsching nicht bestreiten können; theils, weil sie nur durch die, dem Auslande gelieferten Fabrikate bestehen. Dergleichen sind mehrere Schweizer-Cantone, deren anscheinende, precäre, von den wechselnden Ansichten, von den Prohibitiv-Maßregeln, von den Erfindungen und dem Wetteifer der andern Staaten, abhängende Wohlfahrt, mehr Bedenken als Neid erregen muß, und, in keinem Fall, als Muster, oder als widerlegendes Beispiel, aufgestellt werden kann.

Einrichtungen, die für einen kleinen Staat wohlthätig sind, können, auf einen großen angewandt, diesem gerade zum Nachtheil gereichen. Das Handelssystem eines kleinen Staats ist, eben so wenig als seine Regierungsform, auf einen großen Staat anwendbar. Es wäre schon eine bedenkliche Empfehlung für das Handelssystem eines großen Staats, wenn es, mit dem eines kleinen, Eins wäre.

Die republicanische Regierungsform erhält sich in kleinen Staaten, wie die Schweizer Cantone, und ist diesen wahrscheinlich angemessener, als jede andere. Die Geschichte des Landes scheint es zu bestätigen. Wir sahen aber diese Regierungsform in einem großen Staate eingeführt, und die Uebel aller Art, welche diese Neuerung über ganz Europa ergoß, sind in frischem Andenken. Die kleinen Staaten müssen nicht, in Ansehung der Gewerbe, als für sich bestehend, sondern als Trabanten der größern angesehen werden. Von Seiten der großen Staaten wäre es daher auch ihrer selbst nicht würdig, sie unterdrücken zu wollen. Sie sind, durch das Herkommen, ein Theil ihrer selbst geworden, und verdienen Berücksichtigung und Vergünstigung. Wenn ich

---

gerade entgegengesetzte Ansichten aufstelle, ohne daß ich dennoch mit mir selbst im Widerspruch zu seyn glaube. Das ist das chronokratische System, (Vergl. oben S. 87.) welches eben so über die Girouetterei erhaben ist, als Weisheit über Selbstsucht. (Juni, 1832.)

ich das Leben einmal geschenkt habe, dem kann ich es nicht willkührlich nehmen.

Ein solches Staatsverhältniß bleibt aber immer kein beneidenswerthes. Glücklich darf man den Staat nennen, der sich in seinem Van-Lee-Tsching getrost einschließen kann, und den zweckmäßigen Gebrauch davon zu machen weiß! In demselben wird man vielleicht weniger Bewegung, weniger Haschen nach Neuerungen wahrnehmen, weniger Familien nennen können, welche durch einige glückliche Speculationen im auswärtigen Handel üppig und reich geworden sind; dagegen wird das Van-Lee-Tsching, wie die Truppenketten, welche zur Abwehrung der Pest auf den türkischen Gränzen gehalten werden müssen, von ihm eine andere, moralische Pest wesentlich abhalten, die künstliche Armuth.

§. 9. Besondre Lage Englands und dessen verderbliches Beispiel *).

England wirkt durch sein Beispiel über alle Maßen verderblich auf das übrige Europa. Wie dies geschieht, verdient im höchsten Grade Beachtung.

In England bestehen neben einander die zwei entschiedensten Gegensätze: Die unbeweglichste Stetigkeit von einer Seite, und, von der andern Seite, die regste Beweglichkeit. Die engländischen Gesetze und Gewohnheiten sind eisern; die Betriebsamkeit, die Thätigkeit der Engländer ist ein reißender Wirbelwind. Dieser Wirbelwind umfaßt die Welt; die Gewohnheiten und die Gesetze hingegen sind an dem Felsengerippe der Insel inkrustirt, und machen gleichsam seinen politischen Boden aus. Das Eine von diesen Extremen kann, ohne das andere, nicht bestehen. Hätten die Engländer nur ihre Fixität, so würde kein Land mehr zurück seyn und bleiben, als England. Es würde auf glei-

*) Nachträglich eingerückt.

cher Linie mit der Türkei, oder mit Japan, stehen. Wenn England nur seine Beweglichkeit hätte, so würde es sich nach allen Richtungen ausbreiten, und ein Volk abgeben, wie das jüdische, das überall ist und nirgends. Die Beweglichkeit ist der Wind, wodurch, wie seine Schiffe, das engländische Volk getrieben wird; die Stetigkeit ist der Anker, welcher das englische Volk, wie seine Schiffe, während des Sturmes im Hafen festhält. Der verblendende Glanz Englands im Aeußern beruht nur auf der Verbindung, auf dem Zusammenhang der beiden merkwürdigen Gegensätze.

Daraus aber entsteht, zum Nachtheil der andern Völker, ein eigener Umstand. Die engländische Fixität, eben ihrer Starrheit wegen, zeigt sich nur auf der Insel, bleibt still, unvermerkt, unbekannt, und die andern Völker achten darauf nicht. Dagegen erfüllen Englands Beweglichkeit und Thätigkeit die ganze Welt. Die Aufmerksamkeit wird, durch das ungeheure Treiben von allen Seiten, in Anspruch genommen; alle Augen richten sich nach dem Orte hin, wo das unablässige Hetzen, im Kriege wie im Handel, in den Finanzen wie in der Politik, herkommt. So erblickt man aus weiter Ferne, hoch in den Lüften, den fliegenden Drachen; aber der, in die Erde eingeschlagene Pfahl, an den der Faden gebunden ist, sieht man nicht. Diese Eigenthümlichkeit Englands hat nun bei den andern Völkern einen großen Irrthum veranlaßt. Uneingedenk der engländischen Fixität, hat man nur seine gefährliche Mobilität zum Muster genommen. So wie England, hat jedes Volk eine Nationalschuld, einen Welthandel, eine Deputirtenkammer, und, wo möglich, auch eine Marine haben wollen. Frankreich ging, in dieser Thorheit wie in so vielen andern, voran. Um aber das Element der Beweglichkeit desto sicherer zu erreichen, zerstörte es das Element der Fixität, und fand sich bald allen Windstürmen Preis gegeben.

Kein anderes Land besitzt Elemente der Fixität, wie England, und kein anderes Land darf daher, ohne sich den

größten Gefahren auszusetzen, sich derselben Beweglichkeit im Aeußern überlassen. Kein Land kann diese Elemente der Fixität in demselben Grade besitzen, wenn es nicht eine Insel, wie England, ist; und, weil England eine Insel ist, und die andern europäischen Länder nicht, giebt es auch kein europäisches Land, das, in dem Grade wie England, sich zu einem äußern Treiben eigne. Da aber die Menschen nur nach dem Schein, nach dem Aeußern, nach den Wirkungen urtheilen, ohne den nähern Zusammenhang der Dinge zu prüfen, so ist die Anglomanie zu einer wahren politischen Krankheit in Europa geworden, an der die Staaten, wie die Individuen, gefiebert haben, und von der erst nur wenige zu genesen scheinen.

Im Angesichte von Deutschland und Frankreich, und gleichsam für den Kern von Europa einen mächtigen Weltsee-Vorhof bildend, in gleicher Stellung gegen die spanische und die skandinavische Halbinsel, die Eingänge zum baltischen und zum mittelländischen Meere gleich sehr beherrschend oder bedrohend, Europa gegen Amerika flankirend, und dennoch getrennt von Europa, scheint England gewissermaßen durch die Natur dazu bestimmt zu seyn, den Schicksalen Europa's zu präsidiren. Und, in der That, wird Europa durch die engländischen Schiffe bis Stockholm und St. Petersburg im Norden, und im Süden bis Neapel, Constantinopel und Odessa dermaßen überflügelt und umzingelt, angewonnen oder eingeschüchtert, daß nichts in Europa vorfallen oder vorgenommen werden kann und darf, ohne daß die Bestätigung aus London zu holen sei, falls das Vorgenommene oder Vorgefallene nicht schon aus London selbst herrührt.

Dies sehe ich jedoch nicht als ein Uebel an, das nicht auch sein Gutes hätte. England findet sich durch seine abgesonderte Lage davon abgehalten, wie Frankreich unter Napoleon, eine Universal-Monarchie begründen zu wollen. Es hat aber ein mächtiges Interesse daran, daß keine euro-

päische Macht ein zu entscheidendes Uebergewicht über die andern erlange, die Universal-Monarchie, der That, so wenig als dem Namen nach, begründe, und auf die übrigen Mächte den Einfluß unmittelbar ausübe, welchen es auf sie nur mittelbar ausüben kann. Da es für England, immer wegen seiner eigenthümlichen, abgesonderten Lage, keine Mitte giebt, da England, wie die päpstliche Macht, in sich zusammenschrumpfen würde, und nichts mehr in Europa zu sagen hätte, wenn es nicht so viel zu sagen hätte, und seinen jetzigen allgemeinen Einfluß, sein veto in allen europäischen Angelegenheiten zu behaupten vermöchte, so macht ihm sein eigenes Interesse das politische Gleichgewicht der Continental-Mächte gegen einander zum politischen Gesetze und zur fortwährenden Bedingung seines bisherigen politischen Daseyns. England erscheint also, in dieser Beziehung, als eine sich selbst bestellende, in Europa, wie in einer großen Stadt, auf allen bedrohten Punkten sogleich auftretende Sicherheitswache, der an der Unabhängigkeit der Regierungen und Völker gegen einander, beinahe wie an der eigenen selbst, gelegen ist, oder wenigstens seyn muß.

Dieser Ansicht wird man wohl nicht die Beispiele von Japan, Ceylon, Madagascar ꝛc. in Bezug auf die nahen Continental-Länder und Staaten entgegensetzen wollen. Die Unhaltbarkeit der Einwendung würde sich bei dem ersten vergleichenden Blick auf die Karte ergeben. Dagegen bin ich nicht fern, zu behaupten, daß, wenn China seine Ostsee und sein mittelländisches Meer hätte, und Japan ungefähr in der Stelle der Insel Formosa läge, die Universal-Monarchie in China entweder nie aufgekommen wäre, oder wenigstens nie lange Zeit bestanden hätte.

Merkwürdig, mit diesen Bemerkungen übereinstimmend, ist es, daß die größten, innersten, entscheidendsten Ideen, gute und schlechte, von England ausgegangen sind. Wiclef ist als der erste Urheber der evangelischen Reformation an-

zusehen. Baco lenkte die Philosophie und die Naturwissenschaft auf die Bahn, auf der sie ihre seitherigen Fortschritte gemacht haben. Aus London überbrachte Voltaire den Unglauben, oder wenigstens dessen ganze Unverschämtheit, nach Paris. Dagegen verbreitet die Londoner Bibelgesellschaft das Evangelium auf die ganze Erde, und der evangelische Geist, welcher in England sich neben dem einreißendsten Unglauben lebendig zu erhalten vermochte, durchdringt wieder das, in den todten Indifferentismus versunkene Continental-Europa. Adam Smith brachte das System der allgemeinen Concurrenz auf, zeigte dagegen, daß der Reichthum nicht aus den Gold- und Silbergruben Amerika's, wie man es lange Zeit glaubte, zu holen sei. Was aber, nebst diesem staatswirthschaftlichen System in den neuern Zeiten von England ausgegangen ist, und zu den hier zu berührenden Gegenständen vornehmlich gehört, das sind das System der Staatsschulden, das Streben nach einem Welthandel, die dabei Alles auf's Spiel setzende Beweglichkeit, und die Constitutionen-Niederschreiberei.

Diese verschiedenen Ideen wurden in Frankreich mit der gewohnten Leidenschaftlichkeit, ohne nach den ihnen, in England, das Gleichgewicht haltenden Umständen zu fragen, aufgenommen, bis zur Absolutheit gesteigert, und in die Wirklichkeit gewaltsam hineingezogen. In Ansehung der Wirklichkeit wurde Deutschland mehr von außen, als von innen her bewegt. Wenn indessen Deutschland nicht aus einer Menge kleiner Staaten bestände; wenn in demselben ein einziger Fürstenstamm herrschte; wenn es nur Eine Hauptstadt hätte; wenn nur Eine Universität, Eine Akademie, und eigentlich nur zwei Zeitungen, die eine für das Ja, die andere für das Nein, dem ganzen Lande den Ton angäben; wenn überhaupt, und mit Einem Worte, Deutschland so centralisirt, wie Frankreich, wäre, was alsdann sich in Deutschland, in Folge jener Ideen, zugetragen hätte, oder heute zu Tage noch geschehen würde,

das überlasse ich dem unbefangenen deutschen Leser, sich selbst zu sagen. Gewiß, nicht das Gräuliche, aber noch immer des Bunten genug. Aber durch diese, aus England herrührenden Ideen, welche die Welt erschüttert haben, und immer noch die Welt in fieberhafter Spannung erhalten, hat England selbst am allerwenigsten gelitten. Ja, während sie außerhalb Englands schwächend, auflösend und zerstörend wirkten, reiheten sie sich innerhalb Englands zu den anderen Ursachen seines Uebergewichtes an.

Merkwürdig ist die Rolle, welche England, in Folge seiner eigenthümlichen Lage, und vielleicht ohne sich dessen bewußt zu seyn, hierbei gespielt hat. Die Vorsehung hat Europa bis jetzt zum Hauptsitze des Christenthums auserkohren, und wußte bis jetzt auch, aus den Kräften, welche den Untergang Europa's zu bereiten schienen, seine Rettung hervorgehen zu lassen. Das Uebel kam von England; allein als das Uebel so weit in Europa gediehen war, daß es in eine Universal-Monarchie überzugehen drohete, bekämpfte das, sich als die eben angedeutete europäische Sicherheitswache bewährende England, so beharrlich und mächtig das Uebel, daß die Universal-Monarchie nicht festen Fuß fassen konnte, und, von allen Seiten fortwährend unterminirt und erschüttert, das bereits errichtete große Staaten-Gebäude bald wieder zusammenfiel, und sich in seine einzelnen Glieder auflöste.

England hat bis jetzt der Welt nicht minder ein gutes, als ein schlechtes Beispiel gegeben. Aber die Welt folgte, wie gewöhnlich, dem letztern, und verschmähte das erstere. Dies geschah zum Theil, weil das erstere, das gute, nicht gehörig bekannt und erwogen wurde. Das gute Beispiel Englands ist das seiner Fixität, welches aber ganz nach innen zugekehrt ist, und nach außen hin, eben weil es Fixität ist, nicht leuchtet und unvermerkt bleibt. Dadurch aber, daß die engländische Beweglichkeit ganz nach außen hin gerichtet ist, und nur diese außerhalb Englands zum Muster

genommen wird, ist diese Beweglichkeit für die Continental-Staaten eine heillose Quelle innern Verderbens. Diese Quelle hat sich so allgemein und überlaufend ergossen, daß dieselbe sogar in England selbst zurückzufließen scheint, indem die Fixitäts-Elemente nunmehr auch in England zur Berathung gezogen werden. Als wenn seine Fixität ihm niemals entschlüpfen könnte, hat auch England den Fehler begangen, zu sehr seiner eigenen Beweglichkeit zu pflegen. Dies beweisen die außerordentliche Masse künstlicher National-Armuth, welche in demselben ist, und die, durch selbige veranlaßten, fortwährend in seinem Innern ausbrechenden Unruhen *).

---

*) „London, December, 1829."
„Die traurige Statistik des Armenwesens bei uns liefert das „Resultat, daß von 100 Armen 99 aus Arbeitslosigkeit oder Ver-„schwendung arm geworden sind. Verschämtheit und Ehrgefühl „unter dieser unglücklichen Klasse hat seit 14 Jahren um 50 p. Ct., „ab-, dagegen die Neigung zu hitzigen Getränken in demselben „Zeitraum um eben so viel Procente zugenommen."
(Zeitungsartikel.)

Vierter Theil.

Innere Armuthsquellen.

> Und wann Einer des Nachts auf seinem Bette ruhen und schlafen soll, fallen ihm mancherlei Gedanken vor. Wenn er gleich ein wenig ruhet, so ist es doch nichts; denn er erschrickt im Traume, als sähe er die Feinde kommen.
>
> Sir. XL, 5, 6.

Erster Abschnitt.

Quellen der Quellen.

§. 1. Menschliche Schwachheit, auch in geistiger Hinsicht.

Hohe und Niedere.

Wir haben schon einen Blick auf die menschliche Schwachheit in physischer Hinsicht geworfen. Die Gedanken können bei dem Gegenstande nicht verweilen, ohne daß sich unserer ein tiefes Mitleid mit Andern, und mit uns selber, bemächtigt.

Zwar ist der Ausdruck: menschliche Schwachheit, durch das eben, was ihn bekräftigen sollte, nämlich durch den häufigen Gebrauch, abgestumpft und beinahe sinnlos geworden. Er ist eine inhaltslose Phrase, wie so viel

andere, welche das erste Mal, wo sie gebraucht wurden, inhaltsschwer waren. Mir hat er die Neuheit und Kraft des ersten Mals, weil meine eigenen Betrachtungen ihn mir entlockten. In dem Umfange, in der Wahrheit, wie ich ihn erfasse und verstehe, wie stark, wie voll, wie niederbeugend!

Man kann aber zweifelhaft seyn, ob die menschliche Schwachheit nicht noch mehr, als in physischer Hinsicht, in geistiger Hinsicht Mitleid verdiene. Wenn man den Menschen in geistiger Hinsicht betrachtet, so muß man, trotz der großen Schöpfungen seltener Köpfe, die oft eben so wenig, wie andere, von Schwachheiten frei waren oder sind, beinahe verzweifeln.

Die niedern Klassen, mit Ausnahme weniger Einzelnen, gelangen fast nie zur klaren, selbstständigen Einsicht in geistigen Wahrheiten. Die meisten Gegenstände vernunftgemäßer Betrachtung bleiben immerwährend außerhalb ihres Bereichs. Der Geist wird bei ihnen durch anstrengende Arbeiten und quälende Lebenssorgen unterdrückt. Verkümmert, abgestumpft, gelähmt, erblindet, entwickelt sich der Geist bei den niedern Klassen noch unbeholfener, schwerfälliger, rauher, verzerrter, als das Aeußere. Ihre Ansichten sind eng und niedrig; ihre Leidenschaften zügellos und thierisch; ihre Gemüthsart grausam und rachsüchtig. Gewinn ist für sie das große Wort, der Grundton aller ihrer Gedanken. Bringen der Zufall der Umstände oder natürliche Verstandesgaben die Einzelnen in die Höhe, so sind sie in der Regel ungleich stolzer, ehrsüchtiger, härter, unzugänglicher, empfindlicher, als die ruhigen, der Würden und Verbeugungen bereits gewohnten Reichen und Großen, die nur ihre Vorzüge zu behaupten, aber nicht erst zu verkündigen und zu bestätigen haben. In der Armuth selbst liegt die größte Quelle der Armuth.

In Bezug auf Regierungswesen sind die Niedern in ihren Ansichten kurzsichtig. Sie betrachten den ganzen

Staat, wie ihren kleinen Wirkungskreis; und, was für ihren kleinen Wirkungskreis nach ihrer Meinung angerathen wäre, möchten sie auf den ganzen Staat ausdehnen. Zum Schreien besitzt ein jeder im großen Haufen einen gleich sehr befähigten Mund, aber nicht einen gleich sehr befähigten Kopf zum Denken. Die Einzelnen, welche durch ihre Einsichten und ihre Mäßigung vorzugsweise gehört zu werden verdienen, werden von den Unbändigsten und Tollsten übertäubt und verstummen in der blindlings folgenden Menge. Dies ist und wird zu allen Zeiten geschehen; der große Hause ist und bleibt immer, was er ist. Die großen Staatsbewegungen sind für die Niedern, wie die Erscheinungen des Himmels, Erscheinungen, welche ihr Verstand, unmittelbar wie ihre Sinne, aufnimmt. Sonne und Mond gehen auf, gehen unter; der Mond ist so groß, wie die Sonne, und nimmt ab und zu; Sternschnuppen sind fallende Sterne ꝛc. So auch, mutatis mutandis, in Regierungsangelegenheiten. Wenn die Niedern auch nicht von der bewußten Ansicht ausgehen, das Ganze dem eigenen, einseitigen, kleinlichen Interesse aufzuopfern, das Ergebniß ist dasselbe. Da sie vom Staate nur ihren beschränkten Wirkungskreis kennen, so beurtheilen sie den Staat falsch, weil im Staate sehr wichtige Verhältnisse berücksichtigt werden müssen, von denen sie nicht einmal eine Ahnung haben.

Dagegen kennen die Vornehmeren nur Etiquette, Convenienzen, Formen, eigene Autorität. Man muß sparen, sagt eine weise Regel, um, bei der rechten Gelegenheit, sich freigebig erweisen zu können. Nur um unnütze, unvernünftige, verschwenderische, anzugaffendes Aufsehen erregende Ausgaben, Festlichkeiten, Kartenspiele, Gastmähler, Zusammenkünfte, Aufzüge, Badefahrten, Pferderennen, Jagdpartieen, ꝛc. zu bestreiten, scheinen Vornehmere mit dem Armen, mit dem Tagelöhner, mit dem Handwerker, mit dem Diener, mit dem Kinderlehrer, mit dem Unterge-

benen, zu knausern und zu knickern. Ton, Geschmack, äußeres Benehmen, vorzüglich aber der Tact, sind die Vollkommenheiten höherer Ordnung, die selbstgemachten Idole, denen sie nur zu oft Verdienste, Kenntnisse, Talent, Gesinnung, ja selbst eigenes Gefühl und innere Ueberzeugung aufopfern. Hingegen wirken bei ihnen Wahrheit, Sittlichkeit, Gottesfurcht häufig nur als schwache Gründe gegen die sogenannte Ehre. Weil, auf einem Ball der Eine zufällig den Andern mit dem Ellbogen stieß, oder ihm auf den Fuß trat, morden sich Beide gegenseitig, während sie für Religion und Glauben nicht einen Bluttropfen vergießen würden, auch vielleicht gar derselben spotten. Was nach der Denk- und Lebensweise der Vornehmern hauptsächlich zu vermeiden ist, das ist nur das Lächerliche. Von einem napoleonischen Morde ist gesagt worden: Es wäre nicht bloß ein Verbrechen, sondern sogar ein Fehler gewesen. Auch die Fehler selbst sind, bei den Vornehmeren, das Wenigste, wenn sie nur nicht zum Lächerlichen die Seite bieten. Das ist sündhaft! würde ihren Ohren lächerlich klingen; aber: Das ist lächerlich!.... Hierin liegt für sie das Sündhafte.

O tempora, o mores! ist es nicht, was ich ausrufe. Es war in der Welt nie anders, nie besser. Unter den Juden, den Griechen, den Römern, im Mittelalter, waren Große und Volk, was sie jetzt sind; — oft noch schlimmer. Uns aber, die wir uns Christen nennen, ist es unverzeihlich, daß wir nicht ungleich besser sind. O sündhafte Menschheit, o menschliche Schwachheit!

§. 2. Verwahrung gegen Volks- und Gunsthöflinge.

Wenn ich, wahrscheinlich zum Aerger der Demagogie, des großen Haufens nicht geschont habe, so war ich es auch der Billigkeit schuldig, dem kleinern Haufen, was auch andrerseits die sich äußerlich als empört stellenden, aber

innerlich sich freuenden Schmeichler sagen mögen, die Wahrheit vorzuhalten.

Es scheint zwar, als ob ich wohl dessen überhoben seyn könnte, bei den Schwachheiten der Vornehmern zu verweilen. Die Demagogie hat längst dafür Sorge getragen, daß die Schwachheiten der Reichen und Großen ihnen, in Verhältniß ihres Ansehens, angerechnet werden. Große und Reiche sind nichts als Tyrannen, aber verworrenes Volksgeschrei ist Gottesstimme. Was der Ehrsüchtige jetzt begehrt, das ist nicht mehr Gunst, sondern Popularität.

Ob das Streben nach der letzten edler ist, als das nach der ersten, untersuche ich nicht. Wenigstens fanden sich, auf Seiten der Großen, persönliches Ansehen, Glanz und Macht, geschichtliches Interesse, Einheit des Willens, hin und wieder echte Bildung, Kenntnisse, Seelengröße. Aber um Popularität zu gewinnen, muß der Ehrsüchtige dem großen Haufen auf Kosten der höhern Stände schmeicheln, wie er früher den Großen schmeichelte, bis er wohl einsah, daß er ihnen kein rechtes Zutrauen einflößte, und, um sich in die Höhe zu schwingen, von dem versteckten Pfade der Gunst ablenken zu müssen glaubte.

Darum hat aber die Schmeichelei bei den Großen und Reichen nicht aufgehört. Wenn der eine Schmeichler abgeht, so finden sich zum Ersatz zwanzig andere. Die Schmeichelei fängt immer wieder an, und bei den Aufgekommenen noch ärger, als bei den Herkömmlichen. Dies beweist zum Ueberdruß die weltbekannte Girouetterei. Der Unterschied mit früheren Zeiten ist nur der, daß wir zwei Arten der Schmeichler haben, die Volkshöflinge und die Gunsthöflinge.

Gunsthöflinge und Volkshöflinge mögen mich verketzern, wie sie wollen. Ich strebe eben so wenig nach Popularität, als nach Gunst, nach Gunst eben so wenig, als nach Popularität. Nur Eins bezwecke ich: Allerseitiges In-

sichkehren, in se descendere, damit Kleine und Große, ihrer selbst bewußt, das werden und bleiben mögen, was Gott will, daß sie seyn sollen. Von diesem Standpunkte gehen die Volksaufwiegler nicht aus, und machen daher meine Bemerkungen nicht überflüssig.

Die höhern Klassen müssen den untern, welche sich weder zu regieren, noch zu helfen wissen, zum Vormunde dienen. Christlich müssen sich die untern Klassen fügen, aber christlich müssen auch die höhern handeln und denken. Indem ich daher mich mit den Quellen der Armuth beschäftige, darf ich eben so wenig die obern Klassen, als die niedern, übergehen, wenn ich diese Quellen nach allen Seiten, woher sie fließen, verfolgen will. Wo ich mich an den Mündel nicht halten kann, wende ich mich an den Curator. Ja, vom Curator hängt zuletzt Alles ab; und ich muß daher die Großen und Reichen, selbst bei der Beleuchtung der Armuthsquellen, zu meinem Hauptthema nehmen.

Hiemit verbinde ich auch einen Zweck, auf den, weit entfernt ihn verbergen zu wollen, ich vielmehr meinen Leser recht aufmerksam zu machen wünsche. Dieser Zweck ist nämlich der, meinen Leser vollkommen zu überzeugen, daß mir, eben so gut wie irgend einem Andern, die Fehler bewußt sind, welche das Bestehende zu begleiten pflegen, und daß, wenn ich dennoch mich so bestimmt für die Erhaltung des Bestehenden erkläre, dies aus der aufrichtigen, unparteilichen, uneigennützigen, wohlgeprüften Ueberzeugung hervorgeht, daß der Umsturz des Bestehenden mit noch größern Fehlern die Völker bedroht. In der Welt ist nur zwischen Uebeln zu wählen, wie man sich auch drehen, was man auch beginnen möge. Der Weise unterzieht sich aber heute lieber den kleinern, als sich morgen den größern unfehlbar auszusetzen. Diese Ansicht scheint mir in der That um so weiser zu seyn, als die Achtung für das Bestehende die Möglichkeit seiner fortschreitenden Vervollkommnung keinesweges ausschließt.

§. 3. Kleine Fehler der Großen werden große Fehler für die Kleinen.

Malo
Vero
Displicere,
Quam placere
Adulando.

Da die Großen den ganzen Staat, oder einen bedeutenden Theil desselben, in Einen Blick fassen müssen, so entgehen ihnen die Verhältnisse des Einzelnen. Sie treffen zum allgemeinen Besten allgemeine Maßregeln, und die Verhältnisse einer großen Anzahl von Einzelnen werden gestört oder vernichtet. Das allgemeine Beste wird zum allgemeinen Schlimmsten.

Bisweilen erachten sie es sogar unter ihrer Würde, in's Umständliche einzudringen. Eine, ja viele Familien werden unglücklich, weil ihre Angelegenheit nicht so einfach sich darstellen ließ, daß sie in einem Nu durchschaut werden konnte.

Es fehlt an Zeit! — Ja, wenn Zeit auch zu den bereits angedeuteten unnützen Dingen fehlte!

Es giebt Männer, welche trefflich eine Angelegenheit entscheiden, wenn dieselbe sich von selbst darstellt, wie sie ist, oder sich durch allgemeinere Ansichten und Grundsätze beurtheilen läßt, und welche, wie blindlings, ihr Urtheil fällen, wenn die Angelegenheit von einer Reihe coordinirter Umstände zusammengesetzt ist. So wähnen Männer von hohem Geiste durch allgemeine Concurrenz unerschöpfliche Reichthumsquellen den Völkern zu eröffnen, und eröffnen ihnen, ohne es zu ahnen, ungeheure Quellen künstlicher Armuth.

Es liegt überhaupt im menschlichen Geiste und besonders in den großen Geistern, so wie in denen, die, vermöge ihrer hohen Stellung, mit großen Dingen sich zu beschäfti-

gen gewohnt sind, daß sie das Einzelne zu wenig achten, und sich mit Allgemeinheiten, mit einem Ueberblick begnügen.

Allgemeinheiten sind hohe Leuchtthürme, welche der menschliche Verstand sich erbaut hat, um die Menge der Dinge überschauen zu können. Man weiß aber, wie die auf dem Straßenpflaster wimmelnden Menschen, von den über denselben wie ein Luftballon schwebenden Gallerien eines hohen Thurmes erscheinen. Die höheren Staatsbeamten, die Großen, die Reichen, werden in der Kunst bewandert, die Geschäfte zu überblicken, zu leiten, zu beseitigen, oder abzumachen. Allein der Mensch kann nicht Alles umfassen. Nicht selten verliert er auf der einen Seite eben so viel, als er auf der andern gewinnt. Weil Hohe, nicht mehr im Angesichte, und noch weniger von unten hinauf, sondern nur von oben hinunter die Menschen überschauen, weil sie mit Geschäften aller Art überladen sind, und, indem sie diese Geschäfte besser handhaben und kennen lernen, entgehen ihnen die Menschen selbst, ihre Bedürfnisse, ihre Sorgen, ihre Leiden. Zur Person! heißt es in der Geschäftssprache nicht, sondern: Zur Sache! Dies ist der unendliche Unterschied zwischen dem Reiche der Menschen und Gottes Reich. Alles unmittelbar anschauend, bedarf Gott unserer logischen Denkformen, unserer Allgemeinheiten nicht. Unsere Allgemeinheiten sind nur ein, von Seiner unendlichen Weisheit und Güte dem schwachen, aber doch zu Seinem Ebenbilde erschaffenen Menschenverstande verliehener Ersatz Seiner, alle Einzelnheiten unmittelbar umfassenden Gegenwart. Er vernimmt nicht weniger das stille Gebet des Einzelnen, wenn er gleich das Ganze, das Allgemeine leitet.

Je allgemeiner man eine Sache macht, desto einfacher wird sie. Die Generalisation, das Verallgemeinern besteht darin, einzelne Merkmale wegfallen zu lassen. Je mehr man in das Einzelne dringt, desto schwieriger wird die

Sache, weil die Merkmale sich bei jedem neuen Schritte häufen. Es ist daher ungleich schwieriger, mit Zuziehung der Umstände über die Dinge zu urtheilen, als wenn man sich begnügt, darüber mit einigen Worten zu verfügen. Der vollkommenste Staatsmann, wie überhaupt der beste Kopf in jedem Fach, ist derjenige, der mit gleicher Leichtigkeit mit Allgemeinheiten und Einzelnheiten spielt, die Masse der Einzelnheiten in einem Staate genau kennt, und zugleich die Staaten, wie einzelne Individuen, einander gegenüber stellt. Aus den kleinsten, an sich geringfügigsten Details besteht doch zuletzt das Größte, was der Mensch nur zu Stande bringen kann. Selbst die ganze Erde, und das ganze Universum, besteht nur aus einer Unendlichkeit von Theilchen, oder Kräftchen, deren jedes für sich zu wirken scheint, und deren Theilbarkeit, vielleicht wie die des Raums und der Zeit, welche durch sie bestimmt werden, wiederum in's Unendliche geht. Die Gottheit, welche die Himmelsräume mit Sonnen und Weltsystemen bestreut, scheint bei der vollkommensten Ausbildung einer Biene, eines Schmetterlings, eines Vergißmeinnichts, eines Moosstielchens denselben Gefallen zu finden. Sie scheint noch mehr Gefallen an einer Biene zu finden, als an dem Monde, da sie derselben Leben und eine gewisse Intelligenz verlieh.

Ihr treues Abbild müßten die Großen seyn. Man macht sie zu Göttern auf der Erde, und Götter müßten wirklich die Großen seyn. Aber sie sind nur Menschen! Bei der sie umgebenden Pracht, bei ihrer Unkenntniß der Leiden der Menge, bei dem Verschweigen der Wahrheit von Seiten ihrer Umgebung, der selbst die Wahrheit verschwiegen wird, bei den ewigen, sich unter der Maske der treuesten Wahrheit überall einschleichenden Schmeicheleien, muß man sich wundern, daß sie dennoch, wie die Erfahrung zeigt, sanfter, freundlicher den Staat regieren, als Andere zu thun pflegen, die an's Ruder kommen und es angeblich besser machen wollten. Dies erklärt sich zum

Theil

Theil aus denselben Gründen, weshalb in der Regel ein Landgut besser durch den Erbherrn, als durch Pächter verwaltet wird.

§. 4. Beredsamkeit und Wohlredenheit.

Tel excelle à *parler*, qui juge . . . . . .

Gefährliche Männer für die Staaten sind oft die beredten. Weil Wohlredenheit und Beredsamkeit Ueberzeugung bewirken, so ist das Vorurtheil entstanden, daß: Wer schön spricht, auch richtig denke. Man stellt es sogar als Grundsatz auf. Es wird behauptet, daß richtige, ein festes Ganzes bildende Gedanken auch immer wohlgeordnet und einleuchtend vorgetragen werden, und daß ein verworrener Vortrag, ein unvollständiger oder dunkeler Ausdruck, auch eine Dunkelheit, eine Verworrenheit, und Unrichtigkeit der Gedanken verrathe.

Das ist grundfalsch. Ich halte die Deutschen für tiefere, umfassendere, systematischere Denker, als die Franzosen; aber die Franzosen sind doch bei Weitem beredsamer, als die Deutschen. Ein französischer Flachkopf ist oft im Ausdruck den besten Genien Deutschlands überlegen; und, während die inhaltsschweren, aber schwerfällig geschriebenen Productionen des letzten nur von einer geringen Anzahl Leser gewürdigt werden und lange der großen Welt unbekannt bleiben, so hat schon die seichte Schrift des erstern alle Lesezirkel von ganz Europa durchwandert und beschäftigt.

Die Franzosen, welche, im Gegensatze zu ihrem Leichtsinn in andern Dingen, mit ihren National-Klassikern, viel beständiger als die ausdauernden Deutschen sind, hören nicht auf, und werden weder satt noch müde, folgende zwei, zur sprüchwörtlichen Maxime gewordene, allerdings recht fließende Verse ihres Boileau zu wiederholen:

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement;
Les mots, pour l'exprimer, arrivent aisément.
Art poét. I, 153.

Ueber den Einfluß, den diese zwei einzigen Verschen auf den Geist der französischen Nation, und vielleicht selbst der deutschen, auf welche der französische Geist nicht ohne Rückwirkung bleibt, ausgeübt haben mögen, ließe sich eine Abhandlung schreiben.

Den zweiten Vers widerlegt indessen schon der Dichter selbst, indem er, namentlich in den satirischen Gedichten: Sur mon esprit, und: Sur la rime, darüber so jämmerlich lamentirt, wie les mots ihm schwer beifallen wollen. Ja! wird der Franzose einwenden, nicht les mots, sondern la rime! — Doch besteht la rime nur in les mots. Welche rime aber der Dichter brauchte, wußte er bien, und vorhanden waren auch les mots, da er sie endlich fand. Daß jedoch les mots nicht so aisément kamen, erhellt noch aus der Stelle der Epître à Lamoignon, worin er sagt:

Je trouve au coin d'un bois le mot qui m'avait fui,

ein Zufall, den er als ein wahres Jägerglück anzusehen scheint. Was bedeutet ferner das Wort bien im ersten Vers? — Deutlich? Eine irrige Ansicht kann demjenigen, der sie hegt, sehr deutlich seyn. Dem Tycho de Brahe war sein planetarisches System, obgleich es an sich widersinnig genug ist, gewiß deutlich. — Richtig? Aber der Dichter sagt selbst:

Tel excelle à rimer, qui juge sottement.
Art poét. IV, 82.

Falsch war schon die unbedingte Behauptung: s'énonce clairement, wenn dem Worte bien der Sinn: deutlich, beigelegt wurde; durch den, im Worte bien liegenden Doppelsinn wird sie es noch mehr.

Denkfähigkeit ist Eine Gabe Gottes; Beredsamkeit, Wohlredenheit eine andere. Beide können, wie Schönheit

und Tugend, in einer Person vereinigt seyn; die eine setzt aber keinesweges unbedingt die andere voraus. So wie man Schönheit mit Unsittlichkeit, Verderbtheit, Laster, nur zu oft verbunden sieht, so ist auch oft ein ganz falscher Geist mit dem einnehmendsten Vortrag, mit der größten Kraft des Ausdrucks, mit hinreißender Beredsamkeit ausgestattet. Vor den Syrenen können also Machtpersonen nicht zu sehr auf ihrer Hut seyn.

Um die Ansichten, welche ihnen mit solchem gefälligen Flusse der Rede vorgetragen werden, nach Gebühr zu würdigen, müßten sie dieselben sich durch den noch einmal auseinandersetzen lassen, der, mit der strengsten Wahrheit, mit der gründlichsten Sachkenntniß, kaum Ueberzeugung zu bewirken vermag. So würden oft herrlich klingende Vorschläge in ihrem Nichts, bisweilen ganz verderblich, erscheinen. „Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, „wohnte einmal einer Sitzung des Gerichts zu Minden „bei. Als der Advokat der klagenden Partei seine Sache „mit allen möglichen Gründen vortrug, leuchtete dies dem „Könige mit solcher Wahrscheinlichkeit ein, daß er sagte: „Der Mann hat Recht. Aber nun trat der Advokat „von der Gegenpartei auf, widerlegte jenen mit solchem „Nachdruck, und behauptete seine Gerechtsame mit so vieler „Kunst, daß der darüber verdroßne Monarch die Versammlung verließ, und im Weggehen sprach: Der Mann „hat auch Recht." *)

Wenn der Beredte mit dem Talent des Ausdrucks auch die Kraft des Genies besitzt, so geschieht häufig, daß sein Genie sich durch eine gewisse Coquetterie des Talents verleiten läßt. Cicero gesteht selber: Neque vero mihi quidquam praestabilius videtur, quam posse dicendo tenere hominum coetus, mentes allicere, voluntates

*) Geschichte der Mark Brandenburg, von G. T. Gallus. Züllichau, 1803. Vter Band, Seite 26.

impellere quo velit; unde autem velit, deducere. (De Orat. I, 8.) Dies klingt ungefähr so, als wenn man mit der Wahrheit und den Grundsätzen, wie mit Federbällen, zum Zeitvertreib und zur eigenen Belustigung, spielen dürfte, wie man wollte. Der achtungswürdige, große Redner, welcher selbst Moral und Gerechtigkeit aufrichtig förderte, meinte es freilich nicht so; allein, daß es oft so geschehe, bleibt leider nicht minder gewiß. Man gebe auf den Beredten nur Acht. Bemerken wird man, daß, so wie eine schöne Frau selten die Schönheit einer andern rühmt, auch er ungern und selten dem, nach dem Ruhme der Beredsamkeit strebenden Mann alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Eitelkeit und Neid sind oft mit dem Talent angeboren, und das Talent, das nicht beständig gegen diese Häßlichkeiten wacht, wird oft von ihnen verführt. Der Beredte macht sich daraus ein Spiel, die besten Vorschläge scheitern zu lassen und schlechte durchzusetzen. Es ist ja, mag es ihm scheinen, kein Verdienst, zu beweisen, daß zwei und zwei vier sind. Aber darzuthun, daß sie drei oder fünf ausmachen, eine ganze Versammlung davon zu überführen, wenigstens die Widersacher und Zweifler zum Schweigen zu bringen und zu zwingen, das ist erst Talent und Triumph. Ich führte die französische Faconde an. Die Franzosen mögen öfter, als wir, Gelegenheit haben, Beobachtungen der Art anzustellen. Die Gazette sagte vor Kurzem hierüber ein treffendes Wort. „Die Majoritäten," hieß es in der genannten Zeitung, „sind leichte Windfahnen, die sich nach jedem Hauche dre„hen, der aus beredtem Munde hervorkommt."

Was Majoritäten begegnen kann, kann auch der einzelnen Machtperson widerfahren. Am gefährlichsten sind gerade diejenigen Beredsamen und Wohlredenden, welche am meisten von der Freiheit reden, sich beständig als Freiheitsfreunde, Freiheitslobredner, Freiheitsverkündiger, Freiheitsverfechter aufwerfen. Unfehlbar sind sie die ärgsten Despo-

ten. Ihre angebliche Freisinnigkeit ist das untrüglichste Zeichen ihrer Unzuverlässigkeit und innern Verkehrtheit.

In diesem Betreff ist ein wichtiger Umstand nicht aus der Acht zu lassen. Es ist nämlich der, daß Neuerungen, angeblich zu lange Zeit ertragene Mißbräuche, vermeintliche Verbesserungen, Schöpfungen nach Idealen, gegen welche die Wirklichkeit immer sehr unvollkommen erscheinen muß, ein viel weiteres, fruchtbareres, anziehenderes Feld für die Rede darbieten, als Friede, Gesetz, Ordnung, einfache Ruhe. Hier bewegt sich die Rede in dem schlichten, bekannten, gewohnten Alltäglichen; dort aber in den schmeichelnden Träumen der Zukunft, welche die Rede dichterisch ausmalen kann, wie sie will, in den trügerischen Träumen der Leidenschaften, welche sie erregt, und denen sie Paradiese vorspiegelt. Der Unterschied ist derselbe, als zwischen Romanen und Geschichte, zwischen der sonntägigen Predigt und dem neuen Theaterstück. Daß die Menge sich bethören lasse, ist erklärlich. Gebildete müßten aber **Worte** und **Sachen** unterscheiden, und die Otter bemerken, die unter den Blumen schleicht.

Wie, nach dem Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, Wohlredenheit und Beredsamkeit zu den verhängnißvollsten Quellen **künstlicher Armuth** zu rechnen sind, scheint mir keiner Rechtfertigung zu bedürfen. Es ließe sich die Frage aufstellen, ob sie nicht eben so viel, und vielleicht noch mehr, den zwei großen Plagen der Zeit, dem Unglauben und dem Aufruhr, als dem Frieden und der Religion förderlich gewesen sind?

Ich wiederhole es: Ein Vorurtheil, und ein höchst gefährliches ist es, zu glauben, daß der Bestredende auch zugleich der Bestdenkende sei. Statt **Vertrauen**, muß die blühende Rede gerade **Mißtrauen** einflößen. Doch, wer mit **Wohlredenheit**, Kenntnisse, Verstand, Aufrichtigkeit, Hingebung, verbindet, und Gott, welcher Mund und Herz unterscheidet und mit einander zusammenhält, fürchtet, der

ist ein tausendfach werther Mensch und ein Gesandter Gottes. **Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich. Wer aber auch in keinem Wort fehlt, der ist ein vollkommener Mann. (St. Jac. III, 2.)**

§. 5. Verwaltungs- und Gerechtigkeits-Recept.

Es ist Gottes Ehre, eine Sache verbergen; aber der Könige Ehre ist es, eine Sache erforschen. (Sprüch. XXV, 2.) Die Großen, auf denen in der Regel noch mehr große Geschäfte und Angelegenheiten lasten, als kleine auf den Kleinen, können aber unmöglich die einzelnen Umstände jedes Einzelnen kennen lernen und prüfen. Diejenigen, die, wie Mose, (II. Mose, XVIII, 16.) es thun wollen, unterliegen der Masse. Für einige Angelegenheiten, welche sie mit strenger Genauigkeit zu Stande bringen, müssen sie die größern vernachlässigen, und, wie man sagt, über's Knie brechen. Sie sind daher immer nothgedrungen, Untergebenen das Umständliche zu übertragen und sich, mehr oder weniger, auf deren Bericht zu verlassen.

Allein in der Macht der Großen stehen zwei Mittel, durch welche sie beinahe ganz denselben Zweck erreichen können, als wenn sie selbst bei jeder Sache von dem Umständlichen Kenntniß nehmen wollten und könnten.

Das eine besteht darin, daß sie von Zeit zu Zeit einige von ihren Untergebenen abgemachte Sachen ganz unerwartet selbst revidiren, oder wenigstens durch andere, den ersten ganz fremde Untergebene revidiren lassen.

Das zweite ist, daß, wenn Klagen über gewisse Entscheidungen eingehen, sie die Beweisstücke einfordern, und diese ganz andern Behörden oder Personen zur Prüfung und Berichterstattung zustellen.

Bei wohl organisirten Verwaltungen bringt schon, wenn auch nicht auf dem Wege der Instanzen, wie bei den Gerichtsbehörden, der einfache, gewöhnliche, natürliche,

längst eingeführte Geschäftsgang eine solche, oft sehr mannigfaltige Controlle mit sich. Diese stille, fortwährende, Vertrauen einflößende Controlle verdient aber zur Zeit um so mehr hervorgehoben und anerkannt zu werden, als das verderbliche, Alles in Eins auflösende und zusammenwerfende Centralisations-System immer weiter um sich zu greifen scheint. Sie ist eine, die Hauptsache ergänzende Bedingung, welche ein weiser Gesetzgeber nicht aus dem Auge verlieren darf.

Eins mans redde, eine halbe redde;
Man sall billich verhoren bedde. *)

In dem lobenswürdigsten Bemühen einer Regierung, daß allein redliche Leute angestellt werden, (II. Mose, XVIII, 21.) liegt, bei der jetzigen Vervielfältigung der gesellschaftlichen Verhältnisse, noch nicht eine sicherstellende Gewährleistung, daß ihre edlen Absichten durchgängig in Erfüllung gehen. Oft verstehen es Leute, sich als vollkommen rechtschaffen nach oben zu stellen, die nach unten in einem andern Lichte erscheinen. Auch kann jedem rechtschaffenen Mann, im Drange der Geschäfte, in der Ermüdung, Zerstreuung, vielleicht auch selbst in der Leidenschaft, ein Versehen, ein Irrthum, ein Fehler, und sogar eine Handlung entschlüpfen, die er selbst, wie König David, an einem andern strenge verpönen würde. — So wahr der Herr lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das gethan hat. — Du bist der Mann! — (II. Sam. XII, 5. 7.)

Doch anderseits muß man auch nicht vergessen, daß es Querulanten giebt, welche nie zufrieden sind, als wenn sie neue Ursachen zum Queruliren finden können, und sich es zum Vorsatze gemacht zu haben scheinen, sich zu künstlichen Armen zu verqueruliren. Das ewige Queruliren

---

*) Eine Inschrift am Vorplatz (Vorzimmer) des Kaisersaals zu Frankfurt am Main.

ist für sie eine Quelle der Armuth, und sie zur Ruhe ernstlich zu verweisen, gehört zu den Mitteln, der Armuth vorzubeugen.

§. 6. Der Vornehmeren Kunstliebhaberei.

Was neben den andern, immer herrschenden Leidenschaften, die ganze Welt, vorzüglich aber die Vornehmeren, einnimmt und bethört, das ist die übermäßige Liebhaberei für die schönen Künste, flüchtige Poesie, Schauspiel, Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Archäologie ꝛc. Diese zum Uebermaße getriebene Liebhaberei wirkt um so nachtheiliger auf das Ganze, als sie so höchst unschädlich zu seyn scheint, ja vielmehr als höchst lobenswerth vorkommt, und allerseits bewundert und gepriesen wird.

Mein Urtheil hierüber dürfte uneigennützig erscheinen, da ich mit einer Familie verbunden bin, in welcher, wenn gleich neben ernsteren Dingen, Dichtkunst, Musik, Alterthümer, Kupferstecherkunst, Malerei, mit Erfolg und zum Theil bis zur Celebrität getrieben werden, und längst getrieben worden sind.

So sehr ich selbst diese Künste schätze und liebe, so viel ich selbst ihnen verdanke, da sie mir die theuern Züge des geliebten Sohnes zurückrufen, so kann ich doch nicht ohne schmerzliche Empfindung sehen, wenn sie bei den Vornehmern, bei den Reichen, bei dem gebildetern Theil des Publicums, das immer so gern dem Beispiel der Reichen und Vornehmern folgt, im Allgemeinen fast allein Eingang finden, wenn sie das gründliche Nachdenken, und das Nichtsinnliche überhaupt, durch das Sinnliche, Aeußerliche, Anschauliche, durch das, nur zur Unterhaltung, zur Mode, zur Liebhaberei Gehörige, verdrängen, und vor den Wissenschaften, vor den anstrengenden Forschungen des Gelehrten, vor den nützlichen Werken guter Schriftsteller, vor den, in die Grabesstille der Registraturen und Archive beigesetzt

werdenden mühsamen Arbeiten des Staatsdieners, den Vorzug erhalten.

Macht der Reiche eine Reise, so wird die Entfernung von einer großen Stadt, oder von einem ausposaunten Orte zum andern, als aller Aufmerksamkeit unwürdig gehalten, und die Zeit, welche die Zurücklegung derselben erfordert, als eine verlorne angesehen. Die Post, die bestellten Pferde, können nie schnell genug fahren; und, sobald man angekommen ist, rühmt man sich, in der und der Zeit, in so und so viel Tagen, Stunden und Minuten den weiten Weg zurückgelegt zu haben. Für die reisenden Vornehmern besteht die Welt eigentlich nur in Einer großen Stadt. Der gewöhnliche Aufenthalt solcher Reisenden ist die Mitte, und sämmtliche besuchte Städte sind nur verschiedene Viertel. Da sie alle der Neugier dieselben Gegenstände darbieten, so könnte man im gewohnten Stadtviertel ruhig bleiben. Denn was thut man, wenn man in jenen entferntern Stadtvierteln erscheint? Kunstsammlungen, Gemäldegallerien, Museen, große Gebäude, Theater, Kirchen, in sofern sie zu merkwürdigen Gebäuden gehören, oder berühmte Gemälde, Bildhauerwerke enthalten, werden besucht, und einige lebende Künstler gefeiert. Damit ist der Zweck des Aufenthalts erfüllt.

Um aber über die gesehenen Gegenstände sprechen und urtheilen zu können, ist Kunstkenntniß und, wo möglich, Kunstübung erforderlich. Auf Kunststudium und Kunstfertigkeiten wird also eine kostbare Zeit verwendet, von ernsten, die allgemeine Wohlfahrt bezweckenden Dingen die Aufmerksamkeit abgeleitet, und die Neigung zur Oberflächlichkeit und Frivolität immer mehr und mehr gestärkt.

Man preist das als ein herrliches Land, wo man schöne Opern, kostbare Gemälde, prächtige Gebäude, berühmte Bildhauerwerke gesehen hat, und man glaubt, das eigene würde auch ein herrliches Land seyn, wenn es nur ähnliche Schätze besäße. Die Leiden der Menge, der bittere

Schweiß Tausender, die, nur sparsam zugemessen, das Stückchen schwarzes Brod zu verzehren haben, bleiben dabei unberücksichtigt. Denn nur wenig Menschen sind so thätig, so universell, daß sie an Alles zugleich denken.

Es ist unendlich besser, wenn die Reichen sich den Künsten ergeben, als wenn sie von Tändeleien oder gar von Ausschweifungen sich hinreißen lassen, wozu Gelegenheiten und Beispiele sie stürmend hinreißen wollen. Allein ein Unglück ist es doch, wenn sie alsdann glauben, alles gethan zu haben, was ihnen in ihrer Stellung obliegt. Die schönen Künste sind ein Mittelding zwischen sinnlichem Genuß und höherem Denken. Diesem sollen sie gleichsam zum anlockenden Vorhof dienen. Wer dabei stehen bleibt, der hat nur den halben Weg zur vollständigen Ausbildung des Menschen gemacht.

Von vielen Menschen ist nicht zu verlangen, daß sie weiter gehen; allein es ist auch nicht gleichgültig, zu wissen, daß man weiter gehen könne, und solle, wenn man es kann, und daß, weil man so weit gekommen ist, man darum nicht die höchste Stufe der Vollkommenheit und menschlicher Ausbildung erreicht habe. Wer zum Ziel gekommen zu seyn wähnt, bleibt stehen, und glaubt nicht, sich und andern noch neue Anstrengungen schuldig zu seyn.

Doch, was die Vornehmern anbetrifft, so muß man auch nicht vergessen, daß, bei dem ewigen Etiquettenzwang, in welchem sie leben, bei ihren ermüdenden großen und kleinen Geschäften, außerordentliche Zerstreuungen ihnen billig zu gönnen sind. Daß Virtuosen, Schauspieler, Sänger, Tänzer ꝛc. bei ihnen Zutritt finden, darf nicht in Anschlag gebracht werden. Abgesehen davon, daß es auch unter solchen Künstlern, namentlich in Deutschland, wissenschaftlich gebildete und sittlich achtbare Personen giebt, so ist das ein Vergnügen, wie ein anderes. Affen und Papageien theilen denselben Vorzug mit diesen Künstlern; das darf die wissen-

schaftlich höher Stehenden um so weniger neidisch machen, als ihnen würdigere Aemter vorbehalten werden. Es gehört zum Wesen des Tänzers, daß er sich so gut, wie irgend ein Hofmann, zu verbeugen verstehe, und zu dem des Schauspielers, daß er ihm an Verstellung nicht nachgebe. Außerdem haben sie Berufsmäßig viele Artigkeiten in Bereitschaft, und sind gewohnt, auf Theatern zu erscheinen und die Fassung nicht zu verlieren. Finden aber auch ausgezeichnete Belletristen, Componisten, Dichter, Maler, Bildhauer, Architecten, Archäologen, bei den Vornehmern Zutritt, so ist es für die Wissenschaft, und für die denkenden Köpfe überhaupt, ein günstiges Zeichen und ein Wink, den sie aber leider, besonders in Deutschland, nicht zu benutzen verstehen. Wenn die denkenden Köpfe nicht gleiche Aufnahme finden, so sind sie oft selbst daran Schuld, weil sie den äußern Anstand, das Gefällige, Liebenswürdige, Gewandte des gesellschaftlichen Benehmens vernachlässigen. Daher werden sie auch vernachlässigt.

Schön wäre es, wenn die Vornehmern häufiger den ersten Schritt zu machen versuchten, was ihnen auch wohl zustehen dürfte. Ein höherer Umgang würde den denkenden Köpfen den fehlenden Anstrich geben, mehr Geschmack beibringen, durch Aufmunterung zu einem höhern Aufschwung gereichen, und ihre so oft excentrischen Ideen, durch Welterfahrung, concentrischer machen. Dagegen würden die Vornehmern in diesem Umgang bisweilen Ideen schöpfen, welche in Künstlerköpfen nicht aufzugehen pflegen, und zugleich einen Ruhm sich erwerben, den die Künstlerwelt ihnen nie geben kann, und der ihnen in der Regel fehlt. Manche deutsche Höfe, selbst des ersten Ranges, geben schon hierin ein Beispiel, dem, wie es scheint, Reiche und Vornehmere, ohne sich zu sehr herabzulassen und zu compromittiren, wohl nachfolgen könnten.

In den Vornehmern wünschte ich eben so wenig Universitäts-Professoren, als ausschließliche Kunstliebhaber zu

sehen. Ich wünschte aber, daß ihr Eifer allgemeiner, gleichmäßiger vertheilt wäre, und daß der Ernst der Wissenschaft sie wieder in den Ernst ihres Berufes einlenken ließe.

Der Beruf der Höheren ist, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern. Ein zu großer Eifer, sowohl für die Wissenschaften, als für die Künste, kann sie von diesem edlen, heiligen Beruf abhalten. Den Künsten müssen, in der Wahl, die Wissenschaften vorgehen, und Beiden die Menschheit; nicht aber die Kunst vor Allem. Wenn die Zeitungen pomphaft erzählen, welche Summen auf Kunstakademien und Kunstsammlungen, auf die dazu bestimmten Prachtgebäude und auf die Unterhaltung derselben, oder zum Ankauf einzelner Kunstgegenstände, in Orten verwendet werden, in denen, wie man es bisweilen durch dieselben Zeitungen erfährt, noch so viel Elend herrscht; in denen Armenschulen und Armenlehrer noch fehlen oder darben; in denen anständige Arbeitshäuser zur Unterstützung der Armuth kaum der Idee nach existiren; in denen Arme mit leeren Händen oder nur mit den Brosamen, die unter den Tisch fallen, abgewiesen werden; in denen Greise, Wittwen und Waisen, durch unverschuldete Unglücksfälle Betroffene, Arbeitsunfähige und bei der Arbeit Beschädigte oder Erkrankte mit ihren Familien in Noth und Sorgen schmachten, nicht Freude, ich gestehe es, nein, Freude nicht, sondern Wehmuth ist eher mein Gefühl.

§. 7. Hervorragende Mohnköpfe.

Ob außerordentliche, große, kräftige, thätige Genies in Staatsangelegenheiten sehr zu wünschen sind, ist eine Frage, so sonderbar es auch scheinen mag.

Nichts in der Welt ist schöner, erhabener, bewunderenswürdiger, nichts bringt den Menschen, Gott, als Schöpfer, näher, als Genie. Oft aber verhält es sich mit dem Genie, wie mit dem Golde, dem schönsten, kostbarsten Metall,

welches alle Menschen täuscht, bethört und auf Abwege bringt.

Klare Einsichten, gesunder Verstand, vor Allem aber reiner, guter Wille, sind in der Regel dem transscendenten Genie, sowohl im Civil-, als im Militairfache, vorzuziehen. Besser in der Regel wäre es, wenn solche Genies sich nur den Wissenschaften widmeten, wo sie, obschon nicht immer, der Menschheit Ehre machen, und wenigstens nicht unmittelbar schädlich werden.

Wenn sie die Laufbahn der Staatsangelegenheiten ergreifen, so sind sie meistens nur die Geißeln der Menschheit. Es ist die schrecklichste, demüthigendste aller Erfahrungen über das menschliche Herz, wenn man sieht, daß den großen Genies so oft ein menschliches Herz abgeht. Durch ihre Schöpfungskraft kommen sie, unter den Menschen, Gott am nächsten; ihre größten Thaten sind aber Zerstörung, Verblendung, Täuschung; ihre Schöpfungskraft verwandeln sie in Vernichtungskraft; nicht Gott, sondern dem feindlichen Geiste der Finsterniß, den gefallenen Engeln, scheinen sie, unter den andern Menschen, näher zu kommen. Als Feldherren sind sie unersättliche Eroberer und Blutvergießer. Als Politiker geht all ihr verborgenes Thun dahin, andere Länder, selbst das eigene, zu hintergehen, das Vertrauen der Menschen nur als Werkzeug zur Beförderung ihrer ehrsüchtigen, einseitigen Absichten zu benutzen.

Ueberall und in allen Dingen berühren sich die Unmaße. Die empörendste Gewissenlosigkeit, die tiefste Demoralisation verbinden sich mit dem Genie, wie mit den niedrigsten Stufen der Unwissenheit und Rohheit. Was hilft es uns, daß jenes Genie, mit seinem Adlerblick und seiner durchdringenden Kraft, das Glück der Welt machen könnte, wenn es nur die Welt mit Blut, Thränen, Trauer, Ruinen, Seufzern, Mühe, Sorgen, Leiden aller Arten erfüllt? Es sündigt zweifach: Durch das Böse, was es thut; durch das Gute, was es unterläßt. Der moralische Kopf, der die

Mitte auf der Stufenleiter der Intelligenz einnimmt, ist nicht im Stande, so viel zu leisten; er zerstört aber die Welt nicht, und durch langsames Fortschreiten stiftet er viel Gutes.

Beispiele führe ich nicht an. Manche sind uns zu nahe, als daß es nöthig wäre. Andere hat die Geschichte, welche so oft nur die Rolle eines Höflings spielt, während sie ihre strengen Urtheile rühmt, mit solchem Glanz umgeben, daß Dissertationen erforderlich wären, um meine Beispiele zu rechtfertigen.

Es scheint, als wenn Herz und Intelligenz im Menschen sich nur mit Mühe mit einander vertrügen; als wenn im Menschen eine Wage wäre, die Intelligenz in der einen Schaale, und das Herz in der andern; als wenn die menschliche Natur nicht stark genug wäre, um die Vollkommenheit Beider gleich zu erhalten.

Wenn der Fall Ein Mal in Einem Jahrtausend sich ereignet, fallet, Menschen, auf die Knie und danket dem Himmel!

Vergöttert aber die großen Köpfe nicht, deren Größe nur in der Vergrößerung des eignen Ruhmes und der eignen Macht besteht.

Die hervorragenden Mohnköpfe sollen nicht abgehauen werden. Allein sie sind nicht so sehr zu wünschen, als man es zu glauben pflegt, und bis sie erprobt sind, muß man ihnen nicht zu viel trauen.

§. 8. Dein Reich komme!

Wie übrigens solche Betrachtungen hieher gehören, ist einfach und klar.

Alle öffentliche Einrichtungen rühren von den Mächtigen her, da sie wenigstens von ihnen sanctionirt werden, wenn sie auch nicht von ihnen unmittelbar ausgehen. Sind die Einrichtungen nicht von allen Seiten beleuchtet und geprüft worden, sind sie der allgemeinen Wohlfahrt nicht so

angemessen, wie sie seyn könnten, so werden sie jedes Mal eine desto größere Quelle künstlicher Armuth, als sie eingreifender und umfassender sind.

Die Mechanik, die Statik, geben Mittel an, wie man der physischen Schwachheit der Menschen zu Hülfe kommen kann. — „Gebt mir einen festen Punkt außer der Erde, und die Erde will ich aus ihren Angeln heben!" — Es sind auch ähnliche Mittel in der moralischen Welt; die moralische Welt hat auch ihre Mechanik und Statik. Die Mächtigen, noch mehr aber diejenigen, die es werden wollen, als diejenigen, die es schon sind, verstehen sie schon vollkommen, um die Massen der Kleinen zu bewegen. Allein: Sich selbst zu durchschauen, das: *Γνῶθι σαυτόν*, **Nosce te ipsum**, ist die allerschwerste Anforderung, die allerseltenste Geistesgabe. Man muß sich wundern, wenn man sieht, wie weit diejenigen, welche sie zu besitzen wähnen, noch entfernt davon sind. Für alle Menschen, groß und klein, ist Erinnerung an die menschliche Schwachheit heilsam.

Ich sagte Anfangs, daß, wenn man den Menschen in geistiger Hinsicht betrachtet, man beinahe verzweifeln müsse. Vielleicht theilte der Leser meine Meinung nicht. Nachdem ich mich näher erklärt habe, frage ich Ihn, ob ich Unrecht hatte? Doch fragt es sich wiederum: Warum ist der Zustand der Welt so zum Verzweifeln mangelhaft?

Des peinlichen Räthsels Wort zu finden, ist nicht schwer. Der Mensch wird nicht zum Regieren, sondern zum Regiert-werden geboren.

Nun müssen doch immer einige regieren. Diese folgen also einem Beruf, der ihrer ersten Bestimmung als Menschen widerspricht, ihnen eine Macht verleiht, welcher eigentlich nur übermenschliche Wesen gewachsen seyn könnten. Uebermenschliche Vorschriften fehlen zwar den regierenden Menschen nicht; sie befinden sich in dem Buche! Allein der vergängliche Mensch trägt selbst auf das Ewige seine

Vergänglichkeit über. Für den Weltmann ist, zum Wehe der Welt, das ewige Buch, seit beinahe einem Jahrhundert, oft nichts mehr, als eine Alterthümlichkeit, welche zwar herkömmlich zu den Büchern gehört, die man besitzen soll, aber in den unbrauchbarsten Winkel der Bibliothek verwiesen wird.

Wenn die Höhern sich demüthig dem Worte Gottes unterwerfen möchten, wenn zugleich die Niedern sich demüthig von den Großen regieren ließen, so würden die Völker, ihrer Bestimmung gemäß, in Frieden und Freude sich entwickeln; so würde in der Stellung der Großen kein Widerspruch mehr obwalten, weil dann, nicht sie, sondern Gott durch sie, regieren würde; die der menschlichen Schwachheit anklebenden Gebrechen würden wenigstens erträglicher werden und nicht fortwährend, immer wieder, zum welterschütternden Uebermaß anwachsen; die Hierarchie der gesellschaftlichen Ordnung wäre regelmäßig, vollständig; das obere Ende der Kette würde nicht in der Luft schweben, und die Menschen würden, so weit dies auf Erden möglich, glücklich seyn.

Dies ist der Sinn der, von jedem Christen täglich herzubetenden Worte: Dein Reich komme!

§. 9. Mittelglied der Verbindung zwischen Himmel und Erde.

Auf den Verstand der Menschen im Allgemeinen ist eben so wenig, als auf ihre körperliche Unzerstörbarkeit, zu bauen. Eine bösartige, noch unbekannte Pest kann in wenigen Monaten oder Wochen halb Europa wegraffen. Eben so kann eine speciöse Meinung, eine religiöse, philosophische, politische Ansicht, im Laufe Eines oder einiger Decennien, alle Köpfe, die Gelehrten und Weisen, die Wortführer und Tonangeber, nicht ausgenommen, vielmehr gerade diese vor Allen, verwirren und bethören.

Das

Das ergreifendste Beispiel menschlicher Schwachheit in geistiger Hinsicht giebt der thatsächliche Umstand, daß ganze Völker, zehn, zwanzig, dreißig Millionen Menschen zugleich, viele Generationen hindurch, und zwar nicht in Ansehung bloßer Naturerscheinungen oder im Ganzen gleichgültiger Dinge, sondern in Betreff der innersten und wichtigsten Ueberzeugungspunkte im Irrthum geboren werden, leben und sterben. Dem Irrthum ist nicht bloß die Volksmasse unter jenen Völkern ergeben; die ausgezeichnetsten, beredsamsten, scharfsinnigsten, gelehrtesten Köpfe unter ihnen sieht man oft mit hoher Würde, mächtiger Kraft, beharrlichem Eifer ihren gleichsam angebornen Irrthum vertheidigen. Solche Abstände des menschlichen Geistes finden nicht bloß statt zwischen entferntern Welttheilen, zwischen außereuropäischen Völkern, zwischen Chinesen und Muhamedanern, zwischen Mongolen und Indianern, sondern zwischen Christen in dem stolzen Europa, welches deshalb um so demüthiger erscheinen sollte, als es sich mehr auf seine Geistescultur einbildet. Ja, das Demüthigendste für uns Europäer ist der uns verurtheilende Umstand, daß wir, um die Wahrheit zu finden, nur das Buch aufzuthun brauchen! Wir haben aber Augen, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören.

Ein tiefes, angebornes, untilgbares, und immer sich gleichbleibendes Ahnen der Wahrheit liegt unverkennbar jenem in allerlei Gestalten erscheinenden Irrthum zum Grunde. Die Menschen werden aber so sehr von ihren Leidenschaften hingerissen, sind so sehr im Aeußern befangen, daß sie das Aeußere für das Innere nehmen, und das höhere Ahnen mit den ihnen von ihren Leidenschaften eingegebenen Irrthümern umnebeln, und dasselbe bis zum Scheusal entlarven.

Eben darum, sagen unsere sogenannten starken Geister, angeblich große Philosophen und Denker, müssen wir das höhere Ahnen von dem Irrthum säubern, und, wie es in

uns liegt, und was es voraussetze, wiederfinden und rein aufzustellen suchen! — Und gerade in diesem so richtig erscheinenden Schlusse liegt der größte Irrthum oder wenigstens die Quelle der gefährlichsten Abwege und Verirrungen, in welche die Menschen verfallen können.

Das Erste, was der vermeintlich starke Geist thut, ist, daß er das Buch, wie ein Buch, seiner gutdünklichen Kritik unterwirft, und daher bei dem ersten Schritt seines anscheinenden Insichkehrens mit seinem eigenen Schöpfer, mit Gott, zu handeln und zu streiten anfängt. Dabei bedenkt er nicht, daß es bis jetzt keinem einzigen Menschen gelang, das höhere Ahnen und dasjenige, was es voraussetzt, ohne Einmischungen, die bald von Andern weggestritten, bald durch andere irrthümliche Einmischungen ersetzt wurden, aufzufinden, und daß es daher Millionen gegen Eins zu wetten ist, daß es ihm nicht anders ergehen werde. Er bedenkt nicht, daß derselbe Gott, welcher dem Menschen das Daseyn gab und in den Menschen zugleich das höhere Ahnen legte, die Schwachheit, in die der Mensch verfallen ist, auch kennt, seiner Schöpfungsgüte getreu, sie zu berücksichtigen nicht unterlassen konnte, und ihm daher dasjenige, was seinem Verstande an Licht und Kraft zur Auffassung und zum Verständniß des höheren Ahnens fehlte, auf irgend eine Weise gewiß zukommen ließ. Kommt er jedoch auf einen solchen Gedanken, so verlangt er ein Merkmal, woran er dieses ihm Zugekommene erkennen könne, und bemerkt nicht, daß dieses Merkmal gerade in der vollkommnen Uebereinstimmung des Buches mit dem höhern Ahnen liegt; obschon diese auffallende Uebereinstimmung um so mehr Eindruck auf ihn machen sollte, als sie mit der halsstarrigsten Abgötterei, der tiefsten Verderbtheit und den empörendsten Verbrechen im schneidendsten Gegensatze steht, und die unverbesserliche Schlechtigkeit des jüdischen Volkes gerade das Heilige in den von ihm herstammenden Schriften beweiset. Er übergeht sogar Geschichte und Thatsachen,

während er in den Naturwissenschaften, worauf er sich zu stützen vorgiebt, nur von Thatsachen ausgehen will; und so verfällt der sogenannte starke Geist in Verirrungen, welche am meisten der Schwachheit des menschlichen Geistes zum Belage dienen, und dieselbe an den Tag legen.

Nur Eins bei dem Menschen bleibt wirklich groß an sich. Das ist der, mit jenem Ahnen verbundene Wille.

Schon in der Wiege ist bei dem Menschen der entschiedenste, bestimmteste Wille da, und contrastirt auf eine nicht weniger belehrende, als auffallende Weise mit dem, Rührung und Mitleid erregenden physischen Unvermögen, denselben zu befriedigen.

Darum auch soll der Mensch, nicht nach dem äußern Schein seiner Handlungen, noch weniger nach seinem Genie, das eben so zufällig ist, als das von den Aeltern ererbte Vermögen, vor dem eigenen Gewissen und vor dem Richter aller Richter, gerichtet werden, sondern nach der Lauterkeit seines Willens, welcher aber selbst, sich selbst setzend und schaffend, seine eigene Läuterung befördern und, so wie er seyn soll, sich selbst wollen kann.

Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet. (I. Cor. XI, 31.)

Nicht der eben so schwache, als stolze Verstand, sondern der Wille bildet das Mittelglied der großen Kette zwischen Himmel und Erde.

> „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen:
> „Und sie steigt von Ihrem Weltenthron."
>
> Schiller. Das Ideal und das Leben.

Und wenn wir daher das höhere Ahnen aufzuklären und die Wahrheit aufzufinden bemüht sind, so müssen wir den Anfang mit der Läuterung des Willens machen. Denn, setze ich noch hinzu: Nur weil wir nicht wollen, wie wir wollen sollten; nur weil der bethörte Verstand den Willen bethört, nur weil wir uns dem Weltreich ergeben und das Himmelreich nicht vor allen Dingen suchen, werden wir von

der künstlichen Armuth, wie von einer neuen Weltplage, heimgesucht. Es ist Gottes Wort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles, das ihr bedürfet, zufallen. (Matth. VI, 33.)

Die Läuterung des Willens besteht darin, daß er sich der Vernunft gänzlich unterwerfe. Menschenvernunft ist aber selbst dem Irrthum unterworfen, und es giebt daher auch nicht zwei Menschen, welche immer, und über alle Dinge gleiche Urtheile fällen. Der menschliche Wille findet also im Menschen keine sichere Basis, und schwebt beständig in der Gefahr, das Falsche für das Wahre zu ergreifen, das Gute, das er will, nicht zu thun, sondern zu thun das Böse, das er nicht will. (Röm. VII, 19.) Aber dafür hat derjenige gesorgt, der dem Menschen ein Maß der Vernunft gab, das wohl hinreicht, seinen Schöpfer zu suchen, aber nicht, Ihn zu entbehren. Eine allgemeine Vernunft ist da, wodurch Läuterung und Einheit des Willens für alle Menschen einst hergestellt werden soll. Es ist das Buch!

§. 10. Glaube und Zeiten.

Da es nur Eine Wahrheit giebt, so giebt es auch nur einen einzigen echten Glauben, in dem nicht zu viel und nicht zu wenig liegt. Dieser Glaube ist der, welcher aus dem Buche, aus der Gesammtheit der Heiligen Schrift, von selbst hervorgeht, wenn man sie so liest und nimmt, wie sie es selbst verlangt. Nichts Wesentliches kann der Mensch, ohne eigenen Nachtheil, diesem einfachen, ein vollkommenes Ganzes bildenden Glauben, weder hinzufügen, noch von demselben weglassen. Darin aber liegt das Unglück der Welt, daß der Mensch von dem Weglassen oder von dem Hinzufügen nicht abstehen will, und daß oft in Einem und demselben Menschen selbst Beides zugleich geschieht.

In dieser Beziehung nehmen auch die Zeiten eine verschiedene Richtung. Dem Glauben setzte im Mittelalter die Unkunde der Heiligen Schrift, die Unkunde der Naturgesetze, verbunden mit der Tyrannei des damaligen Priesterthums, so viele Irrthümer hinzu, daß der Glaube ganz davon umnebelt, und in eine Abgötterei verwandelt wurde, die an Grausamkeiten alle heidnische Abgötterei der rohesten Völker und Zeiten übertraf. Das Verkennen der Heiligen Schrift, der Stolz, den uns einige Fortschritte in der Naturkunde einflößen, verbunden mit der Tyrannei des jetzigen Jakobinerthums, haben in unserem Zeitalter nicht nur die Auswüchse des Glaubens, sondern auch den Glauben selbst angegriffen, und so ist wiederum eine Abgötterei entstanden, welche zwar nicht mit denselben feierlichen Formen und mit derselben Einheit der Macht und der Grundsätze, aber nicht minder heuchlerisch, nicht minder zahlreich, und bisweilen nicht minder grausam, bald unter dem einen Vorwand, bald unter dem andern, die Menschen einzeln und in Masse zum Brudermord oder zum gewaltsamen Tod führt.

Im Mittelalter wurde der Mensch in seinem Innern durch allerlei unheimliche Vorstellungen beunruhigt und verfolgt. Der Mensch in dem jetzigen Zeitalter findet dagegen in seinem Innern eine Leere, die er nur mit Habsucht, Ehrgeiz, Neugierde, Wollust, mit einem Wirbel von Leidenschaften zu füllen weiß, welche nicht minder ihn verfolgen und beunruhigen. Es giebt gewiß, bei sonst auch nur philosophisch-moralisch guter Aufführung, sehr wenig Menschen, die nicht gern von der Allgegenwart eines lebendigen, persönlichen, väterlichen Gottes noch vollkommner überzeugt wären, als sie es sind. Es giebt gewiß wenig, die nicht gern an die Unsterblichkeit der Seele noch fester glauben möchten. Von denjenigen, welche ihre eigene Unvollkommenheit gegen die Vollkommenheit Gottes zusammenhalten, giebt es gewiß auch wenige, die nicht gern die gute Nachricht vernehmen würden, daß: Wer die Ausgleichung

annimmt, auch den **Vermittler** findet. Nur der verdorbene Mensch kann wünschen, daß nach dem Tode noch weniger Vergeltung als im Leben zu gewärtigen sei. Die geistige Verderbtheit der Zeit, der Literatur, des Journalismus, des politischen Treibens, der Theater, der alltäglichen Gespräche, des allgemeinen Beispiels, bringt es aber mit sich, daß auch diejenigen, welche den bessern Weg einschlagen wollen, von Zweifeln unablässig angefochten und bestürmt werden. So wie fast Niemand im Mittelalter sich erwehren konnte, ohne Aberglauben zu glauben, so glauben jetzt auch die Wenigsten ohne Gemisch des Unglaubens.

Dieser aber ist ein um so gefährlicherer Menschenfeind, als er menschenfreundlich die Wahrheit zu suchen vorgiebt. Ich nehme nicht Anstand zu gestehen, daß der Zweifel an jenen Grundwahrheiten mir noch peinigender erscheint, als der Glaube an Spuk, Gespenster, Hexen, Kobolde, Sabbate, Maleficien, Wünschelruthe, Talismane rc., welcher das Mittelalter beängstigend erfüllte. Trostloser ist er in jedem Fall, und er ist auch unheilbarer. Es ist leichter, die schädlichen Aeste an einem Baume abzuhauen, als da, wo welche fehlen, neue, fruchtbare hervorschießen zu lassen.

Die große Plage des Mittelalters war der Aberglaube; die große Plage des jetzigen Zeitalters ist der Unglaube. In seiner Art leidet das jetzige Zeitalter am Glauben, eben so sehr als das Mittelalter in der seinigen.

§. 11. Alte Zeiten mit neuen Namen.

Die neuern Zeiten haben den frühern Eifer für die Religion auf die Politik übergetragen. Die Anzahl der in politischen Kriegen der neuern Zeiten gefallenen Opfer ist nicht geringer, als die Anzahl derer, welche in frühern Zeiten ein Opfer des Religionsfanatismus geworden sind.

Frankreich, der anmuthige Mittelpunkt der ansprechendsten Civilisation, aber, zu allen Zeiten, das Land der

Unmaße, der gesteigertsten Leidenschaften, der entsetzlichsten Gräuel, befleckte sich in der Revolutionsperiode nicht mit einer Bluthochzeit in Einer Nacht; aber das, Tag für Tag, ohne Unterlaß krachende Eisen der Guillotine raffte nicht weniger Menschen weg, als die St. Bartholomäusnacht.

Welche Qualen bei den Entweichungsversuchen, welche Martern in den Kerkern! Eine süße Erlösung bot sogar das kreischend fallende, schnell befördernde Eisen!

Ludwig XVI. nahm Abschied von Frau und Kindern, das Eisen wurde in die Höhe gezogen, fiel, und seine milde Seele schwebte mitleidig über das verirrte, verbrecherische Volk hinweg. Aber wo blieb der unglückliche Sohn, was geschah mit ihm, wie schlossen sich seine armen, des Tageslichts längst beraubten Augen endlich auf immer zu?

Sind Sie Vater, mein Leser? sahen Sie einen innig geliebten Sohn mit dem Tode ringen? sahen Sie seine Hände, mit denen er die Ihrigen so liebevoll an's Herz drückte, kraftlos zittern? hörten Sie seine wimmernden, sterbenden Laute? hörten Sie das Muttergeschrei: Gott! mein Sohn! mein Sohn!.... Ihm wurde doch noch die unermüdliche, aufmerksame, zärtliche mütterliche Pflege zu Theil. Er lächelte bei dem gewohnten Zuruf der geliebten väterlichen Stimme. — Aber der trostlos Verlassene, der unschuldig Gequälte!.... Kann sich ein Vaterherz nur in Gedanken seinem Kerker nähern, ohne vom unsäglichsten Schmerz bis ins Innerste der Seele ergriffen und erfüllt zu werden?

Dies sind die empörenden Verbrechen der politischen Zeiten, welche noch allgemeiner ihre Inquisitionen, ihre Schaffotte, ihre öffentlichen, ihre Privatmörder, wie andere Zeiten haben. — Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! (Luc. XXIII, 34.)

Anders ist in den politischen Zeiten der Zweck, als in den religiösen; allein die Leidenschaften und die Verblendung

der Menschen bleiben immer dieselben. Wie ehemals zwei religiöse Parteien, stehen jetzt zwei politische einander gegenüber. Alles, was die Anhänger der einen thun, ist vortrefflich; alles, was die andere unternimmt, ist abscheulich. Nie waren die theologischen Streitigkeiten abgeschmackter, eigensinniger, geschraubter, lächerlicher.

Beschließen, bewilligen, verweigern die Mitglieder einer abstimmenden Versammlung das, was sie nicht sollten, so schämt sich dessen der einzelne Theilnehmer des Beschlusses nicht. Alle waren da, die Schuld trifft sie alle gleich; daher keinen einzelnen, zumal, wenn die Abstimmung durch verschlossene Zettel oder weiße und schwarze Kugeln geschieht. Es hat jemand (ich vergaß seinen Namen) gesagt, daß der größte Fehler der abstimmenden Versammlungen darin bestehe, daß sie schamlos sind, point de honte haben. Ein treffendes Wort, das desto häufiger seine Bestätigung findet, je häufiger die abstimmenden Versammlungen werden.

Ich kann nicht, ich gestehe es, ich kann nicht ohne Widerwillen, fast nicht ohne Ekel, von der linken und von der rechten Seite der Kammern, von der Anzahl der, für die Minister, und der, gegen die Minister, nur systematisch und systematisch allein, stimmenden Mitglieder immer und ewig reden hören. Was ist das für eine Wahrheit, für ein Verstand, für eine Ueberzeugung, welche durch den Stuhl oder den Platz der Bank, auf welcher man sitzt, ein Mal für alle Mal, systematisch bestimmt wird? Wie können die Minister in allen vorgelegten Punkten Recht haben, wie können sie in allen Punkten sich irren? Wenn dem so wäre, so brauchten die lebendigen Mitglieder gar nicht gegenwärtig zu seyn.

Man bringt aus China gewisse Puppen, welche mit dem Kopfe beifällig nicken, oder den Kopf verneinend drehen. Letztere könnten die linke Seite einnehmen, jene die rechte. Die Kammer würde immer vollzählig seyn, dem

Präsidenten würde das Sammeln der Meinungen keine Mühe machen. Große dinés, wo die Meinungen aus dem Magen zum Kopfe steigen, würden nicht mehr erforderlich seyn. Die Leute könnten nach der ersten Sitzung nach Hause zurückkehren, oder schon vor der ersten Sitzung zu Hause bleiben, da sie zum Voraus, als wenn sie bereits für oder wider die Minister abgestimmt hätten, systematisch unterschieden und gezählt werden. Dadurch würde man nicht bloß Kosten, sondern viele unnütze Reden, und viele skandalöse Auftritte ersparen, und der Handel mit China würde einen neuen Schwung erhalten.

Bei dem Lächerlichen bleibt es aber leider nicht immer. Die Schauspielhäuser sind den Feuersbrünsten ausgesetzt. Die Comödien der Kammer-Schauspiele verwandeln sich auch mitunter in Volks-Trauerspiele.

§. 12. Die Aufgabe für Regierungen und denkende Männer.

Was bleibt, bei solchem Sturme der Meinungen, dem Manne zu thun übrig, der aufrichtig das Gute will? Vor allen Dingen Eins: Vor den Leidenschaften anderer, noch mehr vor den eigenen, auf seiner Hut zu seyn, wie vor den hinterlistigsten aller Dämonen. Dann, alles Neue, wo möglich, kennen zu lernen und genau zu erforschen, auf jede mögliche Verbesserung eifrig bedacht zu seyn; zugleich aber sich an das Bestehende, Herkömmliche, wie am Anker, gewissenhaft zu halten, und nicht eher davon abzulassen, bis ein zweiter Anker auf einen festen Grund geworfen werden kann.

Zwischen diesen Gegensätzen, sichern Fußes, ohne Leidenschaft, fortzuwandeln, ist indessen keine leichte Aufgabe. Es ist aber die Aufgabe des denkenden Mannes, vorzüglich aber die der Regierungen. Ihre eigene Erhaltung und die Wohlfahrt der Völker hängt davon ab, und macht es ihnen zur unerläßlichen Pflicht.

Leider ist diese Regel, seit einem halben Jahrhundert, wenig oder nur theilweise in Europa befolgt worden. Daher war auch Europa, diesen Zeitraum hindurch, der fortwährende Schauplatz des vergeblichsten Blutvergießens und der empörendsten Verirrungen.

§. 13. Europa's erste Sünde und sein Edensgarten.

Aus dem Mittelalter, wo, neben den großen Thaten und dem frommen Sinn, Aberglaube, Rohheit und Härte vorherrschten, hatten sich Gesetze, Einrichtungen und Gebräuche erhalten, welche nicht mehr mit den neuen Ideen, die, seit der Wiedergeburt der klassischen Literatur, der Entdeckung beider Indien, der Reformation und der Buchdruckerei in Umlauf gekommen, im Einklang standen. Je schwerer die eine Wageschaale mit Mißbräuchen beladen blieb, desto schwerer füllte sich die andere mit entgegenstrebenden Ideen.

Das Zuweitgehen auf der einen Seite war bald noch größer, als auf der andern das Zurückbleiben. Durch seine herrliche Lage begünstigt, ging Frankreich mit der äußern Cultur voran, und in Frankreich wurde die Religion zuerst und am heftigsten angegriffen. Die schändlichste Sittenlosigkeit unter der Regenz war der Vorbote und die Begleiterinn der Unzahl gotteslästerlicher Schriften, welche im vorigen Jahrhundert Europa überschwemmten.

Als die schlangenschönen Geister Frankreichs mit der Religion fertig waren, fielen sie über die Politik her und über die Regierungsformen. Es lag und es hatte in dem Angriffsplan gegen die Religion gelegen, zugleich einen auf alles Positive mit verächtlichem Blick herabsehenden oberflächlichen Geist überall zu verbreiten. Die Wirkung folgt der Ursache. Eine fürchterliche Revolution brach aus. Alles Bestehende, Geschichtliche, wurde aufgehoben. Das große Gebäude der menschlichen Gesellschaft, welches nur von der Zeit, durch Gewohnheit und Herkommen, Festigkeit

erhält, wurde augenblicklich niedergerissen und sollte von Neuem auf einer:

TABULA RASA,

nach den neuen, halb lichten, halb dunkeln Ideen, wieder aufgeführt werden. Es ging so weit, daß les droits de l'homme, ja sogar l'existence de Dieu, proclamirt wurden, um die Sache recht gründlich von Vorne wieder anzufangen.

„Man kann", sagte schon 1804 ein deutscher Geograph, *) „auf Frankreich und den Einfluß der französischen „Revolution auf Europa anwenden, was Virgil, (Aen. „III, 581.) von dem Riesen Enceladus und Sicilien „sagt:

Et, fessum quoties mutet latus, intremere omnem
Murmure Trinacriam, et coelum subtexere fumo.

„In der That hat die französische Staatsumwälzung ganz „Europa erschüttert, und ihr unmittelbarer und mittelbarer Einfluß ist vom Tejo bis zum Dniepr merklich „geworden."

Der Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf Europa ist nicht bloß ein geographischer, sondern ein allseitiger gewesen. Nicht bloß in Frankreich entstand das vulkanische Feuer, sondern in ganz Europa. Es brach zuerst in Frankreich aus, weil es dort früher geglimmt und mehr um sich gegriffen hatte. Indem aber der Brennstoff in ganz Europa, hier mehr, dort weniger, sich verbreitet fand, so mußte die versteckte unterirdische Brunst um so leichter sich überall verbreiten, und die Erschütterung desto folgereicher werden.

Dasjenige, was das Unglück von Europa machte, war indessen nicht die französische Revolution an und für sich.

---

*) F. C. Franz, Handbuch der Erdbeschreibung von Europa, Stuttgart, 1804.

Wenn Europa nicht morsch gewesen wäre, so würde die Revolution Frankreichs höchstens zum Kriege Anlaß gegeben, und bald ihr Ende gefunden haben. Was vermochten neuerlich die spanischen und italienischen Revolutionen? Was vermochte der mächtige Erbe der französischen Revolution selbst, als Europa zur Besinnung kam? Der Unüberwindliche wurde überwunden. Der Schlachtengewohnte, welcher weinenden Müttern und Vätern die Söhne zum Kanonenfleisch entriß, wurde vom eigenen Sohne getrennt; dem Sieggewohnten, der so viele Länder verödete und ihnen Fesseln anlegte, wurden selbst Fesseln angelegt, und er mußte sein heilloses Leben auf einem öden Felsen beschließen.

Dasjenige, was Europas Unglück vorbereitete und theils noch ausmacht, ist die Irreligiosität, der Unglaube aller Art; der Mangel an Achtung für das Positive, Bestehende, Vergangene, Geschichtliche, Herkömmliche, Traditionelle; der schwärmerische Gedanke, daß man nur von der Gegenwart auszugehen und sich so in die Zukunft hinein zu wagen braucht, ohne sich um die Vergangenheit zu bekümmern und dieselbe weiter in Anschlag zu bringen; die Voraussetzung einer Vernunft, die keiner besitzt, und die jeder, bei allen seinen Verirrungen, zu besitzen wähnt, einer allgemeinen, absoluten, abstrakten, unfehlbaren menschlichen Vernunft, welche als Norm und Regel dienen soll, um zu entscheiden, was zu thun sei, abgesehen von den vorhergegangenen Dingen; die schöne, aber trügerische Chimäre, daß die Menschen mit ihren Leidenschaften, Irrthümern, Schwachheiten, Lastern, mit ihrem Ehrgeiz, ihren Ansprüchen, bei der Ungleichheit ihrer angebornen Talente, ihrer erworbenen Kenntnisse, bei der Divergenz ihrer Ansichten und Neigungen, bei dem Abstand ihrer Erziehung, ihrer Sitten, ihres Vermögens, ihrer Geburt, nach den gleichförmigen, Alles auf Einen Leisten schlagenden Speculationen jener absoluten Vernunft, regiert werden können und sollen.

Alle Sünden des menschlichen Geschlechts sind nichts anders, als seine erste Sünde, welche sich unter allerlei Gestalten täglich erneuert. — Ja, sprach die Schlange, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten? Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben; sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Gott, und wissen, was gut und böse ist. (I. Mose, II, 1. 4. 5.) Wie sprechen die modernen Weisen? Ja, sprechen die modernen Weisen, sollte der König gesagt haben: Ihr sollt nicht genießen allerlei Freiheiten im Staate? Ihr werdet mit Nichten unglücklich seyn; sondern der König weiß, daß, welches Tages ihr davon genießet, so werden eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Könige, und wissen, was für den Staat gut und böse ist." Ihr spottet über die alte Fabel und macht sie doch alle Tage zur allerneuesten, augenscheinlichsten Wirklichkeit! Die letzte Sünde des menschlichen Geschlechts wird immer nur eine Wiederholung der ersten seyn.

§. 14. Tabula rasa.

Der Ausdruck Staatsgebäude ist ein bekannter Ausdruck, und es ist auch bekannt, daß man den Staat mit einem Gebäude vergleicht.

Es verhalten sich zwar die Staatseinrichtungen, sofern sie sich einander tragen, gegenseitig schützen und zu einem gemeinschaftlichen Zweck ergänzen, wie die Theile eines Gebäudes. Allein das ist nicht der Fall in Ansehung der Festigkeit, des Niederreißens, des Wiederaufbauens. Wenn hier ein Vergleich aufgestellt werden kann, so ist es bloß ein solcher, aus dem nicht die Aehnlichkeit, sondern das Gegentheil sich ergiebt.

Man kann ein altes Gebäude niederreißen, ein regel-

mäßigeres, schöneres, bequemeres, festeres an seiner Stelle aufführen. Die Steine, der Mörtel, das Holz, das Eisen, alles bleibt unbeweglich an seinem Platz; es entsteht ein zusammenhangendes, dauerhaftes, den Stürmen der Luft und der Menschen widerstehendes Ganzes. Die Staatseinrichtungen erhalten aber eine ähnliche Festigkeit bloß von der Zeit, und behaupten sich von selbst, nur weil sie sich schon längst behauptet haben. Wenn sie neu sind, haben sie keine andere Festigkeit, als diejenige, welche sie von der Macht entlehnen, aus der sie fließen; und ist diese Macht veränderlich oder unsicher, so ist die Einrichtung schwankend und vergänglich, wie sie.

Ein neues Staatssystem, neue Staatseinrichtungen sind daher nicht mit einem gewöhnlichen Gebäude zu vergleichen, sondern wären es vielmehr mit einem solchen, feenhaften, bei dem jedes Stück an seiner Stelle, durch Gerüste und Arbeiter, fest gehalten werden müßte, bis die, sich ein anderes Gebäude fortwährend träumenden, aber endlich durch lange Erfahrung klüger gewordenen Bewohner nicht mehr an Wand und Rand anstießen.

Die Gegenwart fließt vor uns vorbei, wie das Wasser eines Stromes, an dessen Ufer wir stehen. Was jetzt die Gegenwart ist, wird künftiges Jahr für uns die Vergangenheit seyn, und eine uns jetzt unbekannte Zukunft wird alsdann vor unsern Augen als Gegenwart erscheinen. Wenn wir uns zur Maxime machen, nur von der Gegenwart auszugehen, um die Zukunft vorzubereiten; wenn wir unsere Augen von der Vergangenheit, von dem Herkömmlichen, von dem bisher Bestandenen abwenden; wenn wir nur dasjenige dulden wollen, was uns in dem gegenwärtigen Augenblick vernünftig zu seyn scheint, alles Uebrige ohne Bedenken umstoßen möchten; wenn wir überhaupt in Raum und Zeit, in der sinnlichen und in der geistigen Welt, in der Natur und in der menschlichen Gesellschaft, in der äußern Politik und im Innern des Staats, in den Verhält-

nissen und in den Gesetzen; mit einem Worte, wenn wir überall nur ein freies Feld gut heißen wollen, eine:

Tabula rasa,

worauf wir Alles nach dem, was wir in dem gegenwärtigen Augenblick für die reine, absolut vollkommene Vernunft halten, auftragen, und von der wir alles dasjenige, was uns mit jener augenblicklichen reinen, absolut vollkommenen Vernunft nicht übereinzustimmen scheint, herunterwerfen wollen; was werden die Folgen davon seyn? Die Antwort geht schon daraus hervor, daß nicht allein die reine, absolut vollkommene Vernunft den verschiedenen Menschen sehr verschieden erscheint, sondern auch, daß kein Mensch in seinen Ansichten sich immer gleich bleibt, und oft am nächsten Tage als den unglücklichsten Irrthum bereuet, was er am vorigen Tage als das Allervernünftigste betrachtete. Das Alter will den neuern Ideen, den veränderten Umständen nichts einräumen; die Jugend will alles, alles, was zu ihren allgemeinen, noch nicht an der heißen Sonne der Erfahrung gereiften Ideen nicht paßt, wegräumen. Die Menschen, welche zur Macht gelangen, treten von der Bühne der Welt nach der kurzen Lebensrolle fortwährend ab, und werden fortwährend durch neue ersetzt. Diese bringen wiederum ihre eigene reine, absolut vollkommene Vernunft mit, welche noch weniger in zwei nach einander folgenden Menschen, als in zwei gleichzeitig lebenden oder selbst in demselben Menschen dieselbe ist. Ist nun die menschliche Gesellschaft, der Staat, dem Wellenschlag eines solchen Stromwirbels Preis gegeben, so kann sie niemals zum Frieden kommen. Alles bleibt, bei dem qui vive? unsicher, ungewiß. Anarchie wird Regel und Ordnung; die ganze Welt, und jeder Staat in seinem Innern, ist in einem immerwährenden Gährungs- und Revolutionszustande begriffen.

So gut gemeint, so zweckmäßig eine neue Einrichtung erscheint, so stört sie doch immer die Verhältnisse eines

Theils der Bevölkerung, zieht immer den Untergang von mehr oder weniger Familien nach sich. Selbst diejenigen, welche nichts dabei verlieren, finden sie selten so angemessen, so dem Zweck entsprechend, wie sie es mit dieser oder jener Modification, oder ohne diese oder jene Bestimmung, seyn könnte. Indem man also Alles umstalten, Alles auf's Neue reconstruiren will, thut man sehr oft nichts Anders, als daß man neue, ungewohnte Uebelstände an die Stelle der gewohnten alten setzt, und verfällt zuletzt in die gefährlichste Unstetigkeit und Verwirrung.

§. 15. Anwendung auf die neue Zeit.

Diese Verwirrung aller Verhältnisse, die Unstetigkeit aller Einrichtungen ist das große Uebel, das die Stellung aller Individuen, aller Familien, besonders aller großen Städte und Reiche in ganz Europa seit einem halben Jahrhundert mehr oder minder gefährdete.

Die Individuen und Familien haben eine Art Freiheit erlangt, von der sie entweder keinen Gebrauch machen können, oder einen solchen Gebrauch machen, der fast immer zum Nachtheil Anderer, und sehr oft zu ihrem eigenen Schaden gereicht. Jedenfalls haben sie in ihren eigenen Verhältnissen Sicherheit und Ruhe, Hoffnung und Zufriedenheit verloren.

So Familien, wie Einzelne. Was die Staaten anbetrifft, so müssen sie beständig gegen Unruhen, beleidigende oder aufrührerische Schriften, Oppositionsparteien kämpfen; dabei, um bestehen zu können, Papier, statt Geld, ausgeben, und sich mit Banquiers einlassen, die eine geldliche Macht in Europa gestiftet haben, welcher der erhabene Vorwand der ehemaligen päbstlichen fehlt.

Sie können dieses neue Joch nur abschütteln und zum innern Frieden nur dann wieder kommen, wenn die Familien selbst, aus denen doch der Staat eigentlich besteht, Ruhe und Sicherheit von Neuem erlangen. Die Familien aber

aber können nur alsdann wohlfährtige Sicherheit und Ruhe finden, wenn Alles auch wieder einen festen Standpunkt erhält, wenn ein jeder in der ihm, durch Umstände, durch Vergangenheit, durch Geburt, vorgeschriebenen Bahn, mit Vertrauen und Ergebung in den Willen der göttlichen Vorsehung, welche für gut fand, ihn in diese Verhältnisse zu setzen, fortschreitet, oder durch wohlthätige, nicht fühlbare und doch wirksame Einrichtungen fortzuschreiten genöthigt wird.

Der demagogische Geist, welcher noch vor Kurzem die Regierungen so sehr in Bewegung und in Besorgniß setzte, und unter dem vertuschenden Namen **Liberalismus** in den Völkern zu hausen und zu spuken fortfährt; der Geist des Unglaubens, der den schwachen Menschen mitten in die mächtig schaffende, aber gleich mächtig zerstörende Natur, schwebend ohne Halt und Anker, hinstellt, und jetzt einen mystischen, schwärmerischen Geist, eine Mißgeburt der Verzweiflung, einzuführen droht; die Oppositionsparteien, welche gegen alle Vorschläge, alle Maßregeln der Regierungen mit dem bittersten Tadel losziehen, sie mögen seyn, welche sie wollen; das System einer allgemeinen Handelsfreiheit, welches, wie wir es gesehen haben, jeden einzelnen Staat gleichsam zum Spielwerk aller andern Staaten machen und den Zerrüttungen der ganzen Welt aussetzen würde; die Philanthropie, welche sich für entfernte Länder, unbekannte Leute, fingirtes fremdes Unglück schwärmerisch erschöpft, aber den Nächsten und die eigene Familie schmachten läßt; der Neid der untergeordneten Stände gegen die höhern, der ungebührliche Trotz gegen dieselben, die Gleichstellung der Ansprüche auf Aemter und Auszeichnungen; von der andern Seite Mißtrauen, Strenge, Vermehrung drückender Sicherheitsmaßregeln, Zuflucht zu allgemein verhaßten, sonst als gefährlich abgeschafften Mitteln; zum allgemeinen Resultate endlich eine, das Gute hemmende, den Haß erregende gegenseitige Reaction und eine sich durch sich selbst forterzeugende

Spannung: Dies alles sind nicht einzelne Erscheinungen, für sich bestehende, unterschiedene, von einander unabhängige Krankheiten der Zeit. Es sind nur Symptome einer einzigen Krankheit der Zeit, nur einzelne Wirkungen einer einzigen Ursache, nur einzelne Anwendungsfälle eines und desselben Princips. Dieses Princip ist das bereits erklärte, die tabula rasa.

Das Princip der tabula rasa brach vollständig, mit allen seinen Consequenzen, bei der französischen Revolution aus. Diese schreckliche Revolution war das Resultat jenes stolzen, verführerischen Princips. Die französische Revolution bereitete sich selbst ihr Grab, wie der menschliche Stolz immer thut; allein das Princip war leider nicht mit ihr untergraben. Es blieb unter allerlei Benennungen und Formen in den Köpfen zurück, selbst in denjenigen, welche das Gute wollen, und nichts weniger als Staatsumwälzungen träumen.

Da es, in Spanien und Italien ausgenommen, nicht mehr in seiner Ganzheit zu erscheinen wagte, schlich es sich, wie der Sohn des, Alles gleichfalls verschlingenden Oceans, wie Proteus, unter allerlei Gestalten und Namen: Cosmopolitismus, Philanthropie, Verschmelzung aller Stände, freie Concurrenz, allgemeine Handelsfreiheit, politische Opposition, Demagogie, Republicanismus, Liberalismus, Radicalismus, Popularität, und andern bereits vorgekommenen oder noch einzuführenden Benennungen, überall ein. Die französische Revolution, die tabula rasa, existirt nicht mehr in Summa. In ihrer Münze circulirt sie aber immer noch, und diese Münze, wenn sie nicht, wie die falsche, bezeichnet, und, wo sie erkannt, durchgeschnitten wird, kann hier oder dort, früh oder spät, wieder Geltung gewinnen. *)

---

*) Dies schrieb ich im Herbst (November) 1829. Wäre mein Werk alsdann erschienen, so würde eine solche Behauptung, bei

§. 16. Wesen der allgemeinen Concurrenz.

Offenbarung des Zeitgeistes in derselben.

Als eine solche Münze der tabula rasa betrachte ich unbedenklich und vorzüglich das hochgepriesene, durch das neue System der Staatswirthschaft, als die unerläßliche Bedingung der allgemeinen Wohlfahrt ausgegebene, aber dennoch im Innern der Staaten Alles umkehrende und zerstörende Princip der allgemeinen Concurrenz.

Die Concurrenz ist im Innern eines Staates die beständigste, allgemeinste und fürchterlichste Quelle der künstlichen Armuth. Verfolgt man die vorkommenden einzelnen Fälle künstlicher Armuth bis auf ihren ersten Grund, so findet man, als solchen, zuletzt immer die Concurrenz.

Die Concurrenz ist nichts andres, als die tabula rasa, der Zeitgeist, der Freiheitsschwindel, der Unglaube, die erste Sünde, welche, was früher nicht geschah, nunmehr auch bei den gewerblichen Verhältnissen, bei den Unterhaltsmitteln der Gesellschaft, zum Vorschein kommt.

Dies, hoffe ich, wird der Leser einsehen, wenn Er die Concurrenz in ihren merkwürdigsten Gestaltungen mit mir betrachten will. Diese Gestaltungen sind die innern Armuthsquellen, welche in dem gegenwärtigen Theil meines Werkes beleuchtet werden sollen.

Concurriren bedeutet zusammenlaufen. Zwei oder mehrere Leute concurriren, wenn sie zugleich nach

---

dem damals, dem Anscheine nach, herrschenden tiefen Frieden, als eine schwermüthige, lächerliche Angst geachtet und überschlagen worden seyn. Furchtbar hat sich jedoch seitdem die Ahnung durch den in Europa ausgebrochenen Universal-Krieg bestätigt, und zwar durch einen Universal-Krieg neuer Art, wider den Willen der sonst kriegführenden Mächte, und ganz der hier aufgestellten Ansicht analog. Möge mich Gott davor behüten, daß ich diese Voraussicht mir zum Ruhme heraushebe! Sie scheint mir aber meine Ansicht des jetzigen gesellschaftlichen Zustandes in Europa so zu bestätigen, daß sie auf den widersetzlichsten Leser Eindruck machen muß.

demselben Gegenstande streben, und jeder sich bemüht, die übrigen auszustechen, und in ihrem Angesichte den Gegenstand zu erhaschen. Ohne weiter zurück zu gehen, ist also die Concurrenz, schon an und für sich, ein abstoßendes, gehässiges, menschenfeindliches, egoistisches Princip.

Es liegt in der menschlichen Natur, mit demjenigen, was man besitzt, wenig zufrieden zu seyn, und nach demjenigen sich zu sehnen, und sich das mit den schönsten Farben zu malen, was man nicht besitzt. Diesem Wahn, dieser Verblendung, öffnet das Princip der Concurrenz ein freies Feld. Wer genügt am besten meinen Anforderungen? Wer bietet den höchsten Preis? Wer verlangt den niedrigsten? Das ist allein, wonach die Concurrenz fragt. Ihr sind übrigens alle Menschen gleich. Jemehr Menschen sich einfinden, jemehr unbefriedigt weggehen müssen; desto besser hat die Concurrenz ihren Zweck erreicht, desto größer ist ihr Triumph.

Gesetzliche Privilegien irgend einer Art gestattet die Concurrenz nicht. Wenn sie es thäte, so wäre sie schon nicht mehr vollkommne Concurrenz. Sie stellt also alle Menschen auf gleiche Linie. Wenn der Knecht Herr, die Magd Dame seyn will; wenn der Herr den großen Herrn, und die Dame die große Dame spielt; wenn der große Herr regieren, und die große Dame neben ihm auf dem Regentensitze die Huldigungen der Menge theilen will, so ist das immer Concurrenz.

Wer wünscht sich nicht in eine höhere Sphäre versetzt? Warum sollte ein Mensch mehr Recht dazu haben, als ein anderer? Sind sie nicht alle gleich Kinder derselben Allmutter Natur? Dies ist die Sprache der Universal-Concurrenz. Es giebt kein revolutionaires Princip, welches sich nicht aus derselben ableiten ließe. Das muß auch seyn; denn, was bedeutet sie? Den Kampf Aller gegen Gott, und jedes Einzelnen gegen Alle. Das Treiben der Hölle auf Erden.

Zweiter Abschnitt. *)

Gestaltung der allgemeinen Concurrenz zum Centralisations-System der Regierungen.

Und wirst seyn, wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie einer schläft auf dem Mastbaum.

Sprüch. XXIII, 34.

Vorbemerkung.

Die unumschränkte Concurrenz, die tabula rasa, der Zeitgeist, die Anti-Positivität überhaupt, welchen Namen die Concurrenz erhalten möge, ist nicht Eine Erscheinung, sie bietet eine Welt von Erscheinungen dar, die sämmtlich, die eine mehr als die andere, als unheilbringend und als Quellen künstlicher Armuth anzusehen sind. Wenn man, bei der Behandlung dieses Gegenstandes systematischer zu Werke gehen wollte, als ich thue, könnte man so viel verschiedene Arten der Concurrenz in einem Staate unterscheiden, als in demselben verschiedenartige öffentliche und Privat-Verhältnisse, sowohl mit dem Aus- als mit dem Inlande, vorkommen.

Im letzten Abschnitt des gegenwärtigen vierten Theils meines Werkes beleuchte ich die durch Staatspapiere bewirkte verderbliche Geld-Concurrenz der Regierungen mit den Einzelnen. Bis dahin habe ich mehr die Concurrenz der Einzelnen mit einander im Auge gehabt. Es giebt aber in den Staaten, welche noch nicht ganz nach dem Zuschnitt des Zeitgeistes umgestaltet sind, ein wesentliches Mittelding zwischen den Einzelnen und den Regierungen. Es

*) Nachträglich eingerückt.

sind die Staaten im Staate, die privilegirten Individualitäten.

Die herkömmlichen Einrichtungen dieser Art sind dem Zeitgeist besonders verhaßt, und den Umfang ihres Nutzens scheinen selbst die wenigsten Regierungen ermessen zu haben. Sie treiben mit denselben eine Art Autoritäts-Concurrenz, welche, anstatt ihre Autorität zu vermehren oder fester zu begründen, gerade ihre Autorität unterminirt und schwächt. Diese Autoritäts-Concurrenz ist in der angenommenen verblümten Sprache, das große Centralisations-System, dem ich, seiner versteckten, immer weiter um sich greifenden Verderblichkeit wegen, den gegenwärtigen kurzen Abschnitt nachträglich widmen zu müssen glaube.

---

§. 1. Unterdrückung der Individualitäten im Staate.

Der vollkommenste Gegensatz aller Individualitäten im Staate würde die Aufhebung, oder richtiger das, von Hause aus, Nicht-Vorhandenseyn des Staates selbst und seiner eigenen Individualität in der politischen Welt seyn.

Jeder Staatsbürger müßte nur ein Weltbürger seyn, und keine andere Regierung als seinen eigenen Kopf haben. Alsdann erst wäre, in öffentlichen Angelegenheiten, die tabula eine vollkommene rasa. Diese äußerste, allererhabenste demagogische Eutopie hat aber noch nie in der Wirklichkeit bestanden. Sobald eine Regierung oder ein Staat einstürzt, nimmt sogleich ein anderer Staat oder eine andere Regierung die Stelle der vorigen wieder ein.

Doch verlieren die Zeitgeistkünstler den Muth nicht; und, wenn sie jenes Ideal nicht erreichen können, so sind sie doch, als wahre Künstler, unablässig bemüht, sich demselben, wo möglich, und immer mehr und mehr, zu nähern.

Ja, was noch mehr ist, die Regierungen, welche diese Kunst nicht unterstützen möchten, so sehr sie auch die an-

dern Künste zu befördern suchen, unterstützen sie dennoch vorzugsweise. Indem sie das Gegentheil zu thun meinen, thun sie gerade dasjenige, was für die Zeitgeistkünstler das Allerwillkommenste ist.

Bei der Abebnung, Auflösung und Verdampfung der Staaten und Regierungen geht man also auf zweien Wegen zu Werke: Von Oben herunter, und: Von Unten hinauf, so daß, wenn die Individualitäten im Staate sich mit einem Lichte vergleichen ließen, man mit vollem Rechte sagen könnte: Es brenne bei denselben an beiden Enden.

§. 2. Von Unten hinauf.

Wie: Von Unten hinauf, die Individualitäten im Staate angefochten werden, ist schon bekannt.

Es werden nämlich die Individualitäten lächerlich gemacht, als unnütz geschildert, oder gar als schädlich verschrien. Das Gute, das sie stiften, oder, bei den erforderlichen Verbesserungen, stiften könnten, wird verschwiegen. Dagegen werden ihre herkömmlichen oder neu eingeschlichenen Mißbräuche angeführt, und so dargestellt, als wenn diese Mißbräuche das Ganze ausmachten. Die einzelnen Stände und Corporationen aller Arten, wie sie heißen mögen, doch die vom Zeitgeist ausgehenden und den Zeitgeist befördernden Clubs ausgenommen, sind nur veraltete, geröstete Einrichtungen, feudalistische, barbarische Ueberreste, Kasten, welche die jetzige Aufklärung wie Nachtgespenster verjagen muß: Staaten im Staate, die also der Staat, wie nagende, feindliche, in seinem Schooße nistende, fremde Staaten, nicht früh genug auflösen und austilgen kann.

Dies wird auf alle mögliche Arten, in amtlichen Sitzungen und in Gesellschaften, in Zeitungen und Büchern, als etwas bereits Anerkanntes und Angenommenes, so bestimmt gesagt, so feierlich zum Grunde gelegt, so dringend wiederholt, daß beinah Muth und Selbstaufopferung dazu gehört, nicht miteinzustimmen. Wer zufällig eine andere

Meinung hegen darf, ist nothwendig ein Höfling, ein Günstling, ein Aristokrat, ein Legitimist, ein Obscurantist, ein Volksfeind, vielleicht aber auch, was Aufklärung und Menschenliebe großmüthig bedauern, nur ein abgeschmackter Radoteur und eine abgenutzte Allongenperrücke.

Diese Taktik gelingt den Künstlern des Zeitgeistes so gut, daß in der That die Corporationen und abgesonderten Stände sich von selbst überall nach einander auflösen, oder, wenn sie noch bestehen, wie alte Ruinen, zusammenzustürzen drohen.

Dies geschieht, ihres eigenen Interesses ungeachtet, aus zwei Gründen.

Einerseits werden die Mitglieder durch die allgemeine Concurrenz dermaßen von allen Seiten verfolgt und in die Enge getrieben, daß sie genug mit ihren eigenen persönlichen Angelegenheiten zu thun haben. Denn die Wirkung der allgemeinen Concurrenz ist, alle Stände in eine solche rastlose, ungeheure egoistische Geschäftigkeit hereinzureißen, daß jede Minute Zeit, jede sie nicht unmittelbar angehende Sitzung oder Arbeit, zum peinlichsten Opfer für sie wird.

Andrerseits werden auch die Mitglieder selbst vom Zeitgeist ergriffen, oder wenigstens von demselben dermaßen eingeschüchtert, daß, wenn sie auf herkömmliche Vorrechte, Würden, Vortheile, öffentlich noch hielten, sie dadurch ihre persönliche Ehre zu compromittiren glaubten.

So, um nur entferntere Beispiele anzuführen, schämt man sich in Frankreich und in den nachäffenden Ländern, adeligen Ursprungs zu seyn, und wenn man das de (von) vor den Eigennamen nicht ausstößt, so vermummt man es, wenigstens vorläufig, mittelst eines großen Anfangsbuchstabens (De.....) und Zusammenziehung mit dem klein geschriebenen Eigennamen doch so, daß der gute demokratische Wille an den Tag gelegt wird. Selbst in den höhern Ständen, in denen man das de nicht vermummen zu

müssen glaubt, würde man dasselbe kaum für sich allein, ohne den breitern Deckmantel: duc, comte oder baron annehmen wollen, welche Eigenschaften, so wie jeden Titel, le roi, sa majesté, ce ministre, son excellence, etc. nicht ausgenommen, man im Gegensatze des De, mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben affectirt, die nicht, wie die Hauptbuchstaben, im Verdacht stehen, Ehrerbietung anzudeuten.

Wenn die Souverainität nicht mehr auf dem Staatsoberhaupt, sondern auf der Menge beruhen soll, so ist dies auch ganz natürlich. Es wäre lächerlich, bloß eine entferntere Stütze des Thrones seyn zu wollen, wenn man selbst den Thron besteigen kann und als Souverain ausgerufen wird. Der Adel kehrt der Souverainität den Rücken zu; Popularität ist der wahre Adel.

Was zu ernstern, traurigern Betrachtungen Anlaß giebt, ist, daß die Entsittung so empörend in einer Menschenklasse geworden ist, daß man mehr Anstand nehmen müßte, sich bei derselben für adelig, als für unehelich, zu bekennen.

Dies indessen bei Seite gesetzt; wie es mit der Individualität der Regierung, mit der Festigkeit und Erhaltung derselben, in einem Staate aussehen mag, in welchem die Auflehnung gegen die Individualitäten so weit getrieben wird, daß die Orthographie mit in's Feld gegen selbige ziehen muß, lehren uns nur zu sehr welterschütternde Erfahrungen.

§. 3. Von Oben herunter.

Nach diesem, manchem Leser vielleicht zum Theil kleinlich vorkommenden, dennoch so Vieles voraussetzenden Rückblick auf die Art und Weise, wie die Individualitäten in einem Staate: Von Unten hinauf, bekämpft werden, fragt es sich nun, wie man in den Staaten die Individualitäten: Von Oben herunter, zerstört? Von der größten Wich-

tigkeit scheint es mir, darauf die Regierungsmänner aufmerksam zu machen.

Die Regierung ist die größte Individualität im Staate, und in dieser Individualität walten dieselben Einflüsse ob, wie in allen übrigen. Einerseits wurden Regierungsmänner mehr oder weniger vom Zeitgeiste hingerissen. Andrerseits fürchten sie sich vor dem Zeitgeist, und diese Furcht vor dem Zeitgeist bringt dieselben Resultate zu Wege, als die Hingebung in die Launen desselben.

Indem die Regierungsmänner sich vor dem Zeitgeiste fürchten, glauben sie Alles selbst controlliren, und, zur Sicherheit der Regierung, alle Befugnisse und Berechtigungen, wie sie heißen mögen, an sich ziehen zu müssen. Alles, bis in die kleinsten Verwaltungszweige, muß von ihnen ausgehen und zu ihnen zurückkehren. Hierin träumen sie Einheit, und diese Einheit soll Kraft bewirken. Jede Individualität, jede herkömmliche Corporation, jede untere Behörde, in sofern sie irgend etwas Selbständiges in sich hat, liegt ihnen alsdann im Wege. Sie betrachten dieselbe nur als mißbräuchliche Inhaberinn solcher Rechte, deren Ausübung ihnen allein zukommt; und ihr Trachten muß daher seyn, diese Rechte immer mehr und mehr zu schmälern. Hierzu ergreifen sie jede Gelegenheit, bis endlich die Individualitäten, nicht einmal mehr dem Namen nach, bestehen.

Mehr können die vom Zeitgeiste hingerissenen Regierungsmänner im Sinne des Zeitgeistes nicht thun. Zum besondern Vortheil gereicht es ihnen aber, selbst in dessen Feinden, dem Streben nach, auch Freunde zu finden. Nimmt man noch den Umstand hinzu, daß es wenige Menschen giebt, die nicht gern die Gelegenheiten wahrnehmen sollten, ihren Einfluß zu vermehren, so wird man bald einsehen, wie, bei der äußern zweifachen Einwirkung des Zeitgeistes, der Zeitgeist gewonnenes Spiel haben müsse, und die Individualitäten im Staate, nicht nur rügend,

sondern verfügend, nicht von Unten hinauf, sondern von Oben herunter angegriffen und, wo nicht plötzlich, doch wenigstens allmälig, vernichtet werden.

§. 4 Was Centralisation ist, bewirken soll, und in der That bewirkt.

Da sich zu allen Dingen, guten oder schlechten, herrliche Namen finden lassen, so hat auch die Vernichtung der Individualitäten den ihrigen gefunden, wieder ein Modewort, womit tausend einzelne Ungerechtigkeiten passiren können, welche, wenn das Wort nicht wäre, von denjenigen selbst, welche sie begehen, laut getadelt werden würden. Dieses wichtige und gefährliche Wort ist: Centralisation.

Centralisation ist nichts andres als tabula rasa im Sinne einer Regierung. Sie ist bei einer Regierung eben das, was Freiheit und Gleichheit, was, mit einem Worte, der Jacobinismus bei den Völkern ist. Das Mißverständniß liegt aber darin, daß, mittelst der Centralisation, die Regierungen sich gegen den drohenden Zeitgeist, den Jacobinismus, zu stärken glauben, während, im Gegentheil, sie gerades Weges sich selbst den besten Boden, auf dem sie ruheten, aushöhlen, und dem Zeitgeiste, dem Jacobinismus, vorarbeiten.

§. 5. Individualitäten bewirken das wirklich, was Centralisation bewirken soll.

Es scheint mir klar, daß der Staat desto unerschütterlicher dastehen muß, je mehr Individualitäten in ihm Raum gewonnen haben. Denn die Hauptindividualität, die Regierung, ist nicht weniger vorhanden. Sämmtliche übrige aber dienen ihr zur Basis, vervielfältigen die Festigkeit der Regierung nach Maßgabe ihrer eigenen, und man muß sie alle hintereinander zerstören, um erst die allerhöchste antasten zu können. Sie sind für die Regierung die, in einem

reißenden Strome, vor den Brückenpfeilern, zur Abwendung der Schollen stehenden Eisbrecher.

In einem Staate, wo die gehörigen Individualitäten bestehen, von Seiten der Regierung unangefochten und in Ehren, erhalten werden, nehmen sie, auf eine für das Ganze nützliche Weise, die Thätigkeit einer Menge Köpfe in Anspruch. Ihre ganze Aufmerksamkeit ist auf ihre respective Individualität gerichtet; sie gerathen mit derselben in Streit, oder suchen, wo möglich, sie zu heben. Die verschiedenen Individualitäten selbst treten mit einander in vielfältige Verhältnisse, freundliche oder auch feindliche, welche die Köpfe um so lebhafter beschäftigen, als Pflicht, Interesse oder Eitelkeit, häufig diese drei Bewegungsgründe zugleich, immer mit im Spiele sind. Sind aber im Staate alle Individualitäten verwischt, oder unterdrückt und leblos, so richtet sich die ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit dieser Köpfe auf die Angelegenheiten der einzigen im Staate zurückbleibenden Individualität, auf die Regierungs-Angelegenheiten, auf politische Verhältnisse und Fragen, denen sie selten gewachsen sind, oder wenigstens zu deren angemessener Entscheidung ihnen die erforderlichen Data fehlen. Die bisherigen besten Stützen der Regierung treten jetzt als ihre gefährlichsten Widersacher auf. Die ganze Bevölkerung im Staate fängt an, sich der Regierung murrend, trotzend, drohend gegenüberzustellen. Und, Regierung! wirst seyn, wie einer, der mitten im Meere schläft, und wie einer schläft oben auf dem Mastbaum. (Sprüch. XXIII, 34.)

§. 6. Individualitäten-Verwaltung.

Daß bei den Individualitäten das wahre Local-Interesse nicht jedesmal durchdringe, weiß ich wohl. Es ist aber hier von ihrem politischen, nicht von ihrem administrativen Nutzen die Rede. In Ansehung des letzten könnte man indessen bemerken, daß, wenn zwar das Ortsinteresse

nicht immer in der betreffenden Individualität gehörig wahrgenommen wird, dies jedoch oft, und wahrscheinlich öfter geschieht, als wenn die Individualität nicht bestände, und das Ortsinteresse sich einer allgemeinen Verordnung fügen müßte, bei deren Entwerfung nicht einmal an das Daseyn des Ortes gedacht wurde. Woraus aber besteht ein ganzes Land? Doch offenbar nur aus einzelnen Orten. Werden nun einzelne Orte besser mit Individualitäten regiert, so wird es auch das ganze Land.

Zugleich ist auch nicht aus der Acht zu lassen, daß Individualitäten, obschon sie die Regierung des umständlichsten, und daher weitläuftigsten Theiles der Verwaltung überheben, ihr wenig oder nichts kosten, indem sie selbst ihre Mitglieder remuneriren, und diese noch öfter aus edler, bürgerlicher Pflicht ihre Obliegenheiten, als solche, erfüllen.

§. 7. Was Völker und Regierungen an der Centralisation gewinnen.

Große Central-Behörden können unmöglich alle Oertlichkeiten eines Landes kennen, und urtheilen immer mehr oder weniger blindlings über Personen und Sachen. Sie müßten bemüht seyn, vielmehr zu controlliren, als eigentlich zu regieren. Die allgemeine Tendenz der Regierungen ist aber zur Zeit eine dieser Ansicht gerade entgegengesetzte. Regieren wollen sie, durchaus und unmittelbar, bis in's Kleinlichste. Die Folge davon ist, daß sie die Anzahl der Beamten immer vermehren müssen; daß der Staatshaushalt immer mehr kostet; daß, dessen ungeachtet, die Regierung gegen unzählige Ortsinteressen verstößt; daß daher überall Klagen sich gegen sie erheben, und daß endlich, anstatt selbst zu controlliren, sie selbst sich dem zuweilen rücksichtslosesten Controlliren unterwerfen müssen. Man spricht jetzt in Europa beinahe von nichts weiter, als von National-Repräsentation, und was bezweckt eine solche Andres, als der respectiven Regierung, wo möglich, die

Hände zu binden, und wo sie es nicht thun kann, auf das Bitterste zu controlliren?

In der Theorie scheint eine sogenannte National-Repräsentation die verwischten Individualitäten trefflich ersetzen zu müssen. Dies geschieht aber in der Praxis nicht. Wenn die Deputirten zwar durch die verschiedenen Oertlichkeiten zur angeblichen National-Repräsentation abgesendet werden, so gehen sie doch in Masse, nicht minder als die Regierung selbst, von allgemeinen Ansichten aus. Parteien, Journalismus, große Reden, die Sucht nach Popularität, kommen hinzu. Neben der Regierung ist nunmehr im Staate eine Macht entstanden, welche beständig die Minister, und nöthigenfalls die Regierung selbst, mit dem Umsturz bedroht. Dabei werden die Staatsausgaben vermehrt, und das Land nicht besser, sondern schlechter regiert.

Das gewinnen Völker und Regierungen bei der allmäligen Schwächung und endlichen gänzlichen Verwischung der Individualitäten, bei der, so hoch in der Theorie gestellten, alle einzelne ungerechte Machtsprüche entschuldigenden Centralisation. Ich behaupte nicht, daß die Staaten in Europa, welche sich bereits in der angegebenen Lage befinden, in eben diese Lage durch Centralisation allein gestürzt worden wären. Die allgemeine Centralisation hat dieselbe Grundursache, wie die allgemeine Concurrenz. Beide sind Zwillingstöchter eines noch tiefer liegenden, bereits angegebenen Verderbens. Aber ich behaupte, daß, um einen Staat in jene Lage zu stürzen, schon die Centralisation allein hinreiche.

§. 8. Centralisez, et nous gouvernerons!

Das Wort: **Divide et impera!** haben die Jahrhunderte gebrandmarkt, weil es zur Erreichung eines ehrgeizigen Zwecks ein unmoralisches Mittel empfiehlt. Es giebt aber ein vollkommen moralisches divide, welches das

impera zum allgemeinen Besten ungleich mehr als jenes jesuitisches erleichtert, nämlich dasjenige, welches die Individualitäten zur Grundlage der Theilung nimmt.

Jeder Staat bietet zwei Arten der Verhältnisse oder Interessen dar: Solche, die nur einzelnen Landestheilen, Provinzen, Kreisen, Städten, Dörfern, Corporationen, Anstalten, Stiftungen, auch selbst nur einzelnen Familien, eigenthümlich sind; und: Solche, die sämmtliche Staatsbürger unmittelbar angehen, ihnen gemeinschaftliche Vortheile gewähren. Durch letzte zunächst muß der Staat zusammengehalten werden. Die ersten, anstatt die Einheit des Staates zu gefährden, gesellen sich jedoch auch bald, kräftig und dauernd, zu diesen. Für Eine Garantie erwachsen hierdurch im Innern des Staates zwei, und die zweite, welche außer dem Staate zu liegen scheint, eben darum, weil sie neben dem Staate besteht, ist die sicherste Stütze des Staates.

Die Individualitäten können nicht anders, als einem Ganzen aufrichtig ergeben seyn, das ihrem eigenen Bestehen zur Schutzwache dient, und ihr besonderes Gedeihen und Aufblühen befördert. Durch politische Veränderungen und Staatsumwälzungen, oder durch ungebührliche Widersetzlichkeit und Ungehorsam werden jedes Mal Interessen der Art auf's Spiel gesetzt. Truppendurchmärsche, Einquartirungen, Brandschatzungen, Kosten und Gefahren aller Art, Beeinträchtigungen der eigenen Verwaltung, sind die ersten, selten ausbleibenden Folgen davon. Die Interessen der andern Art, die gemeinschaftlichen staatsbürgerlichen Interessen, sind, zum Theil, nur abstrakte; und, was die materiellen anbetrifft, so werden sie von jedem, sowohl aus- als inländischen Ruhestörer, in einem viel höheren Grade, als man bisher derselben genoß, angelobt und vorgespiegelt.

Es ergiebt sich von selbst hieraus, daß, einige seltene Fälle ausgenommen, die gemeinschaftlichen Interessen der

Staatsbürger bei Weitem weniger zur Sicherheit einer Regierung, als die Interessen der Individualitäten beizutragen geeignet seyn dürften, wenn übrigens diese letzten Interessen treu und sorgfältig von Seiten der Regierung beachtet werden.

Die Haupturheber der großen Staatsumwälzungen, welche nichts Andres zum Zwecke haben, als die bestehende Regierung umzustürzen, damit sie an deren Stelle sich einsetzen, oder wenigstens, bei der neuen, eine, ihrem Ehrgeize entsprechende Rolle spielen können, sind zu klug, als daß eine so nahe liegende Zusammenstellung der staatsbürgerlichen Verhältnisse ihnen entgangen wäre. Daher kommt es, daß eine Hauptrichtung ihres heillosen Trachtens und Wirkens das Verrufen und Ausmerzen der Individualitäten ist. Alles soll auf die gemeinschaftlichen Interessen der Staatsbürger zurückgeführt werden, weil eine einzige, von allen Seiten her abgeschnittene und angegriffene Festung leichter zu erobern ist, als ein, auf jedem streitbaren Terrain mit wohlvertheidigten Forts und Schanzen versehenes weites Land, in dessen Mitte die Festung nicht minder vorhanden bleibt. Besteht im Staate nur eine einzige Individualität, so haben die Unruhestifter auch nur eine einzige Individualität umzustoßen, um sich des Staates zu bemächtigen. Wenn Alles in Einen Topf zusammengeworfen wird, so braucht man nur diesen Einen Topf zu zerschlagen, um Alles aus einander zu zerstreuen, und, wie man hofft, unter seine eigene Fahne wieder zusammen zu trommeln. Dies ist das Geheimniß des Centralisations-Systems, obschon seine meisten Anhänger, man muß es zur Ehre der Menschheit annehmen, nicht in demselben eingeweiht seyn möchten. Die heutigen Volks-impera-tores sagen nicht: **Divide et impera!** sondern: **Centralisez, et nous gouvernerons!**

Daß diese Taktik, da wo sie bis jetzt in Ausführung gebracht wurde, ihnen nicht fehl geschlagen ist, beweisen die

die jetzt noch rauchenden Blutströme, und die fortdauernde politische Gährung.

§. 9. Europäische Früchte von Frankreichs Centralisation.

Die französische Revolution hat das Ideal des Centralisations-Systems in Frankreich realisirt. Daher in Frankreich die fast täglichen Revolutionen und Gegen-Revolutionen aller Arten, seit der ersten. Unter Napoleon waren die inneren Bewegungen unterdrückt; aber wie? nur durch Kriege, durch äußere Bewegungen. Daher würde ich auch, wenn ich ein Handbuch der Geographie schriebe, für Frankreich nur Paris hinsetzen. Provinzial-, Departemental-, Communal-Angelegenheiten, Alles wird in Paris entschieden. Wo aber sämmtliche Angelegenheiten eines Landes sich concentriren, da concentriren sich auch zugleich alle Leidenschaften. Diese haben sich in Paris den Journalismus zum Organe gemacht, und in den Departements würde man sich schämen, andere Meinungen, als die von den Pariser Journalen vorgeschriebenen, zu hegen. Das große, blühende, mächtige Frankreich wird also, sowohl den Ideen, als dem Interesse nach, durch Paris, wie eine, an Paris hangende breite Schleppe fortgerissen. Paris ruft: Es lebe die Republik! und Frankreich ruft: Es lebe die Republik! Paris ruft: Es lebe der Kaiser! und Frankreich ruft: Es lebe der Kaiser! Paris ruft: Es leben die Bourbons! und Frankreich ruft: Es leben die Bourbons! Paris ruft: Nieder mit den Bourbons! und Frankreich ruft: Nieder mit den Bourbons!

Frankreich verhält sich nur noch zu Paris, wie der Körper zum Kopfe. Wie es aber in diesem Kopfe einhergeht, lehren uns im Ueberflusse die daselbst erscheinenden, durch den darin hausirenden Aufruhrgeist bestimmten und den Aufruhrgeist wiederum bestimmenden Tagesblätter. Wer

regieren soll, kann oder will, weiß man oft nicht mehr. *) Wenn nun der Kopf einer solchen Zügellosigkeit und Trunkenheit ergeben ist, so kann auch der Körper nicht leicht eine aufrechte, gerade Haltung behaupten.

Es wird aber leider mit dem colossalen Frankreich ganz Europa zugleich in Bewegung gesetzt und beunruhigt. Bei allen Börsen erfolgt plötzlich ein Fallen der öffentlichen Fonds, der Handel stockt, überall müssen bedeutende Handlungshäuser ihre Zahlungen einstellen, Tausende von Menschen werden mit einem Mal außer Brod gesetzt; zu der vorhandenen künstlichen Armuth kommt eine nicht zu berechnende Masse neuer hinzu. Dies sind indessen erst die Leiden im Kleinen und nur die Vorboten größerer. In allen Ländern glauben die angeblichen Freiheitsmänner den Augenblick benutzen zu müssen, um den Pariser glorreichen Auftritten nachzuspielen. Innere, blutige Fehden und Kriege brechen allenthalben, in Europas entgegengesetzten Punkten, aus. Was haben wir unlängst erlebt? Wie ein Leu, der, nur um auszuruhen, nach seiner Höhle zurückkehrt, und wenn er ausgeruht, mit neuer Wuth wieder hervorstürzt, hausete in Frankreich ein rastloser Eroberer, der ganz Europa mit Feuer und Schwert durchzog. Von der Höhe seines bluttriefenden Leichenthrones drohte er sämmtlichen von ihm erreichbaren Völkern mit einer Universal-Monarchie, der allerverderblichsten Centralisation, weil sie die

---

*) „Gestern", sagte neulich eine Pariser Zeitung, „Gestern ist „Herr Dupin binnen 6 Stunden dreimal, Hr. v. Talleyrand „zweimal, Marschall Soult einmal zum Präsidenten des Conseils „ernannt worden. Hr. Barthe erhielt zweimal das Ministerium „des Innern, einmal das des Auswärtigen; Hr. Argout fiel dreimal in Ungnade, bis er beim vierten Mal wieder Oberwasser bekam; Herr v. Montalivet hat 14 Minuten lang das Portefeuille der Finanzen, 11 das des Handels, und 27 Sekunden das „der Justiz inne gehabt. Zuletzt war Alles so verwirrt, daß jeder „sein Portefeuille wieder nahm, und nun die Formirung eines neuen „Ministeriums von vorn anfing."

größte wäre. So wird, seit vierzig Jahren, Europa durch Frankreich, und Frankreich durch Paris von Einem Abgrund in den andern geworfen, oder wenigstens in fortwährender Unruhe erhalten.

Und wer, in Paris, treibt dieses höllische Spiel? Einige gottvergessene Ehrgeizige und Theoretiker, welche sich, aus dem allerverächtlichsten Gesindel, eine, zu Allem, alle Zeit, fertige Gassenarmee gemacht haben. Also eine Handvoll ruchloser Menschen hält ihr eigenes Vaterland, und ganz Europa mit, ewig in blutiger Fehde, oder doch in ängstlicher Spannung.

Dies ist die Frucht der Centralisation. Wäre Frankreich nicht in Paris concentrirt, und centralisirt, so könnte das empörende Unwesen auf keine denkbare Weise statt finden.

§. 10. Rückblick auf Deutschland.

Frankreich verblendet das übrige Europa, und namentlich das gutmüthige, leichtgläubige Deutschland, durch die Pariser Wohlrednerei, wie England durch seine Weltkrämerei. — Das herrliche Frankreich! — Und Deutschland? Kein Land in Europa, selbst unter den am Meisten von der Natur und dem Climat begünstigten, ist so blühend, so herrlich. Es ist das Land der Mannigfaltigkeit, der Verschiedenheit, der Einzelnheiten, und mithin, der Ausgleichung, des Gleichgewichts, der Freiheit, der persönlichen Unabhängigkeit, in dem höchsten Grade, wie sie in der civilisirten Welt nur existiren können.

Allerdings würde das Ganze einfacher erscheinen, wenn Wien, Stuttgart, Hannover, Berlin, zu Nürnberg zugeschlagen würden, und dort, mitten in Deutschland, wie mitten in Frankreich Paris, eine allgemeine deutsche Hauptstadt bildeten, welcher die anderen deutschen Hauptstädte als Provincial-Städte untergeordnet wären. Es scheint als wenn, bei einer solchen Einheit, Deutschland

einen viel höheren Aufschwung gegen das Ausland nehmen könnte, und dennoch bedeutende Regierungskosten erspart würden. Allein die einzelnen Theile müßten nicht desto weniger regiert werden, und die, für die Regierungskosten erforderlichen Summen, anstatt, wie jetzt, in den einzelnen Theilen wieder ausgetheilt zu werden und zu verbleiben, würden zu der, Alles verschlingenden, einen verhältnißmäßigen Aufwand treibenden Hauptstadt hinfließen. Was das Ausland anbetrifft, so würde gewiß das neue große Reich gegen Rußland, Frankreich, England, viel furchtbarer werden. Aber nicht minder augenscheinlich ist es, daß es, eben deshalb, häufigere, blutigere, theils Vertheidigungs-, theils, was noch schlimmer wäre, Eroberungskriege zu bestehen haben würde. Dies ist um so weniger zu bezweifeln, als Einheit beweglicher ist, als Vielheit.

Dann sind Krieg und Kosten nicht alles, was Berücksichtigung verdient, wenn von der Wohlfahrt und dem besten Ergehen eines Landes die Rede seyn soll.

Abgesehen von der Unabhängkeit, von der Freiheit der einzelnen deutschen Landestheile, welche sich nach ihren eigenthümlichen Bedürfnissen, Umständen, Verhältnissen selbst verwalten können, was würde, bei ihrer Verschmelzung in die große Einheit, aus der deutschen Vielseitigkeit, Denkfreiheit, Denkunabhängigkeit werden? Wie würde es in Deutschland mit den Wissenschaften und Künsten, mit den vielen Bildungsanstalten, Universitäten, Akademien, aussehen? Mitten in dem gebildeten Europa errang und behauptete Deutschland bis jetzt die Palme des geistigen Reichthums und der gründlichsten Bildung. Dies ist und war die Frucht seiner Vielheit, seiner Theilung. Mit dieser Theilung, mit dieser Vielheit, würde auch bald für Deutschland jene Palme verloren gehen. So viel Hauptstädte in Deutschland, so viel glänzende Mittel- und Vereinigungspunkte für Wissenschaften und Künste. In dieser Beziehung wiegt Deutschland zwanzig Frankreiche auf.

In der That, was ist Frankreich in Ansehung der Wissenschaften und Künsten außer seinem einzigen Paris? das aber, eben darum, weil: Il n'y a qu'un Paris! von der tyrannischsten Einseitigkeit beherrscht wird. Was Trennung vermag, davon haben wir, außer dem Gebiete der deutschen Zunge, ein merkwürdiges Beispiel an der von Frankreich getrennten französischen Schweiz. Genf, Lausanne, selbst Neuchatel mit einer Bevölkerung von nicht fünf tausend Seelen hat eine reichere, schätzbarere Literatur, als irgend eine große Stadt Frankreichs, außer Paris, aufzuweisen. Würde Genf, das dreißig Mal in Paris Raum hätte, Genf geworden seyn, das protestantische Rom, eine Wetteiferin von Paris in Literatur und Wissenschaften, wenn es, wie Besançon, Troyes, Clermont, Lyon, Marseille, Nismes, Montpellier, Toulouse, Bordeaux, Orléans, Angers, Nantes, Rennes, Caen, Rouen, Amiens, Lille, Rheims, Metz, Strasburg, nur wie ein, dem dictatorischen Paris untergeordnetes Dorf anzusehen wäre. Diese französischen Städte, deren Bevölkerung von 30 bis 100 tausend Seelen und darüber angegeben wird, und die also den meisten deutschen Hauptstädten in Ansehung der Größe gleichkommen oder dieselben übertreffen, sind, während diese sich so rühmlich auszeichnen, für Literatur und Wissenschaften wie todt. Die aus ihnen hervorgehenden fähigeren, oder ruhmbegierigen Köpfe können nicht früh genug dieselben verlassen und nach Paris eilen, wo sie erst unter den Augen Frankreichs die Bühne der Welt mit Erfolg betreten zu können glauben.

Der grübelnde, weniger in der Welt als in seinen Büchern lebende Deutsche geht gern, in seinen Urtheilen über sein Vaterland wie über alle Dinge, von dem Ideale der Vollkommenheit aus. Da indeß nirgends in der Welt dieses Ideal angetroffen wird, so ist oft der Vergleich zwischen den Gegenständen ähnlicher Art ein treffliches Beruhigungsmittel. Da man doch zuletzt in der Welt nur unter

Unvollkommenheiten zu wählen hat, so hat man schon Ursache zufrieden zu seyn, wenn man nicht mit den größeren, sondern nur mit den geringeren Unvollkommenheiten in Berührung steht. Wenn Deutsche bisweilen es zu bedauern scheinen, daß ihr heimathliches Land sich in früheren Zeiten nicht in eine politische Einheit, wie Frankreich, gestaltet habe, so läßt sich nur der Schluß daraus ziehen, daß sie ihr eigenes Vaterland, in Vergleich mit andern Ländern, noch nicht kennen lernten.

Es werde Deutschland, wie Frankreich, centralisirt, und so giebt es kein Deutschland mehr.

§. 11. Frankreichs Rettungsmittel.

Die Centralisation Frankreichs ist die Asche, aus der die französische Revolution, so oft sie unterdrückt wird, immer wieder aufglimmt. Wenn man über die erklärenden Zwischen-Betrachtungen wegsehen will und mich fragt: Wodurch die französische Revolution sich in Frankreich verewigt habe? so antworte ich: Durch Frankreichs Eintheilung in Departements.

Ich bin so unbescheiden und sage: Wenn ich König von Frankreich wäre, so würde ich daselbst schon dem immerfort gährenden Revolutionsgeiste, der großen Weltplage, ein Ende machen. Mein Geheimniß will ich dem Leser nicht vorenthalten, da, heut zu Tage, Keiner mehr sicher ist, nicht heut oder morgen, hier oder dort, zum König ausgerufen zu werden. Frankreichs äußere Feinde wollten das große Reich theilen; Frankreichs innere Feinde wollen es zur Republik umschaffen. Ich, der ich jetzt als sein am meisten betheiligter Freund auftreten soll, würde dasselbe thun, wie seine ärgsten Feinde. Dies indessen würde ich auf eine Weise anfangen, welche nicht nur diese befriedigen, sondern deren Erfolg, es ist meine Ueberzeugung, Frankreichs aufrichtigste Freunde, und überhaupt alle Friedensfreunde, mit Freude erfüllen müßte.

Frankreich würde ich nicht in Paris zusammengeschrumpft seyn lassen. Zwar würde es noch nicht ein Deutschland abgeben, aber doch ein Frankreich wieder werden.

Wenn Ich also einst König von Frankreich bin, so wird Meine erste Bemühung die seyn, wo möglich jedes Dorf in eine kleine, in ihrer innern Verwaltung, wo möglich unabhängige Republik zu erheben. *) Jedes einzelne Departement werde Ich durch Deputirte, welche diese Republiken erwählen, ebenfalls sich durch sich selbst, regieren lassen, wenn ich auch schon mehr in die Angelegenheiten derselben, als in die Dörfer-Angelegenheiten, Mich einmische. Die Departements selbst aber werde Ich wieder in Provinzen, vorzugsweise mit den alten Namen, vereinigen, deren Gouverneure Ich Mir Allerhöchst Selbst zu ernennen vorbehalten werde. Etc. Etc. und eine Menge anderer Etc. Etc., welche sich theils aus den Umständen, theils

---

*) Wenn man einen Ort zum Muster für andere unbedingt nehmen könnte, so würde ich kein Bedenken tragen, das Communal-System, welches in dem, an Frankreich angränzenden souverainen Fürstenthum Neuchatel in der Schweiz sich im Verlaufe der Jahrhunderte allmälig ausgebildet zu haben scheint, zum Muster vorzuschlagen. Auf dieses daselbst zur merkwürdigen Vollkommenheit gelangte Communal-System machen, nicht zum ersten Mal, aber wohl gelegentlicher als es früher geschehen seyn mag, aufmerksam die, in der Allgemeinen Literatur Zeitung (Nro. 171. Sept. 1832.) trefflich recensirten Considérations sur la situation politique, sur la prospérité et sur la constitution de la Principauté etc. (1830) welche wahrscheinlich denselben Herrn Dubois zum Verfasser haben, dessen in dem Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur (Leipzig, 1833. 16 und 17tes Heft, pag. 241.) als Begleiter des, im Jahre 1831, nach Neuchatel oder Neuenburg gesandten Königl. Preuß. General v. Pfuel Erwähnung gethan wird, und der selbst ein, im Königl. Preuß. Ministerio des Innern angestellter Neuenburger seyn soll. Nur wäre es zu wünschen, daß der Herr Verfasser sich mehr in's Umständliche der betreffenden Einrichtung, die er zu sehr als eine schon bekannte Sache behandelt, eingelassen, und dieselbe ausführlicher auseinandergesetzt hätte. (1833.)

aus dem gegenwärtigen Werke ergeben. — Aber die Armee! Aber die National=Garde! Aber die Pairs=Kammer! aber, aber die Deputirten=Kammer! — Sind meine geringste Sorge. Wollen sie übrigens Mir nicht beistehen, oder behalte Ich die Oberhand nicht — so habe ich schon zum Voraus abdicirt, und werde wieder, was ich bin.

§. 12. Anscheinender Widerspruch des Verfassers in Betreff der abstimmenden Versammlungen. Demokratie, Adel, Monarchie, vereinigt.

Da ich also das, was ich bin, wieder werde, und meine Freiheit nicht verliere, so benutze ich dieselbe, um hier eine Bemerkung nachträglich einzurücken, welche in einem methodischen Werke obenan, als erstes Prolegomenon, stehen sollte.

Daß ich mich über abstimmende Versammlungen nicht immer mit gleicher Bewunderung auslasse, hat man schon, wenn ich mich recht erinnere, die Gelegenheit sich zu merken gehabt, und im Verlauf dieses Werkes wird die Gelegenheit noch mehr vorkommen. Bisweilen gebe ich zu verstehen, daß es in der Welt gewiß nicht ärger gehen würde, wenn manche abstimmende Versammlungen nicht wären; bisweilen hingegen empfehle ich die abstimmenden Versammlungen, und könnte, scheint es, selbige nie genug in einem Staate vervielfältigt wünschen. Wer diesen anscheinenden Widerspruch bemerkt hat, dem wird auch wohl der Unterschied zur Auflösung desselben nicht entgangen seyn. Zum Ueberfluß indessen will ich ihn hier Ein Mal für alle Mal kurz andeuten.

Für jeden Staatsbürger besteht im Staate, wie ich es bereits vor einigen Paragraphen bemerkt habe, ein zweifaches Betheiligtseyn, und zwar ein besonderes und ein allgemeines. Unter dem allgemeinen Betheiligtseyn im Staate verstehe ich alle und sämmtliche Staats=

verhältnisse, Einrichtungen und Maßregeln, sowohl äußere, als innere, welche jeden Staatsbürger überhaupt betreffen, oder, nach Maßgabe seiner besondern Verhältnisse, einen fühlbaren Einfluß auf ihn haben oder haben können. Krieg und Friede, Religion und Recht, Handel und Steuern, Posten und Schifffahrt, Ein- und Auswanderungs-Bedingungen, Militairpflichtigkeit und Standespflichtlosigkeit, sind lauter Dinge, welche dazu gehören. Das **besondere** Betheiligtseyn eines Staatsbürgers im Staate findet in seinem Wohnorte, in seinem Erwerbzweige, und in den, aus Beiden, für ihn erwachsenden Befugnissen und Obliegenheiten, seine Gränzen. Dazu gehören Armenpflege, Kirchen- und Schulangelegenheiten, Straßen und Wege, gemeinschaftliche Gebäude und Grundstücke, Bürgerwache, Feuerlöschungsanstalten, Einbürgerungen, Meisterschaften, Auflösung oder Verbesserung derselben, ꝛc. Das ist dasjenige, was ich die **Individualitäten** im Staate nenne.

Dieser Unterschied in den staatsbürgerlichen Verhältnissen entspricht vollkommen demjenigen, der in der Logik zwischen den Begriffen, oder in der Grammatik zwischen den Namen gemacht wird. Es giebt Eigennamen und Sammelnamen; es giebt Anschauungen und Begriffe. Worüber sind die Philosophen immer mit einander im Streite? Ueber die Begriffe. Der eine verleihet ihnen Wirklichkeit, der andere nicht. Dieser will darin Merkmale wissen, welche jener läugnet und verwirft. Aber, je abstrakter die Begriffe werden, desto schwerer wird die Auffassung derselben für die Menge. Je mehr solche Begriffe an Umfang gewinnen, desto mehr verlieren sie an innern Merkmalen, und desto weniger entsprechen sie den Anschauungen, welche jeder Einzelne darin sucht oder hineinlegt. Ganz anders verhält es sich mit den Anschauungen. Was der Eine mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört, mit eigenen Händen betastet, darin liegt kein Zweifel mehr für ihn. Die Erklärungen mögen verschieden

seyn, weil sie wiederum auf Begriffen beruhen; aber das Befühlte bleibt befühlt, gehört das Gehörte, und das Gesehene gesehen. Dies wende ich auf die staatsbürgerlichen Verhältnisse an.

Das besondere Betheiligtseyn stellen mir die Anschauungen vor, und in den einzeln Anschauenden erkenne ich die Individualitäten. Was hingegen die Allgemeinheiten im Staate anbetrifft, so scheinen sie mir dieselbe Erscheinung, wie die Begriffe in der Gedankenwelt, darzubieten. Eine gelehrte Gesellschaft hat nie durch Berathungen und Abstimmen ein gutes literarisches Werk zu Stande gebracht, und wenn sie etwas herausgeben will, so muß immer ein einzelnes Mitglied die beschlossenen Hauptpunkte mit seinen eigenen Gedanken und Worten ausstopfen und auskleiden. In Beziehung auf Literatur- und Gedankenerzeugnisse taugt das schwächste Mitglied einer gelehrten Gesellschaft mehr für sich allein, als die ganze Gesellschaft zusammengenommen. Diese, schon von dem, nicht durch akademische Rücksichten abgehaltenen J. J. Rousseau gemachte Bemerkung, müßte sich jetzt noch mehr, als zu seiner Zeit, seinen so scharfsinnig sich dünkenden Verehrern von selbst aufdrängen. Zu dieser Bemerkung kommt noch eine wichtige hinzu, nämlich die, daß eine Versammlung ungleich unzugänglicher, absoluter, despotischer ist, als jedes seiner einzelnen Mitglieder. Von einem einzelnen Menschen kann man Rücksichten, Nachgiebigkeit erwarten; von einer abstimmenden Mehrzahl nie, weil sie, wie bereits bemerkt worden, schamlos ist.

Zwischen den allgemeinen Begriffen und Anschauungen liegen Mittelbegriffe, welche einen größern Umfang haben und weniger Merkmale enthalten, als diese, dagegen mehr Merkmale enthalten und weniger Umfang haben, als jene. So würde, zum, vielleicht nicht sehr glücklich gewählten Beispiele, der Titel Akademiker zwischen Mann und Rousseau einen Mittelbegriff abgeben. Mittelangelegenheiten giebt es auch im Staate, und darunter meine ich

solche, die weder örtliche, noch allgemeine sind. Der Art sind überhaupt die Provinzial-Angelegenheiten. In dergleichen Angelegenheiten müssen die Individualitäten weniger unabhängig und die Regierung bestimmter auftreten. Deshalb wollte ich, als ich, vor Kurzem, König von Frankreich war, schon nicht mehr in den Departements, noch weniger aber in den Provinzen, die reine Republik, wie bei den Dörfern, eingeführt wissen.

Uebrigens sind schon längst berühmte Publicisten, und, wenn ich mich recht erinnere, auch selbst der eben genannte, große Gleichheitsverkündiger J. J. Rousseau, zu dem Resultate gekommen, daß für ganz kleine Staaten, welche beinahe nur aus Einer Stadt und ihrem Weichbilde oder Bezirke bestehen, die Wahlrepublik; für mittlere Staaten ein erblicher Senat, und für größere Staaten die Regierung einer einzigen Familie die angemessenste Regierungsform sei. Meine Regierungsansicht läuft da hinaus, daß in jedem größern Staate die drei Regierungsformen zugleich bestehen sollten. Wie dies nun den anscheinenden Widerspruch meiner Aeußerungen über die abstimmenden Versammlungen, je nachdem sie Allgemeinheiten oder Individualitäten in einem Staate vorstellen, nicht nur aufhebt, sondern zur strengen Schlußfolge zurückführt, brauche ich wohl nicht weiter auseinanderzusetzen.

Dritter Abschnitt.

Gestaltung der allgemeinen Concurrenz zur Gewerbefreiheit überhaupt.

---

§. 1. Der Gesetzgebung große Frage.

Was die Gesetzgebung der Völker in jeder Hinsicht, nicht bloß in Ansehung der Civil- und Criminal-Gesetze, sondern auch in Ansehung der Gewerbe und des Handels,

so schwierig macht, ist, daß Zwang und Freiheit, Freiheit und Zwang, neben einander bestehen müssen.

Nichts ist und bleibt sich vollkommen gleich in der Welt. Die tabula rasa der absoluten Vernunft müßte zwar sich gleich bleiben, weil sie das Abbild der Gottheit im Menschen ist oder seyn soll. Allein sie kann in der Welt ihr Reich nicht behaupten, weil ihr in der Welt andere, sie überall und bei allen einzelnen Menschen störende Neben-Elemente beigegeben sind. Es kann nicht geändert werden; ja es dürfte vielleicht nicht einmal geändert werden, wenn es auch geschehen könnte. Es war des Schöpfers Wille. Die Aufgabe der menschlichen Vernunft kann daher nur die seyn, sich bei jedem Individuum, wo möglich, für dessen Bestimmung zu entwickeln, die Leidenschaften zu bekämpfen; wenn es angeht, den andern Menschen zu demselben doppelten Zwecke beförderlich zu seyn, übrigens die Welt, welche sie nicht umschaffen kann, zu nehmen, wie sie ist, und sich in dieselbe, so lang es Gott gefällt, zu fügen.

Die natürliche Freiheit und Gleichheit ist ein Unding, wie die gesellschaftliche. Wo werden zwei Menschen mit ganz gleicher Körperkraft und Geschicklichkeit, mit ganz gleichen Geistesfähigkeiten geboren? Wird nicht der eine dem andern bald überlegen seyn?

Eigenthum ist das aus dem allgemeinen Erfordernisse der Ordnung entspringende Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft. Wie lange kann das Eigenthum aller Individuen sich gleich bleiben? Kann eine solche Gleichheit einen Augenblick statt finden? Besondere Gesetze müssen statt finden, um das Eigenthum zu sichern. So entsteht der Zwang und seine Nothwendigkeit.

Aber wie weit muß in der Gesetzgebung überhaupt der Zwang gehen, um das Eigenthum zu sichern; wo ist die Gränze, auf der die menschliche Gesellschaft sich selbst überlassen werden muß, wo ein jeder befugt seyn soll, zu schalten

und zu walten, wie es ihm gefällt, oder wie er es für gut findet? Dies ist die große Frage, die große Schwierigkeit bei der Gesetzgebung, die hinsichtlich des Handels und der Gewerbe nicht geringer ist, als in jeder andern Hinsicht.

§. 2. In Bezug auf gewerblichen Verkehr.

Absolute Concurrenz ist der Ausdruck, das Hervortreten des Freigeistes, des Ultra-Liberalismus, der tabula rasa im Handels- und Gewerbewesen.

Allein, wie neben dem Zwang der Gesetze Freiheit existiren muß, so muß auch Concurrenz ihren Spielraum haben.

Wie weit also darf sich dieser Spielraum in Ansehung der Gewerbe und des Handels erstrecken, und wo sollen die Gränzpfähle eingesteckt werden, wodurch die Concurrenz zur Vorbeugung der aus ihrem allzugroßen Umfange entstehenden Nachtheile für die allgemeine Wohlfahrt zurückgehalten und eingeengt werden soll?

Darüber müssen uns diese Nachtheile selbst belehren.

§. 3. Gewerbefreiheit.

Wenn man allen oder nur gewissen Klassen im Staate den Zügel schießen läßt, was ist die unausbleibliche Folge davon? Die größte Verwirrung.

Ein jeder will alsdann seinen Platz verlassen, um sich neben den Andern zu setzen, oder ihn aus dem seinigen zu verdrängen. Niemand ist daher mehr in seiner Stellung sicher. Die Gewerbe, die Unternehmungen, sind alsdann nichts mehr, als zeitliche Versuche, als Blasen ohne Fixität, ohne Bestand, welche sich in einer schäumenden Flüssigkeit brausend entwickeln und nach kurzer Zeit nur ein schales Getränk, ein caput mortuum, zurücklassen.

Der Zweck war, den Leuten die Bahn des Reichthums zu öffnen, und nur künstliche Armuth wird allerseits erzielt und hervorgerufen.

Dies gilt vorzüglich von der leidigen Gewerbefreiheit, welche nichts Andres, als die Anwendung jenes verderblichen Princips der tabula rasa, der allgemeinen Concurrenz, auf die Gewerbe ist.

§. 4. Verfehlt ihren zweifachen Zweck.

Wo Gewerbefreiheit besteht, kann ein jeder, der sich ein Patent löst, zur Betreibung eines beliebigen Gewerbes sich niederlassen.

Dadurch soll der doppelte Zweck erreicht werden, daß Keiner zu hohe Preise fordern darf, damit seine Kunden ihn nicht verlassen und zu einem Andern sich wenden, und daß, ebenfalls damit die Kunden treu bleiben, gute Arbeit oder gute Waaren geliefert werden.

Das klingt allerdings sehr einleuchtend, und scheint unfehlbar zum bezweckten Ziele zu führen. Dennoch läßt sich unmittelbar aus der Gewerbefreiheit gerade das Gegentheil folgern.

Wenn die Anzahl der Gewerbetreibenden sich vermehrt, so müssen sie, weil sie verhältnißmäßig weniger absetzen, die Preise erhöhen, um bestehen zu können. Wenn sie die Preise nicht zu erhöhen wagen, müssen sie schlechtere Arbeit liefern.

Letzteres ist das Gewöhnliche. Die beim Einflusse der Gewerbefreiheit erzeugten Waaren haben keine Festigkeit, keine Dauerhaftigkeit, wogegen die Gewerbetreibenden ihnen mehr Anschein, mehr Glanz, mehr Politur zu geben suchen, was ihnen nur einiges Reiben mehr kostet.

Gleichviel, ob die Leute beim Gebrauche zufrieden sind, oder nicht. Die Hauptsache ist, augenblicklich zu verkaufen. Um die Zukunft kann man sich nicht mehr bekümmern.

Da sie es übrigens Alle so machen, und so machen müssen, so haben sie nichts mehr, als die andern Gewerbegenossen zu befürchten. Also wird die beabsichtigte Vervoll-

kommnung der Gewerbe nur zum Vortheil des Luxus und zum Nachtheil der Solidität, und dadurch selbst der Moralität des Volkes, erreicht.

§. 5. Führt künstliche Armuth herbei.

Da jeder nach Belieben sich niederlassen kann, so steigt die Anzahl der Gewerbetreibenden auf's Aeußerste.

Alsdann ist nicht mehr für sie an eine Erhöhung der Preise zu denken.

Kaum sind sie eingerichtet, so müssen viele den Laden oder die Werkstatt wieder schließen. Andere, welche vermögender sind, erhalten sich nur durch die Menge der Gesellen und die Quantität der Arbeit.

Diese werden zu Sclaven ihres Gewerbes und des rücksichtslosesten aller Herren, des Publicums. Jene aber, welche das Gewerbe aufgeben mußten, sinken zu der Klasse der künstlichen Armen herab, und das Publicum, auf dessen Anspruch sie ihre Lustschlösser bauten, müssen sie jetzt um Almosen in Anspruch nehmen.

§. 6. Führt Ausartung der Sitten nach sich.

Wie kann sich bei einem solchen Stand der Dinge die Moralität eines Volkes erhalten?

Ehemals fand ein Meister mehr Achtung in seiner Umgebung, als jetzt ein Edelmann in der seinigen. Das Eintreten in das Handwerk wurde auch nur Söhnen unbescholtener Familien gestattet. Es hieß: Die Handwerke müßten so rein seyn, als wären sie von Tauben gelesen. Die erste Wirkung der Gewerbefreiheit besteht darin, daß sie alle veredelnden Gefühle der Art erstickt und verbannt, weil sie keine persönliche Würde anerkennt, ja vielmehr den Sachen die Menschen unterordnet.

Nicht mehr der innere Trieb des Pflichtgefühls und der Standesehre kann, bei der Gewerbefreiheit, den Meister,

den Gesellen, den Lehrjungen zur Ordnung, zum Fleiße, zur Vervollkommnung anspornen, sondern nur der äußere Zwang der Nothwendigkeit. Thust du es nicht, so mußt du hungern! Zwischen den jetzigen Meistern und den ältern findet in dieser Rücksicht derselbe Unterschied statt, als zwischen den Landeskindern, welche für König, Vaterland und Ehre fechten, und den Söldnern, die mit Stockschlägen disciplinirt und zum Feuer durch Cavallerie, die hinterher in ihren Rücken einhaut, getrieben werden müssen. Das Motto, welches die Gewerbefreiheit für jenes alte, Würde und Ehre einflößende, den Handwerken aufdringt, ist: Noth lehrt beten.

Beten lehrt aber diese neue Art der Noth, wie der Sprachgebrauch es bereits entschieden hat, nicht im alten, frommen Sinne. In dem Sinne, wie das Sprüchwort bei der Gewerbefreiheit genommen werden soll, würde es vielmehr heißen: Noth lehrt ausschweifen.

Es ist nicht mehr die Rede davon, daß Meister und Gesellen dem Gottesdienste beiwohnen. Sie müssen am Sonntage, wie an den andern Tagen, arbeiten. Dafür erholen sie sich des Abends, indem der Meister zu Biere geht, die Gesellen aber auf die Tanzböden, wo das Wochengeld regelmäßig verwalzet, und die Gesundheit oft auf Lebenszeit, theils durch brennende Getränke, theils auf eine schändlichere Weise verschleudert wird.

Das ist indessen der natürliche Gang der Dinge. Die Excesse einer Art ziehen die Excesse der andern Art nach sich. Die Ausgelassensten, wenn sie Augenblicke der Freiheit wiederfinden, sind diejenigen, welche durch anhaltende Arbeit ihrer Freiheit gänzlich beraubt sind.

§. 7. Trugschlüsse ihrer Verfechter.

Es ist merkwürdig wie die Menschen, wenn sie sich gewisse Ideen in den Kopf gesetzt haben, sich über die schwachen Seiten derselben verblenden und ihre schlimmsten Fol-

Folgen zu rechtfertigen, zu beschönigen oder wegzuraisonniren verstehen.

Die Gewerbefreiheit wird eingeführt. Jeder, der Lust dazu hat, braucht nur noch das wohlfeile Patent zu kaufen, um sich ohne Weiteres niederlassen zu können. Die Apostel der gewerblichen Zügellosigkeit waren zu gescheut, um nicht vorauszusehen, daß diese neue Ordnung der Dinge für die bereits etablirten Familien einigen Abbruch in deren Gewerbe zur Folge haben würde. Allein sie sahen darin eher einen Vortheil im Allgemeinen, als einen Nachtheil, und trauten den Individuen der untern Stände der menschlichen Gesellschaft, zu Gunsten des einzuführenden Systems, eine Um-, Ein- und Vorsicht in ihren Unternehmungen zu, welche selbst den höhern Ständen gebricht, wie wir es noch sehen werden. *)

Die Apostel der Gewerbefreiheit gehen nämlich von der Ansicht aus, daß die Concurrenz die Anzahl der Gewerbetreibenden vermindern werde, wenn die Gewerbefreiheit sie zu sehr vermehren sollte, und daß also, mit andern Worten, die Concurrenz selbst, der Concurrenz, zum Correctiv dienen werde.

Die alten Meister, so reden jene Apostel, werden zwar durch Etablirung der neuen ein wenig leiden. Doch leiden werden sie eigentlich nicht, nur werden sie etwas weniger verdienen. Dieses Weniger-Verdienen kann ihnen aber zu keinem wesentlichen Schaden gereichen, denn sie brauchen nur pünktlicher zu werden und sorgfältigere Arbeit zu liefern. Die Gewerbefreiheit kann eigentlich keinen andern Einfluß auf sie haben, als sie zu der erwünschten Verbesserung zu zwingen. Alsdann werden sie ihre Kunden behalten, und auf die Art können sie noch sogar Gewinn von der Gewerbefreiheit ernten. In jedem Fall kann die Etablirung neuer Meister nicht zu weit gehen und zu häufig werden,

*) Bei Gelegenheit der Staatspapiere.

denn sobald man gewahr wird, daß der Meister genug sind, die dasselbe Gewerbe treiben, so werden sich andere wohl hüten, dasselbe zu ergreifen und sich als Meister niederzulassen. Also muß und wird die Anzahl der Meister immer der Anzahl der Kunden angemessen bleiben; und das ist es gerade, was nöthig ist, wenn die Kunden zufrieden gestellt werden, und die Meister dabei doch ihr Brod haben sollen. Also kann die Einführung der Gewerbefreiheit nur eine Wohlthat seyn; und die Gewerbefreiheit allein kann ein natürliches Gleichgewicht zwischen den Kunden und Meistern, zwischen Arbeit und Nachfrage bewerkstelligen.

So sprechen die Freunde der Gewerbefreiheit, und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Voraussetzungen einen Schein der Consequenz mit sich führen, der solche leicht einnehmen kann, welche durch unbefangene Beobachtung noch nicht eines Bessern belehrt worden sind.

Die Erfahrung widerspricht aber diesen Voraussetzungen so entscheidend und bestimmt, daß sie doch nicht gegründet seyn können, und daß wesentliche Umstände dabei übergangen worden seyn müssen.

Die alten Meister werden durch die neu etablirten verdrängt, oder ihre Umstände wenigstens ganz zerrüttet. Die neu etablirten Meister verdrängen sich wieder unter einander, können nicht aufkommen und finden sich selbst in der Lage, in welche sie die alten gestürzt haben. Alle suchen einander durch Marktschreiereien, Zeitungsanzeigen, gestochene oder lithographirte Anmeldungskarten, persönliche Empfehlungen und gegenseitige Angriffe die Kunden zu entreißen. Der Eigendünkel, das Verliebtseyn, hindern die fortwährend zum Gewerbe Hinzutretenden, den wahren Zustand der Dinge und das Elend, in das sie sich stürzen, zu erkennen. Das Mißlingen der ihnen zufällig bekannt gewordenen Unternehmungen schreiben sie lediglich der Ungeschicklichkeit ihrer Gewerbgenossen zu, und etabliren sich immerhin, im Vertrauen auf ihre eigene, vermeintlich

größere, Geschicklichkeit. So nimmt es zu, bis keiner mehr bestehen kann, wo alsdann viele im Elend absterben, und andere irgend einen verzweifelten Entschluß ergreifen, wodurch sie ebenfalls aus der Concurrenz treten.

So setzt sich allerdings die Concurrenz selbst ihre Gränzen, und vermindert sich am Ende von selbst. Aber solche Gränzen sind empörend und schrecklich. Die Gesetzgebung aller civilisirten Staaten häuft Verordnungen auf Verordnungen für öffentliche Verhältnisse, welche, in Ansehung ihres Umfanges und ihres Einflusses, auf die Wohlfahrt der Familien und Individuen gar nicht mit jenem Uebelstande in Vergleich kommen.

§. 8. Schwarz und Weiß, oder die ohne Geländer über ein reißendes Wasser geschlagene Brücke. *)

— „Die Gewerbefreiheit halte ich doch für etwas gar „Gutes an sich. Ich will zwar nicht läugnen, daß sie „manche Uebelstände mit sich bringe; alle Tage bin ich „leider Zeuge von unsäglichen Uebeln, welche freilich, ohne „sie, wahrscheinlich nicht zum Vorschein kommen würden. „Allein sie ist an diesen Uebeln nicht Schuld. Was Schuld „daran ist, das ist nur der Mißbrauch, den man von ihr „macht. Es verhält sich mit ihr wie mit der Religion. „Das Heiligste der Welt, ist gerade dasjenige, was zu den „meisten Gräueln Anlaß gegeben hat. Soll man daraus „folgern, daß die Religion etwas Verderbliches sei, daß „die Religion wo möglich aufgehoben werden müsse? Wenn „hingegen die Religion wo möglich befördert werden muß, „der Gräuel ungeachtet, denen sie zum Vorwande gedient „hat, welche ihr vorgeworfen werden, aber nur Folge der „menschlichen Gebrechen sind, so auch die an sich vortreffliche Gewerbefreiheit." — So ungefähr sprach einer ihrer Verfechter, den ich übrigens persönlich sehr achte und liebe.

---

*) Nachträglich eingerückt.

Hier meine Antwort, ausführlicher als ich sie, bei der Gelegenheit, geben konnte.

Ich glaube zuerst bemerken zu müssen, daß der Vergleich mit der Religion, so einleuchtend und richtig er auch im ersten Augenblick zu seyn scheint, doch nicht angestellt werden kann. Er beruht auf dem Irrthume, daß die Freiheit, wie die Religion, etwas Positives an sich sei, was doch nicht der Fall ist. Eigentlich ist Freiheit nichts. Sie ist nur die Abwesenheit von Einschränkungen; und zwar, von allen möglichen Einschränkungen, wenn man sich eine absolute Freiheit denkt. Immensum vacuum, *Tabula rasa!* Eine solche Freiheit gebietet und verbietet nicht dieses oder jenes zu thun oder zu lassen; sondern sie stellt uns das Thun wie das Lassen ganz anheim. Sie ist lediglich nur ein Zulassen. Mit ihr kann man, ohne weiter nach einem Dritten zu fragen, handeln oder nicht handeln, wie man will. Die Religion hingegen verbietet und gebietet. Du sollst nicht tödten! Du sollst deinen Nächsten lieben! Es giebt keine menschliche Handlung, worin die Religion ihr ago und veto nicht auszuüben berechtigt wäre. Der Apostel sagt: Ihr esset nun, oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre. (Corinth. X, 31.) Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde. (Röm. XIV, 23.) Von der Religion kann man also wohl behaupten, sie sei schlecht oder gut; denn von ihr selbst, und zwar bevor die menschlichen Tugenden oder Gebrechen hinzukommen, geht Gutes oder Schlechtes aus ihr hervor, je nachdem, vorausgesetzt sie sei nicht diejenige, welche nur Gutes enthalten kann, Schlechtes oder Gutes in ihren Lehren, in ihren Geboten oder Verboten liegt.

Dasselbe ist aber nicht mit der Freiheit der Fall, und mit der Gewerbefreiheit insbesondere. Von ihr selbst geht weder Schlechtes noch Gutes hervor; sie ist nur das vacuum, der leere Spielraum, wo das Gute und das

Schlechte hineingebracht werden kann, und dem zufolge ist sie nicht mit der Religion in Ansehung des Guten oder des Bösen, was in ihr liegt, zu vergleichen. Sie erhält nur gewissermaßen einen Bestand, einen Körper dadurch, daß sie, wie ein bestimmter Raum, der Raum eines Zimmers, eines Hauses, einer Straße, eines Feldes, begränzt wird und Einschränkungen erleidet. Durch das Positive dieser Einschränkungen gewinnt erst die Freiheit das Ansehen, als wenn sie selbst etwas Positives enthielte. Daß man so weit gehen dürfe, daß man bis an jenen Zaun, bis an jene Mauer, bis an jene Thür, bis an jene Wand, ohne anzustoßen, seine Schritte bringen könne, scheint etwas Positives zu seyn. Deshalb eben belegt man alsdann die Freiheit mit verschiedenen Namen: Befugnisse, Bürgerrechte, Gerechtigkeiten, Freiheiten. Diese Freiheiten, Gerechtigkeiten rc. würden aber keinen Sinn haben und ein wahres Unding seyn, wenn Einschränkungen nicht gegenüber ständen. Die Einschränkungen sollen das Schädliche verhüten, damit das Nützliche sich ungehindert entwickeln könne. Oft bezwecken sie auch unmittelbar das Nützliche. Sie gebieten und verbieten: Du sollst dieses beachten, jenes unterlassen; dafür sind Dir die und die Vortheile zugesichert! Was also der Freund von der Gewerbefreiheit sagte, kann nur von den ihr gegenüber gestellten Einschränkungen behauptet werden. Diese allein, da sie allein etwas Positives enthalten, können mit der Religion verglichen werden. Mißbräuche, Nachtheile, schädliche Hindernisse verschiedener Arten fanden oft neben den wünschenswerthen Geboten und Verboten in Betreff der Gewerbe statt. So wenig aber das reine Christenthum deshalb zu verpönen ist, weil man allerlei Abergläubisches, Verderbliches hinzugefügt hat, weil es für die empörendsten Verbrechen zum Deckmantel diente, eben so wenig sind zweckmäßige Einschränkungen bei dem Treiben der Gewerbe zu verdammen.

Abgesehen von dem Vergleich mit der Religion, kann die Behauptung: Daß die Gewerbefreiheit doch etwas Gutes an sich sei, nicht besser gewürdigt werden, als wenn man sie verallgemeinert und von dem Standpunkte der absoluten Freiheit überhaupt betrachtet. Diese Frage in Ansehung der Gewerbefreiheit ist immer keine andere, als die, unter allerlei Namen und Gestalten immer wiederkehrende: In wie fern darf die menschliche Freiheit in der Welt durch die Menschen selbst beschränkt werden? Factisch giebt es in der Welt gar keine uneingeschränkte Freiheit. Jeder Staat ist eine Beschränkung derselben, und wer sich einen Weltbürger nennt, der kann vielleicht nicht zehn Meilen weit von seinem Aufenthaltsort fortreisen, ohne seinen Paß vorzeigen zu müssen. Auch kann er nicht in das erste beste Haus, das er auf dem Wege erblickt, und das ihm vorzugsweise gefällt, wie in das seinige, einkehren und sich an den Tisch setzen.

Ernster aber und gewichtiger wird die Frage der Freiheit und ihrer nothwendigen, auf dem für einen jeden erforderlichen Spielraum begründeten Einschränkungen, wenn man, zu dem bloßen Leben und leben lassen, die menschlichen Leidenschaften und Begierden hinzufügt, und mit in die Betrachtung hineinzieht. Wären keine Begierden, keine Leidenschaften da, so weiß man kaum, wozu noch Verbote, und gesetzliche Einschränkungen der Freiheit überhaupt nöthig wären. Allein, durch ihre Leidenschaften und Begierden getrieben, würden die Menschen fast fortwährend gegen einander auftreten, wenn sie nicht durch wohlthätige Schranken zurückgehalten würden. Immer hat man es erlebt, selbst in den civilisirten Staaten, sobald Gesetzlosigkeit eintrat und die zügelnde Macht aufhörte. Nicht nur gegen andere Menschen, sondern gegen sich selbst, wenn auch weniger bewußt, würden die Menschen verderblich handeln, sollten ihre Handlungen nicht durch Gewissen, Religion und Gesetze beschränkt und geregelt werden. Das Kind

schadet sich aus Unkunde der Gefahr. Es weiß nicht, daß es Hals und Bein brechen kann, wenn es hier oder dort hinaufklettert. Der Erwachsene ist dieser Unwissenheit enthoben und setzt sich solchen Gefahren nicht mehr aus. Aber die Leidenschaften und Begierden machen ihn auf eine andere Weise wieder zum Kinde, welches tausend Gefahren übermüthig entgegen läuft, die er nicht ahnet, und die er alsdann erst erkennt, wenn er sich schon in den Strudel derselben hineingestürzt hat. Die meisten Fragen, welche jetzt den Frieden der Welt stören, die heillosen Schwindeleien, die jenes große Modewort **Freiheit** umschwärmen, und die unsäglichen Uebel, welche die Gewerbefreiheit insbesondere begleiten, würden nie zum Vorschein gekommen seyn, wenn man diese bekannten Wahrheiten nicht aus den Augen gelassen hätte.

Man möge es anfangen wie man wolle, die Gewerbefreiheit, bequem und gastfrei für jedermann, wie man sich dieselbe denkt, ist etwas Unmögliches. Für jedes Gewerbe sind immer zwei Arten der Beschränkungen zu gewärtigen, und wenn es nicht die eine ist, welche einschreitet, so ist es nothwendig die andere.

Diese andere besteht in dem Maße des Verbrauchs, der von den, durch jedes einzelne Gewerbe verfertigten Gegenständen gemacht wird. Wenn, zur Erreichung dieses Maßes, die gehörige Anzahl der Arbeiter bereits in einem Orte vorhanden ist, so muß keiner mehr hinzukommen, sonst richtet er sich zu Grunde, und muß, wenn er dabei beharrt, früh oder spät betteln gehen oder vor Hunger sterben. Geschieht es mit eben diesem nicht, so geschieht es doch mit seinem nachbarlichen Gewerbe-Genossen, und in jedem Falle wenigstens müssen alle diejenigen, welche dasselbe Gewerbe treiben, darunter leiden. Man denke sich eine bestimmte große Stadt, in der mit einem Male die Anzahl der Kleidermacher verdoppelt würde. Die Landstraße würde mit einem Male von **fechtenden** Gesellen wimmeln, Fami-

lienväter in die tiefste Armuth herabsinken, aus Mangel an Nahrung und Pflege, Krankheiten ihre Noth vermehren, bettelnde Kinderleichen in den Straßen umherlaufen, bis Tod und Auswanderung die Anzahl der Unglücklichen vermindert, und dieselbe mit dem Maße des Bedarfs an Kleidermacherarbeit in jener Stadt hergestellt hätten. Daß hierin eine Beschränkung für die Gewerbe liege, läßt sich nicht in Abrede stellen. Die uns hier beschäftigende Untersuchung kann man also auf die einfache Frage zurückbringen: Wäre nicht, anstatt dieser fürchterlichen, nur von dem blinden Ungefähr, und von den eben so blinden Begierden und Leidenschaften der Menschen abhängigen Beschränkung, eine von der Regierung ausgehende, wohlüberlegte, wohlgeprüfte, auf Bedürfnisse und Verhältnisse berechnete, vorzuziehen? In dem Fördern der, anscheinend so menschenfreundlichen Gewerbefreiheit liegt eine Antwort, und diese Antwort ist das nicht erwartete, menschenfeindselige: Nein!

Die Gewerbe sind nicht bloß etwas Privates, sondern auch etwas Oeffentliches. Wenn polizeiliche Anordnungen getroffen werden, damit Volksmassen, welche Schauspiele, Festlichkeiten, Neugierde, oder andere Bewegungsgründe auf Einen Punkt zusammendrängen, nicht zu Schaden kommen, obschon ein jeder die ganze Vernunft eines Erwachsenen, so viel er deren besitzt, auf den Tummelplatz mitbringt, so muß auch billigerweise ein Aehnliches mit den Gewerben geschehen. Daß es aber nicht geschehe, und nicht geschieht, darin eben besteht die Gewerbefreiheit, in deren offne Thüren so viel Leute, als den Eintritt begehren, eingelassen werden, bis sie einander ersticken, mit Füßen treten, überfahren, und, wenn der mitgebrachte Brodkorb geleert ist, in Verzweiflung und Raserei ihren Untergang finden.

Für etwas Gutes kann man die Gewerbefreiheit nicht halten, da sie an sich nichts ist, und nur dadurch etwas wird, daß Einschränkungen derselben statt finden können.

Sie muß aber für etwas Schlechtes gehalten werden, weil sie wohlthätige Einschränkungen von sich abweist, und anstatt die blinden Leidenschaften und Begierden zu zügeln, vielmehr die blinden Begierden und Leidenschaften erweckt, befördert, steigert, und, wie die Erfahrung lehrt, mit Hülfe derselben, die Menschen in die Abgründe der künstlichen Armuth hineinstürzt. Ueber ein reißendes Wasser wird von keinem verständigen Baumeister, welcher die Mittel dazu in Händen hat, eine Brücke ohne Geländer gebaut.

Bei den Untersuchungen über Gewerbefreiheit, so wie über Freiheit überhaupt, muß ein psychologisch-moralischer Umstand nicht außer Acht gelassen werden, der bei Vielen einen um so größeren Einfluß ausübt, als dieser Einfluß ihnen unbewußt bleibt. Dieser Umstand besteht darin, daß Freiheit, und Gewerbefreiheit insbesondere, nicht anders von ihnen als im Gegensatze mit Gewerbezwang und Sklaverei gedacht werden, und sie daher glauben, man wolle Sklaverei und Gewerbezwang vertheidigen, wenn man absolute Gewerbefreiheit nicht als zweckmäßig anerkennt, und den jetzigen Freiheitsschwindel überhaupt nicht billigt. Wenn sie auch keine Gründe mehr anzugeben haben, so nährt dieser dunkele, obschon oft aus den edelsten Absichten hervorkeimende Gedanke immer in ihrer Seele einen Zweifel, der sie bald mit heimlicher Gewalt, und beinahe wider die eigene Erkenntniß auf die frühere Behauptung zurück führt. So wie es aber in der Natur viele schöne Farben zwischen Schwarz und Weiß giebt, so giebt es auch in der menschlichen Gesellschaft viele Stufen zwischen den äußersten Gränzen der absoluten Freiheit und der absoluten Sklaverei, und so wie der Himmel blau, und die Erde grün gefärbt sind, und gewiß wohlthuender auf das Auge durch diese Farben wirken, als wenn sie weiß und schwarz erschienen, so dürfte auch für die menschliche Gesellschaft eine gemäßigte, geregelte Freiheit wohlthätiger als die unbedingte seyn. Nicht abscheuliche Sklaverei, nicht tyrannischer, unchristlicher

Zwang soll, nach meinen Ansichten, die Stelle der Freiheit einnehmen. Freiheit soll bleiben! Wo sie nicht ist, soll Freiheit werden! Freiheit soll leben! Aber nicht unbedingte, zügellose, unchristliche Freiheit. Diese halte ich, sowohl in den Gewerben als in der Politik, sowohl in der ganzen gesellschaftlichen Ordnung als im Leben jedes Einzelnen, für eben so verderblich als die Sklaverei selbst, eine Meinung, deren Richtigkeit die Geschichte, nicht minder unsere neuere als die früherer Zeiten, nur durch all zu viele Thatsachen bestätigt. Mit Freude scheinen die Völker sich in die Fesseln des ärgsten Despotismus zu werfen, wenn sie es eine Zeitlang mit den Utopien der unbedingten Freiheit versucht haben.

Damit jedoch der Vorwurf uns nicht treffen könne, den allgemeinen Voraussetzungen der Apostel der Gewerbefreiheit selbst nur allgemeine Voraussetzungen entgegen zu stellen, so wollen wir uns nicht übereilen, und umständlicher in's Einzelne einzudringen suchen.

Zuvörderst aber wollen wir einen Blick auf die durch Gewerbefreiheit entstehenden Concurrenzverhältnisse werfen.

Vierter Abschnitt.

Die aus der Gewerbefreiheit entstehenden Concurrenz-Verhältnisse.

> Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt; also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer.
>
> Sir. XXVII, 2, 3.

§. 1. Unmittelbar Betheiligte.

Bei den Gewerben und dem kleinen Handel müssen zwei Klassen von Personen berücksichtigt werden. Die eine

ist die Klasse der Klein-Händler und Meister; die andere die Klasse der Kunden und Käufer.

§. 2. Was Käufer bezwecken.

Die letzte Klasse ist diejenige, welche Concurrenz verlangt. Dadurch bezweckt sie für sich zweierlei: Einmal größere Wahl; dann: Niedrigere Preise.

§. 3 I. Niedrigere Preise.

In Ansehung der niedrigern Preise ist der Satz wohl zu bemerken, daß es ein minimum giebt, unter welchem es dem Verkäufer oder Meister nicht möglich ist, die Preise zu stellen, ohne dabei zu verlieren und sich zu Grunde zu richten.

Je mehr Arbeit aber der Meister liefert, je mehr der Händler verkauft, desto mehr kann er auch sich diesem minimum nähern. Es kommt also darauf an, daß er viel zu thun habe, zugleich aber verhindert werde, unbillige Preise zu verlangen.

Hiezu ist aber nicht nöthig, daß die Liefernden einander zerreißen und so zahlreich werden, daß fortwährend ein Theil von ihnen nothwendig ohne Absatz bleibt.

Ein solcher Stand der Dinge muß sogar gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Denn wenn die Liefernden nicht gänzlich untergehen wollen, so müssen sie die Gelegenheiten benützen, etwas zu verdienen, und, wenn sie es nicht mit allen Kunden wagen, wenigstens diejenigen übertheuern, wo sie es, unbeschadet der Zukunft, thun zu können glauben.

Es ist also ein Irrthum, wenn man voraussetzt, daß unbeschränkte Concurrenz und Vermehrung der Händler und Meister, so weit sie gehen könne, dem Publicum zum Vortheil gereichen müsse. Wahl zwischen mehrern muß möglich seyn; dazu aber sind Legionen überflüssig und sogar für das Publicum nachtheilig.

§. 4. II. Größere Wahl.

Durch die Möglichkeit, zwischen mehrern Händlern oder Meistern zu wählen, werden theils bessere Arbeit oder Waaren, theils wohlfeilere Preise beabsichtigt. Den Punkt der wohlfeilern Preise haben wir so eben berührt. Dasselbe gilt Wort für Wort von der Beschaffenheit der Waaren oder der Arbeit.

Je zahlreicher die Meister oder Händler sind, je weniger sie verdienen, desto schlechtere Waaren, desto flüchtigere Arbeit müssen sie liefern.

Was aber hier bemerkt werden muß, ist, daß wenn die Meister und Händler sich in's Unendliche vermehren, kein wirkliches und nicht bloß in verführerischen Zahlen bestehendes Verhältniß zwischen der Anzahl derselben und der Anzahl, in welcher der Käufer oder Besteller zu wählen Gelegenheit hat, zu Stande kommen kann.

Wenn funfzig Schuhmacherläden in einer Straße neben einander paradiren, so habe ich weder Zeit, noch Lust, wenn ich ein Paar Schuhe kaufen will, in einen jeden der funfzig Läden einzukehren. Wenn zwei Meister oder Händler zwanzig Straßen weit von der meinigen sich bis auf's Blut einander mit wohlfeilen Preisen überbieten, so erfahre ich nicht einmal den gewerblichen Krieg, und kann daher nicht, wenn ich es auch wollte, meinen Antheil an der ausgebotenen Plünderung nehmen. Wenn es bekannt gemacht wird, daß diese oder jene Gegenstände, zum Beispiel Semmeln, in der und der Straße, welche in einem ganz andern, entfernten Viertel der Stadt liegt, größer, als bei allen übrigen Bäckern, zu finden sind, so kann ich doch nicht alle Tage, vielleicht mehrere Male, meine Dienerschaft, die schon genug zu thun hat, für die Kleinigkeit den langen Weg machen lassen.

Also hilft mir, als Käufer oder Arbeitbesteller, die große unbeschränkte Concurrenz zu nichts, und dieselbe setzt

mich vielmehr in die Gefahr, zuweilen übertheuert zu werden.

In jedem Fall werde ich indessen meinen Theil tragen müssen, wenn die Händler und Meister zu Grunde gerichtet sind, und die Bürgerrettungsvereine mich zu ihrer Unterstützung ansprechen, oder die Behörden, zu dem Zwecke, Auflagen unmittelbar, wie es in England, oder mittelbar, wie es auf dem festen Lande geschieht, erheben.

§. 5. Wie die verkaufende Klasse gestellt wird.

Die unbeschränkte Concurrenz gewährt also dem Käufer und Besteller nur einen scheinbaren Vortheil, für den Händler und Arbeiter gewährt sie aber nur Nachtheil.

Die Heirathslustigen loben sie zwar, weil sie ihrer Neigung für den Augenblick schmeichelt. Sobald sie aber sich niedergelassen haben, sehen sie die Gefahren ein, welche sie umgeben, und in welche sie auch bald tief genug hineingerathen. Frau und Kinder schreien nach Brod, und der frühere Lobpreiser der Gewerbefreiheit stimmt jetzt mit den ältern Meistern in die Verdammungsklage ein.

Die Lage des Käufers und des Verkäufers ist nicht dieselbe. Wenn ich für eine Kleinigkeit hier einige Groschen oder Pfennige mehr zahlen muß, als ich sie dort gezahlt hätte, so bin ich darum nicht ruinirt. Ich bin es aber, wenn ich Händler bin, und mir gerade gegenüber ein anderer sich mit denselben Waaren niederläßt und mir die Hälfte der Käufer entzieht.

Für den Käufer kommt es nur auf geringe Gelegenheits-Vortheile an. Für den Verkäufer oder Gewerbetreibenden, auf sein Bestehen, auf seine Wohlfahrt, auf Brod für Frau und Kinder, auf den ganzen Unterhalt seiner selbst und seiner Familie.

Bei solchen Umständen kann man es, mit dem gelindesten Worte, nur hart nennen, wenn beide interessirten

Theile auf die tabulam rasam, auf gleiche Linie, gestellt werden.

§. 6. Missgriff bei Aufhebung früherer Beschränkungen.

Es hat eine Zeit gegeben, welche an einigen Orten fortwährt, wo gerade das Gegentheil statt fand, und der Liefernde zum Nachtheil des Empfängers begünstigt wurde. Es war die Zeit des Mühlenzwangs, des Bierzwangs 2c.

Alsdann war der Käufer in den Händen des Verkäufers, wo nicht in Ansehung des Preises, welcher durch die Obrigkeiten festgesetzt wurde, wenigstens in Ansehung der Waare, wobei jedoch zu bemerken ist, daß dies, vorzüglich in großen und selbst in kleinen Städten sich nur auf wenige Gegenstände erstrecken konnte.

Bei Abschaffung eines solchen Zwanges bleibt es immer zu bedauern, daß man das zum Grunde liegende Princip ganz aus dem Auge verloren und sich nicht eine deutliche Vorstellung des Unterschiedes gemacht hat, der zwischen Liefernden und Empfangenden, der Billigkeit gemäß, gemacht werden muß.

§. 7. Wozu eine speciellere Aufsicht.

Im Allgemeinen scheint es angemessen, wenn der Empfangende kaufen oder bestellen kann, wo und bei wem es ihm am besten gefällt. Es ist aber nichts weniger, als der allgemeinen Wohlfahrt angemessen, wenn ein jeder sich als Liefernder, wo und wenn es ihm gefällt, niederlassen, und seinen ruhigen, redlichen, fleißigen Nachbar, von einem Tage zum andern ohne Weiteres, verdrängen und in Noth stürzen kann.

Ein solches Verfahren wird nicht einmal vor der Thür eines Theaters erlaubt, wo in der Queue ein jeder seinen Platz behalten muß und durch Polizeidiener bisweilen

unsanft an seine Stelle zurückgewiesen wird, wenn er vorzudringen versucht.

Mit einigen Verkaufsanstalten, zum Beispiel Pharmacien, wird auch eine Ausnahme gemacht. Allein, wenn man es nothwendig findet, Ausnahmen mit Pharmacien zu machen, so müßte mit jedem Kauf- und Handelsverhältniß eine Ausnahme gemacht werden. Denn ich kenne kaum einen Handel oder ein Gewerbe, das nicht ein pharmaceutisches wäre.

Der Stiefel- oder Schuhmacher kann mir durch wasserziehendes Schuhwerk eine tödtliche Krankheit verursachen. Der Schneider, die Schneiderin, können meinen Kindern beiderlei Geschlechts, durch verkehrte Moden oder schlechten Schnitt, das Wachsen des Körpers verhindern, denselben verunstalten, auf Lebenszeit schwächen, zu Brust- und anderen Krankheiten disponiren. Der Tabakshändler kann mir ein gefährliches Pulver als etwas sehr wohlthätiges für Augen oder Schnupfen empfehlen. Der Weinhändler kann mich durch gefährliche, den Geschmack bestechende Mischungen allmählig vergiften. Der Bäcker ist auch ein Pharmaceut, dessen Arzeneien den Hunger curiren sollen. Kurz, alle Handelsarten und Gewerbe erfordern Zutrauen, und es ist immer mehr oder weniger gefährlich, den ersten Besten damit schalten und walten zu lassen, wie er es versteht oder wie er es will.

Eine angemessene Aufsicht, die zweckmäßiger als die frühere wäre, und die an manchen Orten auch in der That noch besteht, würden auch die Gewerbe sich eher gefallen lassen, als eine Freiheit, welche keinen andern Namen, als den der Gewerbe-Unsicherheit, zu führen verdiente.

§. 8. Gewerbefreiheit löset sich in Gewerbe-Unsicherheit auf.

Die sogenannte Gewerbe-Freiheit ist auch in der That nichts andres, als eine Gewerbe-Unsicherheit.

Der bereits etablirte Kleinhändler oder Meister bedarf der Gewerbefreiheit nicht, da er bereits etablirt ist. Sie besteht also bloß für denjenigen, der es noch nicht ist, und nur andern mit seiner Niederlassung, und mithin mit einer Verminderung ihrer Kunden, droht.

Dies will viel mehr sagen, als Mancher sich im ersten Augenblick dabei denken dürfte.

Was ist am Ende Freiheit ohne Sicherheit? Wer nicht sicher ist, der ist auch nicht frei. Er kann nicht unternehmen, was er möchte, und wenn er etwas thut, so muß er beständig fürchten, dabei gestört und daran verhindert zu werden.

Die Sicherheit des Eigenthums ist das Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft; eine auf die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft gebaute Unternehmung ist ebenfalls ein Eigenthum. Kann jeder ad libitum dieses Eigenthum gefährden, zerstören, so ist das Grundgesetz der Gesellschaft verletzt. Also die Gewerbe-Unsicherheit ist eine Verletzung des umfassendsten und heiligsten aller gesellschaftlichen Gesetze und die buchstäbliche Uebersetzung des Wortes Demagogie in gewerbliche Sprache.

Wer einmal sich zu etabliren befugt ist, muß seines Erwerbes gewiß seyn, und das muß ihm durch die betreffenden Verordnungen, so lange er seine Schuldigkeit thut, garantirt werden. Alle Unterthanen des Staats sind Bestandtheile des Staats. Ein Beamter kann nicht durch Seinesgleichen abgesetzt oder in seinen Rechten offenbar und frei verkürzt werden; warum sollte der nützliche Bürger, ohne den der Staat eben so wenig, als ohne seine Beamten, bestehen könnte und würde, nicht eines ähnlichen Vorzuges genießen?

Nicht also die sogenannte Gewerbe-Freiheit ist es, was die allgemeine Wohlfahrt, eine weise Gesetzgebung, die gesellschaftliche Ordnung, ein hoher Grad der Civilisation, verlangen; sondern vielmehr Gewerbe-Sicherheit.

Was

Was geschieht, wo die Gewerbe-Sicherheit aufhört? Welchen Einfluß übt die Gewerbe-Unsicherheit auf die untern Klassen der Gesellschaft aus? Wie verhält es sich, bei den mittlern, unter dem Einflusse desselben Systems der unbeschränkten Concurrenz? Das ist das umständlichere Thema, in welches wir uns vorgenommen hatten tiefer einzudringen, nachdem wir diesen vorläufigen Blick auf die, durch Gewerbefreiheit entstehenden Concurrenz-Verhältnisse geworfen.

Fünfter Abschnitt.

Nächste Folgen der Gewerbe-Unsicherheit.

§. 1. Häusliche Niederlassung der Gesellen.

Ein Meister hält sich Gesellen. Der erste oder Hauptgesell vertritt, bei den Kunden, die Stelle des Meisters, wenn dieser hier oder dort hingerufen wird.

Jeder Gesell ist immer klüger, als der Meister, sonst würde er nicht Mensch seyn. — Ach, wenn ich Meister wäre, nicht so würde ich es anfangen, sondern so! —

Der erste Gesell ist schon halb Meister; wie er den Meister übersieht, weiß niemand besser, als er. Die Kunden werden von ihm mit dem eifrigsten Zuvorkommen empfangen. Er sorgt auch dafür, daß er denjenigen, die nicht in's Haus kommen, nicht unbekannt bleibe, oder wenigstens, daß sie ihm nicht unbekannt bleiben. Halt! In derselben Straße, gerade dem Meister gegenüber, ist eine kleine Wohnung zu vermiethen. — Nun, Gottlob, kann ich heirathen!

Vor Kurzem wurde auf dem Tanzboden eine Bekanntschaft gemacht. — Dieser, jener, war verdammt eifrig um sie herum! Es ist kein Augenblick zu versäumen, sonst müßte ich sie mir vor der Nase wegschnappen lassen!

§. 2. Schicksal der neuern und ältern gewerblichen Familien.

Nach vier Jahren sind, außer dem, zum ansässigen Meister bereits emporgestiegenen Gesellen, eine Frau und vier Kinder da.

Die Familie des Meisters, bei dem er früher arbeitete, ist ein halbes Dutzend Köpfe stark. Dieser konnte, als er noch alle seine Kunden besaß, seine Frau, nebst seinen sechs Kindern, gehörig und seinem Stande gemäß ernähren und erziehen. Diese Kunden haben sich nun aber auf ihn und den neuen Meister vertheilt. Jetzt muß der alte Meister die Erziehung der Kinder vernachlässigen, und froh seyn, wenn er ihnen nur das kümmerliche Brod noch zu geben im Stande ist.

Dem neuen Meister geht es noch schlimmer; denn so viele Kunden hat er doch nicht an sich zu ziehen gewußt, als der alte sich erhalten hat. Er denkt schon daran, etwas anderes zu unternehmen, da die Gewerbefreiheit ihm einen weiten Spielraum eröffnet.

Gelingt es dies Mal nicht, und verfolgen ihn die Gläubiger, so ist es ihre Schuld, wenn er sich genöthigt sieht, Frau und Kinder in Stich zu lassen, und in die Fremde, wo er schon gewesen ist, wieder hinzuwandern, und ein, von den schweren, drückenden Sorgen befreites Leben zu gewinnen.

§. 3. Fortwährende Vermehrung der Meister bei nicht verhältnißmäßiger Vermehrung der Kunden.

Doch, wie die Sachen für die Herren stehen, soll niemand wissen.

Am Sonntage erscheinen die Frauen, wie Damen geputzt. Je drückender die Noth wird, desto mehr wird geprahlt. Die Aufklärung hat jetzt so viele Fortschritte gemacht, daß die niedern Klassen eben so gut, wie die höhern, die Vortheile der Taktik kennen: Faire bonne mine

à mauvais jeu. Das anscheinende Gelingen lockt andere Gesellen, dem Beispiele zu folgen.

Außerdem sind sie, was immer nicht zu vergessen ist, viel klüger, verstehen das Gewerbe viel besser, als jene Meister. Einige Zeitungsanzeigen, vielleicht das große Loos, macht sie bald zu dicken, gespreizten Herren. — Und wenn das auch nicht wäre! Ich liebe Lottchen, ich kann eben so gut es mit dem Heirathen versuchen, wie Andere! Andere kommen aus, warum sollte ich nicht auch bestehen können? Es stirbt niemand vor Hunger. Frisch ein Patent geholt, frisch geheirathet, frisch sind sechs Kinder wieder vorhanden!

Früher war nur Ein Meister da. Jetzt finden sich ein halbes Dutzend neben einander. Die Kunden vermehren sich aber nicht in gleichem Verhältniß. Seit der Einführung der Gewerbefreiheit ist die Bevölkerung der Stadt nicht das Sechsfache dessen geworden, was sie früher war. Die Meister also geben sich einander den Gnadenstoß.

Einige laufen endlich davon, die rechtschaffnern sterben vor Gram oder durch angestrengte Arbeit frühzeitig. Wittwen, verlassene Frauen, Schaaren unerzogener Kinder stehen hülflos da.

Dann mögen Armen-Directionen, und Anstalten für verwahrlosete Kinder, zusehen, wie sie alle die Unglücklichen unterbringen.

§. 4. Masse der hierdurch entstehenden künstlichen Armuth.

Das ist der Hergang der Gewerbe-Unsicherheit, die Art, wie die Concurrenz sich selbst zum Correctiv dient, und die zu große Anzahl der Meister sich selbst vermindert oder beschränkt.

Schneider, Schuhmacher, Buchbinder, Handschuhmacher, Hutmacher, Schirmmacher, Glaser, Goldschmiede, Klempner, Uhrmacher, Stubenmaler, Tischler, Sattler, Fleischer,

Stellmacher, Stuhlmacher, Drechsler, Böttcher, Seiler, Strumpfwirker, Weber, Färber, Kürschner, Gerber, Haarkünstler, Bürstenbinder, Steinschneider, Töpfer, Zinngießer, Schmiede, Messerschmiede, Grobschmiede, Nagelschmiede, Büchsenmacher, Schwerdtfeger, Schlosser, Kupferschmiede, Vergolder, Bronzirer, Goldschläger, Plattirer, Mechaniker, Zahnärzte, Instrumentenmacher, Buchdrucker ꝛc. können bei der Gewerbe-Unsicherheit desselben Schicksals gleich sehr gewärtig seyn.

Eisenhändler, Modehändler, Bijouteriehändler, Waarenhändler, Parfümeurs, Conditoren, Bäcker, Weinhändler, Restaurateurs, Inhaber von Lesekabinetten, Buchhändler, Wechsler, Huthändler, Glashändler, Holzhändler, Lederhändler, Kupferstichhändler, Tabakshändler, Schreibmaterialienhändler, Victualienhändler, Tuchhändler, Leinwandhändler, Wachshändler ꝛc., alle schweben bei der sogenannten Gewerbefreiheit beständig in ähnlicher Gefahr.

Also wird durch die Gewerbe-Unsicherheit die Wohlfahrt des größten Theils der Städte-Bevölkerung dem Eigendünkel, den Leidenschaften, dem Zufall und dem, allen Menschen eigenen Hoffnungswahne Preis gegeben. Was für Ströme künstlicher Armuth aus einer so vielfältigen Quelle hervorbrechen müssen, ist nicht zu übersehen. Man kann sich eine solche Lage der Dinge nur mit Schauder und Herzdrücken lebhaft vorstellen.

Sechster Abschnitt.

Gestaltung der allgemeinen Concurrenz zur Stände-Unsicherheit.

§. 1. Gebildetere Stände.

Es ist sattsam von allen Publicisten und Gesetzgebern wiederholt worden, daß unbeschränkte Freiheit bald in Zügellosigkeit ausartet. Und Zügellosigkeit sollte nicht,

ebenfalls, bei den Gewerben die Folge einer unbedingten Freiheit werden! Was aber von den Gewerben gilt, wenn sie in das, alle bestimmte Formen auflösende Fluidum der allgemeinen Concurrenz hineingeworfen werden, ist nicht weniger auf andere Stände anwendbar.

Für gewisse Stände scheint zwar die Natur der Sache von selbst den Ueberschwemmungen der allgemeinen Concurrenz Dämme entgegen zu setzen. Bei Militair- und Civilbeamten wäre das willkührliche Uebergehen von einem Posten zum andern, und das willkührliche Ergreifen eines solchen, zu dem man gerade ein Gelüst verspürte, ein so vollendetes Unding von Staatsorganisation, daß bei diesem Stande der Dinge kein Staat verwaltet werden könnte. Hier drängt die allgemeine Concurrenz in der Regel nicht unmittelbar von Innen, aber desto ärger von Außen her.

Auch giebt es Stände, die zwar nicht durch die Bestimmung der Regierung in's Leben treten, aber einen bedeutenden Credit erfordern. Dieser Umstand schützt sie jedoch wenig vor der allgemeinen Concurrenz. Nicht bloß Vermögen, sondern, was ganz billig ist, auch Rechtlichkeit vermehrt den Credit. Seitdem die Rechtlichkeit immer seltener wird, ist aber auch die Kunst erfunden worden, sich mit Schein-Vermögen Credit zu verschaffen.

Es giebt andere Stände, zu welchen dem Einzelnen der Zutritt nicht gestattet wird, ohne gewisse, von der Regierung vorgeschriebene Förmlichkeiten vorher erfüllt zu haben, zu welchen indessen die Regierung alle diejenigen zuläßt, die den vorgeschriebenen Bedingungen Genüge leisten. Zu solchen Ständen gehören Geistliche, Juristen, Aerzte, Gelehrte, Künstler, Lehrer &c. Wenn diese Stände der allgemeinen Concurrenz Preis gegeben sind, so ist kein Grund vorhanden, daß sie nicht eben so ungewiß und precär, als die Gewerbe, werden.

Sie vermehren sich nicht aus sich selbst allein, obgleich die alleinige Selbstvermehrung zur Erhaltung der gehörigen

Fülle in denselben schon hinreichen dürfte. Aber, außer diesen Klassen existirt noch eine, welche beständig wächst und kein anderes Amt hat, als das Amt, sich den Lebensunterhalt jener Klassen anzueignen und dieselben vor der Zeit zu verdrängen. Wie die Gewerbe-Unsicherheit diese Heuschrecken-Klasse zum unglücklichen Daseyn hervorruft, soll in dem gegenwärtigen Abschnitt gezeigt werden. Der fortwährende Andrang der Candidaten, welche die Gewerbe-Unsicherheit gegen die mittleren Stände auswirft, muß zuletzt diese Stände in dieselbe Lage der Ungewißheit wegen des Lebensunterhalts versetzen, in welcher die gewerblichen Klassen sich schon befinden. Stände-Unsicherheit ist eine Consequenz der Gewerbe-Unsicherheit, und die Gewerbe-Unsicherheit vermehrt wiederum, in's Unbestimmte hinaus, die Stände-Unsicherheit.

§. 2. Höhere gewerbliche Stände. Erwerb.

Nicht bloß Meister und Kleinhändler werden durch Concurrenz gefährdet. Auch die Kaufleute einer höhern Ordnung werden durch dieselbe zu Grunde gerichtet. Die Grossirer, die Banquiers, die Fabrikanten, würden nicht so oft ihre Zahlungen einstellen müssen und durch unverschuldete plötzliche Bankerotte den Handel, mit dem ihm nothwendigen Vertrauen, weit umher erschüttern, wenn nicht so viele Kaufleute sich in Speculationen versuchen wollten, welche ihre Kräfte übersteigen.

§. 3. Wissenschaften und Künste.

Allein ein hohes Feld der menschlichen Thätigkeit, das der Wissenschaften und Künste, wird doch wohl frei von dem Einflusse des, Alles auflösenden Systems der tabula rasa in der Form der Concurrenz bleiben? Mit nichten. Gerade hier treibt der böse Dämon der Concurrenz am ärgsten sein herabwürdigendes Spiel.

§. 4. Wie Gesellen zu Burschen werden.

Die Händler, die Meister aller Arten, können wenig Lust haben, ihre Söhne zu einem Erwerb zu erziehen, der ihnen gar keine Sicherheit gewährt und wobei der erste beste Einheimische oder Fremde mit einiger Marktschreierei sie aus dem Sattel heben kann.

In jedem Falle müssen die Söhne irgend eine öffentliche Unterrichtsanstalt besuchen.

Da nun, vermöge der tabula rasa, die Wahl durchaus frei steht, so kommt es jetzt nur noch auf die Wahl an.

Es existiren überhaupt zwei Arten der öffentlichen Unterrichtsanstalten. Gymnasien und Bürgerschulen. Der frühere Zweck, bei der respectiven Einrichtung dieser Unterrichtsanstalten, war der, daß die Bürgerschule dasjenige lehren sollte, was jedem Bürgersmann zur religiösen Bildung seines Herzens und zur Führung der, mit seinem Erwerbe verbundenen kleinen Geschäfte erforderlich ist. Das Gymnasium aber sollte nur die Vorschule der Hochschule, die zur Universität vorbereitende Lehranstalt seyn.

Jetzt aber soll jeder Bürgersmann ein Polymath, ein Vielwisser, ein Allkopf werden. Das verlangt die tabula rasa, die eben darum die rasa ist, damit das ganze Universum darauf intabulirt werden könne.

In den Bürgerschulen müssen demnach, nicht minder als in den Gymnasien, viele und kostspielige Lehrer angestellt werden. Die Gymnasien sind in der Regel vom Staate dotirt, aber die Bürgerschulen nicht. Der Unterricht in den Bürgerschulen muß also theurer zu stehen kommen, als der in den Gymnasien.

Andere Bestimmungsgründe hat der, mit Noth kämpfende Familienvater zur Entscheidung zwischen Gymnasien und Schulen nicht nöthig. Bald sind die untern Klassen der Gymnasien mit Kindern überfüllt, die nicht dahin

gehören, und welche einst die Universität **nicht** besuchen sollen.

Der Uebelstand wird noch vermehrt, wenn denjenigen eine gewisse Civil= oder Militair=Vergünstigung zugesichert wird, welche die höhern Klassen in den Gymnasien erreichen.

Es ist ohnehin nicht aus der Acht zu lassen, daß es für die niedern Stände immer eine anlockende Lotterie bleibt, die Kinder in die Gymnasien zum Unterricht zu schicken. Wenn Alles Lotterie wird, selbst die Erwerbe, warum sollten sie nicht auch diese versuchen?

Die Aeltern sind außer sich, wenn der Knabe zu Hause einige lateinische oder gar griechische Wörter auswendig lernt. — Der Knabe ist gewiß ein Genie! Wer weiß, was noch Alles aus ihm werden kann? Kann er übrigens nicht so gut, wie so viele Andere, ein Prediger, ein Arzt, ein Geheimer Rath, ein Professor, ein Officier ꝛc. werden? Waren denn Vater und Mutter von diesem oder jenem stattlichen Herrn nicht Leute, wie wir? —

Der Knabe wird also zum Latein und Griechischen angehalten, wie auch seine Fähigkeiten seyn mögen.

Er würde nicht einmal dieser, für ihn verkehrten Studien überhoben seyn, wenn er in die Bürgerschulen geschickt würde. Was wird in diesen Schulen nicht alles gelehrt! Griechisch, Latein, Französisch, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, alte Geschichte, neuere Geschichte, Geographie, musikalischer Gesang, Zeichnen; außer dem Schreiben, der deutschen Sprache, der Religion, der Arithmetik und den pedantischen, lächerlichen sogenannten Denkübungen!

Es läßt sich erwarten, daß wenn die Jünglinge in so vielen Dingen gut oder schlecht, in Schulen oder Gymnasien unterrichtet, und zu Hause, wie kleine Wunder, bei jedem gelehrt klingenden Worte angestaunt werden, Eitelkeit in ihrer Seele erwache, und sie verächtlich auf den Erwerb

des Vaters hinabsehen, über welchen er selbst alle Tage klagt und mit dem er selbst täglich unzufriedener wird.

Besitzt der Vater einiges Vermögen, hat er vielleicht eine kleine Erbschaft gemacht, so muß der Sohn Jurist oder Arzt werden. Ist der Vater aller Mittel entblößt, so kann sich doch der Sohn zum Geheimen Sekretair in den Büreaus, oder zum Buchhalter in einem großen Handlungshause emporschwingen. Indessen wird er für's Erste zum Philologen, zum Lehrer, am häufigsten aber zum Prediger bestimmt. Seminarien und Stipendien eröffnen ihm hiezu die bequemste Aussicht. Dann kann er als Famulus die Vorlesungen auf der Universität unentgeldlich besuchen. Wissenschaften sind Eigenthum der Menschheit. **Tabula rasa!**

So werden die Universitäten mit einer Unzahl Studenten überfüllt, die, während sie ihre Studien sorgenfrei verfolgen und den Kopf tüchtig für die Zukunft ausrüsten sollten, nicht wissen, wie sie am heutigen Tage den Magen stillen werden, und sich theils die nöthigen, selbst die wohlfeilsten Compendien nicht anschaffen können, theils durch Privat-Unterricht oder sonstige Hülfsmittel, Collectiren, freie Philister-Mahlzeiten, Credit-Stuben und Restaurateurstische, gelegentliches P u m p e n ꝛc., zum Nachtheil ihrer eigenen höhern wissenschaftlichen Bildung, durchhelfen müssen.

§. 5. Wechselbeziehung zwischen natürlichen Anlagen und gesellschaftlicher Bestimmung.

Wie es mit ihren Kenntnissen beschaffen seyn kann, wenn sie die Universität verlassen, ist bei solchen Umständen vorauszusehen. Es versteht sich, daß nur das Allergenaueste, was zum Brodstudium oder zum Schreckexamen gehört, von ihnen getrieben werden konnte.

Es kommt auch noch in Ansehung ihrer individuellen Fähigkeiten eine Betrachtung hinzu, welche ich unterdrücken

müßte, wenn ich den blinden Leidenschaften der Menge fröhnen wollte.

Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß aus den untern Volksklassen nicht ein kräftiger, ausgezeichneter, trefflicher, edler Geist hervorgehen könnte. Keine Geschichte würde mehr gegen meine Behauptung zeugen, als gerade die der Wissenschaften und Künste. Ein wahrhaftiges Genie bricht sich aber selbst seine Bahn; und es weiß, sei es in der Stadt oder auf dem Dorfe geboren, die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Die Schwierigkeiten verhelfen oft dem Genie mehr zur Entwicklung seiner intensiven Kraft, als die vielfältigen Erleichterungen, welche der ungelehrigen Menge dargeboten werden. Dagegen ist der Geist der Menge ein künstliches Feuer, zu dessen Aufloderung und Ernährung brennbare Materialien mühsam gesammelt und zusammengetragen werden müssen. Ein großes, kräftiges Genie ist aber ein göttliches, sich selbst anzündendes und erhaltendes Feuer, welches die gesellschaftlichen Hindernisse, wie ein Vulkan, überwindet, der in der innern Gluth der Erde seine Nahrung findet, die mächtige, jene innere Gluth bedeckende Granitschale erhebt und durchbricht, und aus seinem hochwachsenden sprühenden Krater Himmel und Erde in einen allgemeinen Brand zu versetzen scheint. Solchen Genies durch die öffentlichen Unterrichtsanstalten entgegenkommen zu wollen, ist ein großer Irrthum. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die Vorsehung schon die Umstände selbst bereitet, wodurch sie, wenn ihr Aufkommen sonst im Plane derselben liegt, auch ohne diese voreilende Hülfe aufkommen werden. Dann sind sie so selten, daß sie nicht in Betracht kommen, sobald von der Masse die Rede ist.

Ist nicht hingegen bei dieser im Allgemeinen zu befürchten, daß Leute auf die Wissenschaften mit Gewalt hingewiesen werden, welche eben so wenig durch ihre Anlagen, als durch ihre Geburt, dazu bestimmt waren?

Erblichkeit der physischen Anlagen läßt sich nicht läugnen. Das österreichische Kaiserhaus behauptet die dicke Lippe; die Bourbons die gekrümmte Nase; die Abkömmlinge der Israeliten die gekrümmte Nase und das krause schwarze Haar; die Chinesen ihre kleinen, blinzelnden und geschlitzten Augen; die Wilden ihre schwarze oder kupferfarbige Haut; der Sohn ähnelt dem Vater, und mithin auch der Bruder dem Bruder. Alle die Aehnlichkeiten können durch Heirathsverbindungen in der Verzweigung der Generationen vermindert oder verstärkt werden. Körperliche Uebel, häßliche Züge, wie körperliche Schönheiten und Stärke, pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Sollte denn nicht eine ähnliche Erblichkeit in den geistigen Anlagen statt finden?

Die Geschichte spricht dafür. Die einzelnen Familien, deren Geschichte der Geschichte angehört, behaupten einen ihnen eigenthümlichen Geist und Characterzug, der oft viele Generationen hindurch währt, selbst bei ganz verschiedenen Umständen und verschiedener Erziehung.

Auf den Grund dieser Thatsachen, womit sich leicht ein Buch füllen ließe, kann man füglich annehmen, daß jeder Stand in der menschlichen Gesellschaft einen höhern Grad der Vollkommenheit erreichen würde, wenn die Menschen in der Regel in dem Stande blieben, in dem sie geboren sind.

Und warum nicht, da es einmal der Wille der Vorsehung und der Natur ist, daß es verschiedene Stände in der menschlichen Gesellschaft geben soll? Sind die arbeitenden entbehrlicher, als andere?

Wenn ich die Vorlesungen eines Professors hören, einen Besuch bei einem Großen abstatten, mich vor Regen und Schnee, Wind und Kälte, durch ein Haus schützen will, muß ich nicht vorher die Dienste des Zimmermanns, des Tischlers, des Schlossers, des Glasers, des Tucharbeiters, des Leinewebers, des Hutmachers, des Schuhmachers,

des Schneiders in Anspruch nehmen? Ich kann diese Leute weniger entbehren, als den Besuch und die Vorlesung selbst, wohin ich mich nicht ohne Hut, ohne Rock, ohne Schuhwerk begeben kann.

Allein, diese Leute haben ihre Bestimmung, wie der Große, wie der Professor, die ihrige haben. Es ist anzunehmen, daß der Sohn eines Sackträgers auch ein eben so tüchtiger Sackträger, wie der Vater, werden kann. Es ist aber nicht mit demselben Grade der Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, daß der Sohn einer zärtlichen Gräfin, in jene Lage versetzt, zu derselben Tauglichkeit gelangen würde. Nun fragt es sich umgekehrt, ob der Sackträgersohn, als Wechselkind zum Grafen gemacht, dasselbe, als denkender Mann, als Staatsmann, als Militair, als Richter, leisten wird, was der zum schlechten Sackträger gewordene, gräfliche Sohn geleistet haben würde. Ich trage nicht Bedenken, die Frage im Allgemeinen zu verneinen.

Ich glaube, daß die höhern Stände sich fortwährend aus den untern recrutiren müssen. Das Reichwerden einiger Familien aus den untern Ständen bringt es von selbst mit sich. Das häufige Aussterben vornehmerer Familien macht es nothwendig. Die ausgezeichneten Köpfe, welche in den untern Ständen hin und wieder zum Vorschein kommen, machen es wünschenswerth. Allein, künstlich, durch Geldvortheile, durch verleitende Gelegenheiten, durch anlockende Bestimmungen, durch Militair- oder Civil-Vergünstigungen, die arbeitenden Klassen zu den denkenden Klassen mit Gewalt herüberzuziehen, ist gewiß ein Mißgriff.

§. 6. Nota Bene!

Ich habe früher gesagt, daß ich gegen jede locale Anwendung meiner Ansichten protestire. *)

---

*) Vergl. IIten Th. Vten Abschn. §. 6. (S. 88.)

Nur im Allgemeinen spreche ich, und meine einzelnen Behauptungen sind nur Schlußfolgen der von mir aufgestellten höhern Grundsätze. Sie können mit den Bestimmungen dieser oder jener Regierung vielleicht in Widerspruch stehen; davon fällt die Schuld nicht auf mich. Diese Regierungen können auch, in ihrer eigenthümlichen Lage, ihre guten, vollwichtigen, mir unbekannten Gründe haben, so zu verfahren, wie sie thun; und nichts ist ferner von mir, als mich zu ihrem unbefugten Richter und Verdammer aufwerfen zu wollen.

Ich habe es hier nur mit Allgemeinheiten zu thun, und, abgesehen von den eigenthümlichen Verhältnissen, welche jene Allgemeinheiten mehr oder weniger modificiren, behaupte ich nur: Bei solchem Anfang sieht man solchem Ende unzweifelhaft entgegen!

Siebenter Abschnitt.

Die nächsten Folgen der Stände-Unsicherheit.

§. 1. Verwandlung der Gymnasien in Bürgerschulen, und umgekehrt.

Wie muß es also mit den höhern Studien, für die Wissenschaften und Künste, für die Staatsämter, und für die höhern bürgerlichen Stände überhaupt, werden, wenn der Mißgriff begangen wird, die arbeitenden Klassen durch alle erdenkbare Mittel in dies Gebiet hineinzudrängen!

Die untern Klassen der Gymnasien, die zu Vorschulen für die Universitäten dienen sollen, werden mit den Söhnen aus den untersten Volksklassen überfüllt. Diese bringen allerlei Unsittlichkeiten, Ungeschliffenheiten, Straßenredensarten und Manieren, neben der gewöhnlichen Ungelehrigkeit, mit, und es bleibt den gebildetern Aeltern, welche das

moralische Contagium für ihre Söhne fürchten, nichts übrig, als selbige in die, von den untersten Volksklassen verlassenen Bürgerschulen zu schicken.

Also die Söhne, welche einst die Universität besuchen sollen, besuchen nicht die Vorschulen der Universität, sondern die Bürgerschulen, welche nicht als Vorschulen für die Universität dienen sollen; und die Söhne, welche sich nicht zum Besuchen der Universität eignen, besuchen nicht die für sie bestimmten Schulen, sondern die Vorschulen der Universität: Welches für sie, entweder verlorne Mühe und Zeit ist, oder zur verführerischen Gelegenheit wird, sich wirklich bis zur Universität hindurchzuwinden.

Das ist so wahr, daß die Gymnasiasten nur dann erst als eigentliche Gymnasiasten angesehen werden, wenn sie bis zur dritten Klasse gelangen, wo sie für einen bürgerlichen Erwerb, und namentlich für den väterlichen, meistens schon verdorben sind.

Auf diese Weise kreuzen sich Gymnasien und Bürgerschulen in ihren Wirkungskreisen. Ihre eigenthümliche Bestimmung und die zweckmäßige Vorbereitung der gesammten sie besuchenden Jugend werden zugleich verfehlt.

§. 2. Universitäten werden zu Gnadenanstalten.

Bei diesem verkehrten Gange des Jugendunterrichts müssen auch die Universitäten mit der Plage der Ueberfüllung heimgesucht werden. Weil man aber die Ueberfüllung der Universitäten für ein Zeichen der zunehmenden wissenschaftlichen Bildung eines Landes nimmt, theils auch, weil die Professoren gerne darin einen schmeichelhaften Beweis ihrer Berühmtheit erblicken mögen, so wird sie pomphaft und mit großen Zahlen verkündigt.

Die Ueberfüllung würde allerdings eine große Erscheinung seyn, bestände sie, wie es der Fall seyn sollte, oder wenigstens zu wünschen wäre, aus fähigen, der übrigen Bevölkerung, durch Verstand und Mittel, überlegenen Indi-

viduen. Aber die Hälfte muß sich ihre Collegia gratis erbitten, wodurch sie den etwas verwunderten Professoren, im eigentlichen Sinne des Wortes, die tabulam rasam anschaulich machen.

Ein rohes, ungebührliches, ordnungswidriges, bisweilen gar aufrührerisches, empörerisches Betragen beweiset auch, daß Viele so mittelmäßige und beschränkte Geister sind, daß sie nicht einmal ihre dortige Bestimmung anerkannt und begriffen haben. Wieder tabula rasa im kahlsten und hoffnungslosesten Sinne des Wortes.

§. 3. Literarische Welt.

Durch Arbeit und Fleiß erlangen indessen Einige nicht geringe Kenntnisse. Allein, aus den untersten Ständen und Klassen herstammend, bringen sie nur zu oft die rohen Sitten und, was noch schlimmer ist, die niedrigen Gesinnungen, in denen sie erzogen wurden, in die höhere Sphäre mit hinüber.

Wie milde Wärme belebt und erfreut, so auch im gesellschaftlichen Umgang ein Benehmen, welches Feingefühl, Zuvorkommenheit, Gefälligkeit, und Selbstaufopferung, wenn auch nur in unbedeutenden Dingen ausdrückt. Die in Rede stehenden jungen Leute scheinen gerade in ein entgegengesetztes Benehmen etwas Rühmliches finden zu wollen. Was sie eigenthümlich bezeichnet, ist jene cynische Verachtung des äußern Zwanges in den Manieren, in dem Anzuge, in der Sprache, welcher die höhern Stände von den untern unterscheidet.

Daher, in den literarischen Zwistigkeiten, in den zu Gassenblättern herabgewürdigten Zeitschriften, die rücksichtslosen Persönlichkeiten, die bittern Ausfälle, die beleidigenden Worte, selbst die öffentlichen Lügenzeihungen, welche jeden gebildeten Mann empören müssen, und wenig dazu geeignet zu seyn scheinen, die Wissenschaften in dem ihnen gebührenden hohen Range zu erhalten.

Eine nachgeahmte, affectirte Parade=Höflichkeit können zwar Manche gelegentlich an den Tag legen. Sie wird aber nie zur Gewohnheit für sie und zur andern mildern Natur, sondern die angeborne rohe Natur und die frühern Gewohnheiten gucken in der Behausung und in dem vertrauten Umgange beständig wieder hervor.

Und gleichwohl sind es jetzt zum Theil die Männer, welche die höchste Stufe der Bildung im Staate erhalten, fortpflanzen und vertreten sollen.

§. 4. Anstellungen.

Alle wollen leben; alle suchen Anstellungen nach.

Da der Staat sie dazu bildete, so verlangen sie auch, daß der Staat ihnen solche gebe.

Chateaubriand, als Minister des Auswärtigen, zeigte in einer schönen, vor der französischen Deputirten=Kammer gehaltenen Rede, daß, wenn dies nicht strenge Pflicht von Seiten der Regierung, es wenigstens für die Regierung eine Nothwendigkeit sei.

Allein, bei dem fortwährenden Zuströmen der Mitbewerber, muß doch ein Augenblick kommen, wo keine Stellen mehr zu vergeben sind, wenn man sonst nicht Sine=Curen schaffen will, deren Zahl doch wiederum ihre Gränze verlangt.

Was wird nun, Dank dem herrlichen Princip der Concurrenz, aus der Menge der jungen Leute werden, welche die gewünschte Versorgung nicht erhalten? Viele erhalten sie erst nach vielen Jahren kümmerlichen Harrens und Wartens, manchmal nie. Andern gelingt es zwar, den Fuß in einen Steigbügel zu stecken; aber wie lange wird noch neben dem Rosse her getrabt werden müssen, bis man sich auf dessen Rücken werfen kann, und endlich zum Reiten kommt!

Ich führe nur die Juristen an. In der Regel müssen sie bei den Gerichten lange Jahre ohne Gehalt arbeiten. Dem

Dem alten Vater, dem sie eine treue Hülfe bei der zunehmenden Schwäche geworden wären, wenn sie sich ihm angeschlossen hätten und seinen Erwerb fortsetzten, fallen sie zur Last, als wenn sie nichts gelernt hätten, als wenn er sie noch einmal zum Amte erziehen müßte, obschon er sich für sie schon erschöpft hat.

§. 5. Schriftstellerei.

Diejenigen, welche zur Anstellung nicht kommen können, suchen sich durch schriftstellerische Arbeiten durchzuhelfen, und jagen nach Witz zum Lachen, während sie weinen möchten.

Daher die vielen unnützen Zeitschriften, langweiligen Gelegenheitsgedichte, keck aburtheilenden Theaterkritiken, improvisirten Novellen, nachgeahmten Romane, kindischen Kinderschriften, die Unzahl der abgeschriebenen deutschen, lateinischen, italienischen, englischen, zumal französischen Sprachlehren, Naturgeschichten, Weltgeschichten, Anecdoten-Sammlungen, die oberflächlichen neuen Compilationen und wörterbuchlichen Bearbeitungen aller Wissenschaften und Künste, kurz, jener undurchdringliche Schwarm von Werken und Blättern aller Arten und Titel, wodurch die bessern Geistesproducte dermaßen umnebelt werden, daß man sie nicht mehr wahrnimmt, und auf die Literatur der Zeit beinahe ganz Verzicht leisten muß, wenn man ihr nicht seine ganze Zeit widmen will oder kann. Denn, wohl nicht weniger, jetzt, als vor drei tausend Jahren, viel Büchermachens ist kein Ende. (Predig. XII, 12.)

§. 6. Lehrfach.

Um jene Schriftstellerei, welche nicht immer zum voraus bezahlt oder belohnt wird, treiben zu können, muß man eine Subsistenz-Basis haben.

Wenn auch die neuen Literaten nichts weniger als Lust und Absicht hegen, sich dem Lehrstande zu widmen,

so werfen sie sich doch zu Lehrern auf, wozu der Anfang mit Stundengeben gemacht wird.

Hiedurch entsteht sowohl in Schulen, als in dem häuslichen Unterricht, eine Lehrer-Concurrenz, die in Ansehung der Unterrichts-Kosten, indem die Lehrer sich bis in's Blut einander mit Wohlfeilheit überbieten, eine Erleichterung für die Schulunternehmer und für die Familien zu seyn scheint. Aber die Concurrenz, welche, wie gesagt, durch Glanz und Marktschreierei, die fehlende Güte der Waaren überhaupt zu ersetzen strebt, übt eine gleiche Wirkung auf die Unterrichts-Waare aus.

Die Marktschreierei bekundet sich schon allein dadurch, daß jeder neu auftretende Lehrer sich durch sein eigenes Büchlein auszeichnen zu müssen glaubt. Zehn tausend Grammatiken, Vocabeln-, Lese-, Uebersetzungs-, Rechen ꝛc.-bücher sind schon vorhanden. Er aber, er allein hat die rechte Weise gefunden; und, mit seinem merkwürdigen Product, füllt er in der Unterrichts-Literatur eine wesentliche Lücke aus.

Je weniger Talent zum Lehrerfach die Herren besitzen, desto mehr muß die Jugend für deren Abweisung von den früher nachgesuchten Aemtern büßen.

§. 7. Groll gegen Regierungen.

Allesammt, Lehrer und nicht Lehrer, da sie unabhängig bleiben, und bleiben müssen, kehren die Sache um, und stellen sich, als wenn sie die Aemter von sich wiesen, weil sie denkende Männer und Freiköpfe sind.

Unzufriedenheit mit der Regierung kommt dazu. Sie tadeln die Behörden zwar nicht, weil sie ihnen halfen, sich in eine höhere Sphäre aufzuschwingen, in der sie nicht fortkommen können und die Noth empfindlicher wird; aber sie sind mit der Regierung unzufrieden, weil die Behörden ihre, in der Regel, übertriebenen Ansprüche nicht befriedigen, was immer nur dem bösen Willen, dem Mangel an

Einsichten, der Parteilichkeit, den persönlichen Rücksichten ꝛc. zugeschrieben wird.

Dieser unglückselige Geist der Unzufriedenheit mit der Regierung, weil die allgemeine Unsicherheit, die Begleiterin der allgemeinen Concurrenz, die Völker dafür empfänglicher macht, und weil er zugleich vielseitig dem Eigendünkel schmeichelt, verbreitet sich wie ein Lauffeuer, besonders bei der Jugend, welche ihn oft aus der ersten Quelle schöpft. So wird bald eine ganze Generation mit dem heillosesten Mißtrauen erfüllt.

Die Waffen einer höhern Geistesbildung, welche die Regierung, mit mehr Güte, als Vorsicht, jenen Männern in die Hände gab, werden, bei der mitgebrachten Unbildung des Herzens, mit Undank gegen die Regierung gerichtet.

§. 8. Künstlers Erdenwallen.

Das ängstliche, nothgedrungene Suchen, Drängen, Ringen und Treiben, der angehenden Gelehrten und Beamten vermehrt sich täglich durch die neu ankommenden. Sie befinden sich jedoch bei Weitem noch nicht in der Lage der Künstler, welche theils von den Begebenheiten des Tages und von der Mode, theils, und noch mehr, von der Laune der Großen und des Publicums abhängen.

Alle Städte haben ihre Kunstsammlungen, ihre Kunstausstellungen, die so überfüllt sind, daß kaum der zehnte Theil, bei dem besten Willen der Fürsten und Großen, der Vereine und Banquiers, angekauft werden kann.

Doch wollen alle Künstler ihr albumen und tegumen haben. Auf Magen, Kleidung und Beherbergung müssen wir zuletzt immer, selbst bei den ätherischen Wissenschaften und Künsten, zurückkommen. Durch Ohren und Augen läßt sich der Hunger nicht stillen. Die glühendsten Farben, die schmelzendsten Töne füllen den Magen nicht. Prosaisch klingt es, aber gegen den Magen hilft auch keine Poesie.

Auf die Poesie, auf die hochgepriesene Künstlerfreiheit und Unabhängigkeit, leistet auch der Künstler bald Verzicht. Die Werke werden nach allen Höfen, zu allen Großen hingeschickt, bis die Empfangenden so sehr damit heimgesucht werden, daß sie sich dergleichen Einsendungen öffentlich verbitten müssen.

Pensionen werden nachgesucht; Aufseherstellen bei den Museen und Sammlungen erstrebt. Um solche zu vergeben, müssen neue errichtet, dadurch die Regierung zu größeren Kosten bewogen, die Mitwerber, oder gar die alten Diener entfernt werden.

So wird die Künstlerwelt zu einem wahren Wespennest. Immer der Concurrenz unglückselige Folgen!

§. 9. Ergebnisse der Stände-Unsicherheit.

Was soll endlich in der menschlichen Gesellschaft eine Entwickelung so vieler Kräfte, welche ihre Anwendung nicht finden?

Wenn alle Gerichtshöfe schon besetzt sind, wozu die Ueberfülle junger angehender Juristen? Zuletzt wird es noch für sie ein Glück seyn, wenn sie als Copisten angestellt werden.

Wozu so viel Aerzte, wenn schon die vorhandenen, wenige ausgezeichnete ausgenommen, zur Praxis nicht kommen können, und jedes: Wohl! auf die Frage: Wie befinden Sie sich? ein Stich in das Herz für sie ist?

Prediger, wenn es nur in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande wäre, willst Du werden? Danke Gott, wenn Du eine Hauslehrerstelle findest, wo, nachdem Du Deine besten Jahre aufgeopfert hast, Du Dich so weit siehst, wie Du jetzt bist!

Wenn ich nicht Prediger werden kann, so lege ich den Degen an, und werde Officier! — Brav! Der Hauptmann ist gestorben, was zur Zeit nicht jede Woche sich wiederholt;

die Lieutenants sind um einen Grad vorgerückt; Du kannst, nachdem Du die mathematischen Prüfungen glücklich bestanden und den untern Dienst erlernt hast, der zehnte werden!

Ich wähle denn die Kunst. Die Kunst, sagt das Sprüchwort, geht nicht betteln! — Die Musik? Die Malerei? Ja, Sie haben recht, wenn Sie umsonst malen oder spielen wollen!

Aber was wollen Sie denn, daß ich anfangen soll? Gelernt habe ich etwas! Ich kann . . . . — Sie können Alles; aber was Sie anfangen sollen, das ist eben the question.

Wohlan! Ich mache mich, à bon compte, zum Familienvater. Wenn ich Frau und Kinder habe, müssen sie mich doch wohl anstellen! —

Das müssen nothwendig, über Kurz oder Lang, die täglichen Berathschlagungen unter den Individuen in dem Staate seyn, wo allgemeine Concurrenz zum Grundsatz angenommen und in Anwendung gebracht ist. Es entstehen eine Menge Talente und Kenntnisse, die unbenutzt bleiben müssen, und denen zur Qual werden, welche diese traurigen Vorzüge mit Kosten, Mühe und Zeit erlangt, und darauf ihr künftiges Fortkommen in der Welt gegründet haben.

Es verhält sich mit dem Staate nicht, wie mit einem Garten, wo die nicht verkauften oder nicht gerathenen Blumen in die Düngergrube geworfen werden. Die Menschen wollen leben. Jeder hat einen Vater und eine Mutter, die für ihn viel gelitten, viele Sorgen gehabt haben, und ihn zärtlich liebten; jeder hat seine Rechte als Mensch und als Unterthan der Regierung; jeder, ich wiederhole es: Jeder, der lebt, will und soll leben.

Schrecklich ist es daher, wenn ein jeder, mit dem besten Willen, nicht zu leben vermag; wenn ein jeder, anstatt des andern, leben will; wenn die Menschen sich

jede kümmerliche Gelegenheit, das Leben zu fristen, wie Wölfe den Raub, einander entreißen müssen!

Dahin muß doch nothwendig, das liegt in der Natur der Sache selbst, dahin muß zuletzt die zunehmende Anarchie der Concurrenz führen. Die Concurrenz ist, mitten in der civilisirten Welt, die Rückkehr zur Verwilderung. Sie ist die civilisirte Anthropophagie.

Zwei große Städte in Europa bieten schon das abscheuliche Schauspiel dar. Welches Elend, wenn man in die Keller hinabsteigt oder die Böden erklettert! Wieviel Tausende von Menschen, die heute nicht wissen, wovon sie morgen, oder noch heute, leben sollen! Ein Theil derselben wird zu gefährlichen Gaunern. Andere flehen um Unterstützung an. Der bessere Theil, der lieber leiden, als sich erniedrigen will, verschmachtet, neben dem grellsten Luxus, in der bittersten Noth. In jenen glanzerfüllten Städten, in denen der Rausch der Freuden scheinbar nie verfliegt, in denen die hinzuströmenden Fremden sich in Theatern und auf Bällen ergötzen, aber die Seufzer der Nothleidenden nicht hören, die Thränen der Unglücklichen nicht sehen, lebt mithin ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung in Kummer und Elend, während die öffentliche Sicherheit durch einen andern gefährdet wird. Mit dem Patentensystem, mit der unbeschränkten Concurrenz, können sich die Verhältnisse der Menge in großen Städten nicht anders gestalten.

Wenn die Concurrenz und das, damit verbundene Patentensystem solche Folgen nach sich ziehen, wollen wir das Beispiel nachahmen?

§. 10. Palliativ-Mittel der Prüfungen.

Um der Concurrenz Einhalt zu thun und die übergroße Anzahl der Anstellungsansprüche zu vermindern, könnte man vielleicht auf den Gedanken kommen, die herkömmlichen Prüfungen zu vermehren und durch größere Strenge zu erschweren. Dies hieße aber das Wesen der Prüfungen,

ihren eigentlichen Nutzen und die obwaltenden Umstände ganz verkennen.

Der wohlunterrichtete, aber bescheidene, eingeschüchterte Jüngling besteht dieselben schlechter, als der seichte, aber dreiste, kecke, fertig redende.

Selbst von Verlegenheit und Furchtsamkeit abgesehen, weiß man, daß Gegenwart des Geistes eine besondere Gabe ist, welche gerade den geniereichsten Männern in der gelehrten Welt zu fehlen pflegt, weil sie durch die vielen Vorstellungen, die gleichzeitig dem umfassenden Geiste vorschweben, zerstreut werden.

Bei der Prüfung wird also der ganz gewöhnliche Kopf, durch schnelle und bestimmte Antworten, sehr oft die Palme des Sieges erringen.

Die Examina können höchstens einen Belag für das Gedächtniß und den Fleiß abgeben, aber selten für die Brauchbarkeit, die Gewandtheit, und die eigentliche Intelligenz des Examinanden, noch weniger für seine Treue, seine Beharrlichkeit, seine Verschwiegenheit und andere für Beamte nothwendige Eigenschaften. Es geschieht auch oft, daß derjenige, der in seiner Jugend wenig versprach, in reiferm Alter einen hohen Schwung nimmt, wie sich der umgekehrte Fall eben so oft ergiebt.

Durch das Examen wird also der tüchtige Mensch verstoßen oder entmuthigt, während ein anderer, der in einem höhern Alter oder im Amte, sich mit ihm nicht messen könnte, triumphirt.

Alles, worin Menschenhände ihr Spiel haben, wird übertrieben. Sollen die Examina streng seyn, so verlangt man von Jünglingen einen Umfang und eine Masse von Kenntnissen, welche einem dreißig- oder vierzigjährigen Manne Ehre machen würden, welche die Examinatoren selbst nur zusammengenommen besitzen, welche der Jüngling, in seiner künftigen Laufbahn, zum Theil niemals in Anwendung bringen, und die er daher, sobald er keine

Examina mehr zu erwarten hat, vernachlässigen und vergessen wird. Dennoch muß der Jünglig dieses alles zum schrecklichen Examen, das seine künftige Ehre, seine künftige Wohlfahrt, die Zufriedenheit seiner Aeltern mit ihm entscheiden soll, im Kopfe haben.

Hat der Jüngling eine starke Constitution, so kann sie, bei den vielen Vorbereitungen, durch Versitzen, nächtliches Arbeiten, und durch die mehrjährige Angst, leicht erschüttert und gebrochen werden. Hat er eine schwache, so entgeht er den Brustkrankheiten und wenigstens den jetzt, durch die ewige Schreiberei und Stubensitzerei allgemein gewordenen Hämorrhoidalbeschwerden nicht, und hat auf Lebenszeit die Gesundheit eingebüßt, falls noch für ihn die Rede von Leben seyn kann.

Auf die Art können allerdings die Examina der jungen Leute ihre Concurrenz vermindern; aber auf die beabsichtigte Art können und thun sie es nicht.

Die Menge zieht die Menge nach sich. Die Meisten müssen doch durchkommen, und wenn es ihnen bei einer ersten Prüfung nicht gelingt, so versuchen sie die zweite. Werden sie zuletzt abgewiesen, so bleiben sie doch für das Erwerbesach, aus dem sie gerissen worden sind, verdorben, und im Verderben hat die Concurrenz immer gewonnenes Spiel.

Der Zweck der Prüfungen darf nur der seyn, als Stimulans für die jungen Leute zu dienen. Die Prüfungen müssen mehr eine vor-, als eine nachwirkende Kraft ausüben. Der Geist läßt sich nicht mit Gewichten abwägen, noch mit der Elle messen. Noch weniger können daher die jungen Leute in Ganz-, Bruch- oder Nullgeister eingetheilt werden. Der Schüler muß sich vor den Prüfungen fürchten, aber sein künftiges Schicksal muß nicht davon abhängig gemacht werden.

Es ist auch noch zu bemerken, daß die Prüfungen nicht bloß ihn, sondern auch, und zwar nicht in geringerm

Maße, den Lehrer betreffen. Auch ihn bezwecken sie gleichzeitig in Eifer und Thätigkeit zu erhalten. Wenn der Schüler schlecht besteht, wer giebt uns denn die Gewißheit, daß der Lehrer nicht daran Schuld sei? Er kann auch schlecht seyn, launig, unzeitig strenge, unzeitig freundlich. Wenn er es nicht gegen alle Schüler ist, so kann er es gerade gegen diesen einzelnen gewesen seyn. Bei vielen Kenntnissen, bei den von ihm selbst mit Auszeichnung bestandenen Prüfungen, kann ihm das Lehrtalent gänzlich abgehen. Der Unterrichts-Anstalt selbst können bedeutende Mängel ankleben. Wäre es gerecht, daß der Schüler die Strafe davon trüge, und auf Lebenszeit nur als ein Drittel- oder gar als ein Nullgeist gestempelt würde?

Aus diesen Betrachtungen, denen ich noch andere, nicht unerhebliche, hinzufügen möchte, schließe ich, daß, wenn die alleinige Concurrenz ein schlechtes Mittel ist, um den schlimmen Folgen der Concurrenz in den gewerblichen Ständen vorzubeugen, strenge, bestimmende, classificirende Examina in den höhern Ständen nur noch eine Vermehrung der schlimmen Folgen der Concurrenz bewirken würden, und die Concurrenz allein, die Concurrenz sich selbst überlassen, so unabsehbar verderblich sie ist, es doch noch weniger wäre.

Dieses neue Uebel, wenn es irgendwo Wurzel fassen sollte, würde ihr jedoch immer beizumessen seyn. Denn, wenn die bösen Folgen eines Grundübels sich nicht fühlen ließen, hätte man nicht nöthig, auf Palliative bedacht zu seyn, die jenen bösen Folgen abzuhelfen geeignet zu seyn scheinen.

So zieht ein großer Irrthum eine Schaar anderer nach sich.

§. 11. Uebersicht.

Wie viele brodlose Menschen, denen ihre Lage um so fühlbarer seyn muß, als ihre Bildungsstufe höher ist; wie

viele Menschen, welche auf Mittel und Wege sinnen müssen, sich aus Verlegenheiten zu helfen, und nicht immer den besten Eingebungen folgen; zu welchen Ausgaben, für ihre unglückselige, vermeintlich höhere Bildung, dann für ihre Unterstützung, dann für ihre Versorgung, die Regierungen gezwungen werden! Das nachtheilige Licht, welches auf die Wissenschaften und Künste die niedrige Erziehung eines Theils der sich ihnen Widmenden zurückwirft; die körperliche Schwäche, welche viele von geistigen Anstrengungen davon tragen, zu denen sie von der Natur nicht bestimmt waren; die immer zunehmende Menge der Wittwen und verwaiseten Kinder, welche von einem eingebildeten höhern Stande in einen niedrigern, mit der bittersten Noth, wieder hinabgestürzt werden; kurz, die nicht zu berechnende Masse von künstlicher Armuth, welche die Concurrenz in die höhern Klassen der Gesellschaft bringt, habe ich im gegenwärtigen Abschnitt darzuthun gesucht. Aus dieser Darstellung erhellt, daß Stände-Unsicherheit nicht minder die Wohlfahrt der mittlern Klassen, als Gewerbe-Unsicherheit das Auskommen der untern Klassen gefährdet.

Gewerbe- und Stände-Unsicherheit sind nur die Anwendung eines und desselben Princips, der allgemeinen Concurrenz im Innern.

Der allgemeinen Concurrenz im Innern entspricht die unbeschränkte Handelsfreiheit mit dem Aeußern, worüber wir uns bereits ausgelassen haben.

Unbeschränkte Handelsfreiheit mit dem Aeußern, allgemeine Concurrenz im Innern, setzen sich gegenseitig voraus; und wenn man diese ohne jene aufheben wollte, so würde man in einen offenbaren Widerspruch verfallen. Denn allgemeine Concurrenz im Innern und unbeschränkte Handelsfreiheit mit dem Aeußern sind beide zugleich die einfache und nothwendige Consequenz des höchsten Princips der Zeit, des Princips der allgemeinen Concurrenz für

sämmtliche Staaten, der absoluten Freiheit, der tabula rasa.

Um die allgemeine Concurrenz im Innern, allein und für sich, zu betrachten, war es also zweckmäßig, vorher die allgemeine Handelsfreiheit bei Seite zu legen. Dies ist im vorigen dritten Theile geschehen, und wir haben daher in dem gegenwärtigen vierten Theile die Folgen der allgemeinen Concurrenz im Innern unvermischt betrachten können.

Es hat sich bei dieser Betrachtung ergeben, daß eine Freiheit, welche nicht zugleich Sicherheit gewährt, die verschiedenen Klassen, die einzelnen Familien und die Individuen im Staate in eine solche feindliche, anarchische Stellung gegen einander versetzt, daß alle dahin trachten müssen, sich gegenseitig auszustechen, und jeder Einzelne in einem offensiven und defensiven Kampfe gegen die Gesammtheit auftritt. Jede einzelne Familie befindet sich, bei der allgemeinen Concurrenz im Innern des Staats, in derselben precären Lage gegen die Gesammtheit der andern Familien, als der Staat selbst, im Aeußern, gegen sämmtliche übrige Staaten, und wie sämmtliche Staaten sich gegen einander befinden, wenn Eroberungsrecht und Eroberungssucht obwalten.

Jetzt könnten wir uns darüber ausbreiten, wie die, mit der äußern Handelsfreiheit oder Handelsunsicherheit verbundenen Gefahren sich mit den Gefahren der allgemeinen Concurrenz im Innern verbinden, und wie unaufhaltsam und furchtbar dieses zweifache Spiel der Concurrenz alle gesellschaftlichen Verhältnisse erschüttern und die künstliche Armuth in allen Ständen, die höhern nicht ausgenommen, vermehren muß. Dies aber, glaube ich, füglich dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen zu können.

Wir gehen daher zu einer andern Folge der allgemeinen Concurrenz über, welche die bis jetzt berührten, durch sie hervorgebrachten Uebel, so schrecklich sie sind, an

Häßlichkeit noch übersteigt. Es ist die Leben-Concurrenz, welche wir aber, weil den Sinn schwächende Nebenbegriffe mit dem Worte Leben verbunden werden, Seyn-Concurrenz nennen wollen.

Um indessen bei der Erklärung derselben gründlich zu Werke zu gehen, wollen wir in der Sache weiter ausholen und durch Uebergangs- oder einleitende Betrachtungen den Anfang machen.

Achter Abschnitt.

Seyn-Concurrenz. Uebergangs-Betrachtungen.

§. 1. Uebervölkerung.

Wir haben bereits gesehen, daß die ganze Existenz, sowohl des Staats, als der Individuen, auf albumen und tegumen beruhe.

Wenn, von beiden, albumen und tegumen, ein zur Befriedigung der Bedürfnisse sämmtlicher Individuen hinlänglicher Vorrath vorhanden ist, so sollte, wie es scheint, kein Mensch im Staate Noth leiden. Gewiß ist es wenigstens, daß, wenn Einer Noth leidet, die Menschen oder ihre Einrichtungen daran Schuld sind. Wie nun aber, wenn die Zahl der Individuen im Staate sich so vermehrt, daß ihre Bedürfnisse den vorhandenen Vorrath an albumen und tegumen übersteigen?

Wir wollen zum Beispiel einen Staat von zehn Millionen Einwohner annehmen. Mit einem Male, sei es durch Einwanderungen, sei es durch einen unheilbringenden Zauberschlag, wird diese Bevölkerung verdoppelt. Es sind also jetzt zwanzig Millionen Menschen auf den Vorrath von albumen und tegumen für zehn Millionen angewiesen.

Diese zwanzig Millionen Menschen werden in den sechs ersten Monaten den jährlichen Vorrath der frühern Bevölkerung verzehren, und während der sechs andern Monate werden sie vor Hunger sterben müssen oder sich einander aufreiben.

Da der schauderhafte Ausgang vorauszusehen ist, so wird, um demselben vorzubeugen, das albumen in der Art vertheilt, daß es das ganze Jahr hindurch währen soll. In Folge dieser Maßregel erhält aber ein jeder nur die Hälfte seines gewohnten Bedarfs. Anstatt also einer Bevölkerung von zehn Millionen Einwohner, welche, ohne weder in Ueberfluß zu schwelgen, noch in Elend zu verschmachten, und, gleich sehr von einander entfernt, das irdische Leben genossen, haben wir jetzt, bei den gemachten Voraussetzungen, zwanzig Millionen Arme und Unglückliche.

Es folgt daraus, daß es für die Wohlfahrt eines Staates höchst nachtheilig ist, wenn in demselben die Bevölkerung in einem größern Verhältnisse wächst, als die Mittel, ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Diesen Zustand eines Landes nennt man **Uebervölkerung**.

§. 2. Ist ein Unding. Seyn-Concurrenz, das Wirkliche.

Uebervölkerung, nach dieser Vorstellungsweise, obgleich, wenn ich nicht irre, die gewöhnliche, auch in dem Worte selbst liegende, ist eben so fabelhaft, als die von uns angenommene Art ihrer Entstehung.

Sie mag in alterthümlichen Völkerschaften, wo die Vertheilung der irdischen Güter, weil die irdischen Güter fehlten, noch nicht so ungleich war, wie jetzt; wo die Sicherheit des Eigenthums noch nicht so befestigt war, wie sie jetzt ist; wo selbst Armuth und Entbehrungen gepriesen und von den Weisen als eine Bedingung der Unabhängigkeit vorgezogen wurden, statt gefunden haben. Sie mag auch noch in ganz kleinen Staaten und Republiken, wie in

einigen schweizerischen vorkommen. In den größern und großen europäischen Staaten ist aber Uebervölkerung ein **Unding**.

Was aber nicht ein **Unding** ist, und statt der Uebervölkerung eintritt, das ist die **Seyn-Concurrenz**, ein zwar nicht so allgemeines, nicht so gleich und ebenmäßig vertheiltes, das Ganze umfassendes, die Hülfsmittel jedes einzelnen Mitgliedes des Staats kürzendes, dagegen aber weit gehässigeres, schmerzlicheres, die Menschen herabwürdigenderes Uebel.

§. 3. Die Ungleichheiten der Natur.

Wir werden Alle klein, schwach und nackt geboren. Das vergessen zwar Manche, es ist aber nur allzu wahr.

Wir entwickeln uns indessen allmälig, und es findet sich, daß wir von der Mutter Natur verschieden begabt worden sind. Dieser ist körperlich stark, aber geistig schwach. Jener ist körperlich und geistig stark; ein Dritter, sowohl an Geist, als an Körper stiefmütterlich ausgestattet. Dann giebt es verschiedene Arten und Grade der körperlichen und geistigen Schwäche und Stärke. Dadurch werden schon, von der Natur selbst, zahllose **Ungleichheiten** in die menschliche Gesellschaft gestreut.

Der Staat, in welchem der Mensch, wie im Korbe die Biene, erst in seinem wahren Naturzustande erscheint, muß nicht nur alle diese **Ungleichheiten** aufnehmen, sondern bringt selbst nothwendigerweise eben so zahlreiche, eben so wesentliche hinzu. Wir betrachten hier nur die Ungleichheiten des Eigenthums, welches, wie bereits bemerkt worden, die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung ist.

§. 4. Ungleichheiten des Eigenthums.

Alles Eigenthum ist Frucht zugleich der Natur und der Arbeit.

Es giebt keinen Gegenstand des Eigenthums, welcher nicht dem großen Schatze der Natur durch Arbeit entrissen worden wäre. Bei dem entstehenden Staate erwerben sich der körperlich und der geistig Starke zuerst Eigenthum; der körperlich und der geistig Schwache bleiben mit leeren Händen. Zuletzt aber entgeht der Starke ebenso wenig dem Tode, wie der Schwache. Wo bleibt nun das von ihm erschaffene oder erworbene Eigenthum? Zwischen dieser Welt und jener, in die er eintritt, existirt das vollkommene Van-Lee-Tsching. Außer dem Bewußtseyn wird eben so wenig dahin etwas mitgenommen, als von dorther mitgebracht worden ist. Da aber das Eigenthum des Starken von ihm erworben wurde, so muß er auch darüber verfügen können. Er schenkt es daher denjenigen, die ihm am nächsten standen: Frau, Kindern, Verwandten, Freunden, Dienern. Also erben die Kinder des Starken, aber die Kinder des Schwachen nicht. Diese müssen wieder eben so mit Nichts anfangen, wie schon der Vater begonnen hatte. Schon, bei der ersten Generation, herrscht im Staate Ungleichheit des Eigenthums; bei der zweiten, steigt sie noch mehr.

Der erste Reiche wird derjenige seyn, der mehr gearbeitet hat, als die Andern, oder der die Früchte der Arbeit Anderer geerbt. Es kann sich auch zutragen, daß er sich durch Gewalt oder List die Früchte der Arbeit Anderer anzueignen gewußt hat. Er ist aber reich, weil er mehr als Ein tegumen besitzt, und sein Vorrath an albumen größer ist, als der Bedarf für sich und seine Familie erfordert.

Der Reiche bleibt eben so wenig unthätig, wie der Nicht-Reiche. Ich sage der Nicht-Reiche, nicht der Arme, weil ich einen Zustand der Menschen voraussetze, in dem ein jeder so viel mit Arbeit zusammenbringen kann, als er nöthig hat; während der Arme nicht so viel zusammenzubringen im Stande ist, als er braucht. Durch die Thätigkeit

des Reichen wird aber Eigenthum zum Eigenthum geschlagen. Das Eigenthum selbst gereicht ihm zum Mittel, dasselbe zu vermehren. Der Nicht = Reiche bleibt daher immer mehr und mehr hinter ihm zurück.

Denkt man sich eine lange Reihe von Generationen, so ergeben sich zwei große Resultate. Man sieht, einerseits, die allmälige Vermehrung der Gegenstände, welche Eigengenthum und Reichthum ausmachen; andrerseits, die ungleiche Vertheilung derselben unter die Individuen. Nach zwanzig Generationen sind viele Individuen so weit, als wenn sie noch bei der ersten wären. Andere hingegen haben die Früchte der Arbeit jener zwanzig, ihnen vorhergegangenen Generationen in Händen.

Aus diesen Betrachtungen lassen sich wichtige Schlüsse ziehen. Der vornehmste betrifft das natürliche Solidarverhältniß zwischen dem Staate und jedem einzelnen Mitgliede desselben. Dabei wollen wir einen Augenblick verweilen.

§. 5. Allgemeines Solidar=Verhältniß im Staate.

Patriotismus, Liebe zur Regierung und zum Vaterlande sind schöne Worte, welche die edelsten Gefühle und Gesinnungen des Menschen ausdrücken. So edel, so schön aber die Bedeutung dieser Worte ist, so drücken sie doch nur einen Theil dessen aus, was die Individuen dem Staate schuldig sind.

Man betrachtet gemeinhin die Verpflichtungen gegen den Staat fast nur als eine großmüthige, freiwillige Hingebung, und der Enthusiasmus vertritt fast allein die Stelle einer klar bewußten Pflicht. Wenn daher die Umstände nicht von der Art sind, daß sie einen allgemeinen Enthusiasmus erregen, oder wenn die Individuen nicht für den Enthusiasmus empfänglich sind, so wird dem Staate die Hülfe entzogen, auf die er, ich sage nicht bloß die billigsten, sondern die gerechtesten Ansprüche hat.

Kein

Kein Mensch von Ehre, und noch weniger von Pflichtgefühl, würde sich der Pflicht entziehen wollen, sein Leben für das Vaterland aufzuopfern. Es ist nur eine abgetragene Schuld. Anders verhält es sich mit dem Eigenthum, obschon dieses für den Einzelnen weniger Werth, als sein eigenes Leben, haben sollte. Ein jeder glaubt, mit seinem Eigenthum schalten und walten zu können, wie es ihm beliebt, und betrachtet dasselbe, als wenn er nur sich selbst Rechenschaft davon zu geben hätte, oder nur vor sich selbst dafür verantwortlich wäre.

Allein das Eigenthum gehört, nicht minder als das Leben, dem Staate. So wie Selbstentleibung ein Mord ist, so wäre auch muthwillige Vernichtung des Eigenthums ein, an dem Staate begangener Raub.

Die Regierungen behalten sich das Recht vor, dem Verschwender einen Vormund zur Verwaltung seines Eigenthums zu geben, von jeder Erbschaft einen Abzug zu verlangen, Abschoß für das nach dem Auslande ausgeführte Vermögen zu erheben, selbst von demjenigen zu erben, der ohne Erben stirbt. Diese Bestimmungen gründen sich theils auf geschichtliche Verhältnisse, theils auf öffentliche Ordnung. Sie würden sich, aus der Art wie das Eigenthum der Einzelnen im Staate entsteht, allgemeiner und gründlicher rechtfertigen lassen.

Was kann ein einzelner Mensch während seiner Lebenszeit, für sich selbst, außerhalb der Gesellschaft, leisten? Ein, von allen Menschen verlassener, oder alle Menschen verlassender Mensch kann nicht einmal leben. In jedem Fall hat er eine Mutter gehabt, welche ihm albumen und tegumen bis zu dem Alter reichte, in dem er sich selbst Schutz und Nahrung verschaffen konnte. Aber, selbst in der Mitte der Gesellschaft, was kann der einzelne Mensch sich allein, nur sich, und sich ausschließlich, zuschreiben? Durchaus nichts. Wenn dies zu wenig gesagt wäre, so würde

man doch immer der Wahrheit näher bleiben, als wenn man antworten zu können meinte: Ein Vermögen.

Wenn Einer ein Vermögen erwirbt, so schafft er es nicht. Was er schafft, ist nur ein höchst unbedeutender Theil desselben. Das, von ihm erworbene Vermögen war schon eben so gut vorhanden, wie dasjenige, das in einer Lotterie gewonnen wird. Er hat es nur gesammelt, aus andern Händen in die seinigen, wenn auch auf die rechtlichste Weise, herübergezogen. Er hat es gleichsam von der Gesellschaft geerbt, oder die Gesellschaft hat es ihm vermacht, übertragen, geliehen.

Es ist, in der That, der reine Ertrag des Lebens, bei den mehrsten Menschen, gewiß = 0. Er ist sogar = — bei vielen. Bei den andern bleibt er unbedeutend, nur = < 0.

Wo kommen aber die Reichthümer her, welche sich in den Händen der Leute befinden? Sie sind durch das Volk, seitdem es existirt, allmälig, durch wiederholtes Addiren des < 0 mit < 0, geschaffen worden. Sie sind die langsam wachsende Frucht der Arbeiten, Anstrengungen, Ueberlegungen, nicht von der gegenwärtigen Generation, sondern von den zwanzig früheren.

Also, was ich besitze, rührt von der Gesellschaft her und nicht von mir, auch wenn ich es erworben habe. Wenn ich es erworben, habe ich es nicht minder von der Gesellschaft erhalten, als wenn ich es von meinem Vater ererbt hätte. Von Hause aus gehört es mithin der Gesellschaft. Ich kann mich also, nach Billigkeit und Vernunft, nur als den Nutznießer dessen ansehen, was ich besitze.

§. 6. Weihe des Eigenthums und mithin Weihe der Arbeit.

Es folgt daraus, daß man nur einen vernünftigen Gebrauch von der eigenen Habe machen darf.

Seine eigene Habe in den Fluß werfen, unnützerweise der Gefahr aussetzen, oder absurd verbrauchen, ist nicht bloß lächerlich, sondern *frevelhaft*, selbst wenn man von den Gesetzen nichts zu befürchten hat.

Es ist das *Seinige*, hört man oft sagen, er *kann damit machen, was er will!* Allerdings. Allein man darf nicht alles wollen, was man kann. Vor allen Dingen muß man seinen Willen der Vernunft unterordnen. Nur in sofern die Gesellschaft uns für vernünftig hält, verleiht sie uns auch das Recht, zu wollen. Erlaubt sich daher Einer, sein Vermögen auf eine leichtsinnige, launenhafte Art zu vergeuden, ohne eine andere Regel dabei als *seinen Willen*, im weitesten Sinne des Wortes, zu befolgen, so verletzt er den Einzelnen vielleicht nicht, wohl aber die Gesellschaft im Ganzen.

Wollen wir *wollen*, ohne vernünftig zu *wollen*, so müssen wir in die Wildniß ziehen. Dort kann uns eher erlaubt seyn, unser vermeintliches Recht, so zu *wollen*, in Ausübung zu bringen. Alsdann indessen werden wir noch immer eine große Schuld gegen die Gesellschaft hinterlassen, die Schuld, welche von dem ganzen frühern Leben, und von der Geburt selbst, herrührt.

Als Student pflegte ich mit einem Freunde eine Erholungsstunde des Abends im Freien zuzubringen. Ich rauchte Cigarren; der Freund, jetzt ein ausgezeichneter Staatsdiener, sein Gypspfeifchen, das jedesmal neu gekauft wurde. Das gewöhnliche Schicksal des Pfeifchens beim Zurückkehren in die Stadt war, daß es mit überflüssiger Kraftanstrengung gegen die Thorpfeiler geschleudert wurde. — Jener ehrbare Philister giebt sich weniger Mühe. Sein Pfeifchen hat er gegen einen Baumstamm gestellt. Ein armer Handwerksbursche kommt und hebt es mit Freuden auf! — Wenn das Aufheben ihm Freude macht, so macht mir das Entzweischleudern auch Spaß. Beides bleibt sich gleich! —

Einst war ich beim Akademiker Tralles, und wir sahen dem Spiele seines Söhnchens zu. Mundi kehrte einen kleinen Tisch um und versuchte, darauf, wie auf einem Schlitten, zu rutschen. — Laß das seyn; dazu gehört ein Schlitten. Ein Tisch ist nicht dazu gemacht! — Dann sagte mir der Mathematiker, sich wieder zu mir wendend: Das ist Grundsatz bei mir. Die Dinge müssen nur dazu gebraucht werden, wozu sie bestimmt sind. Ich sehe es als eine für das ganze Leben wichtige Erziehungsregel an, Kinder an diesen Gedanken zu gewöhnen. — Dies erklärte mir den Eindruck, den mir das Hinschleudern des Pfeifchens gemacht hatte.

Erscheint dieses Beispiel etwa zu geringfügig, so habe ich nichts dagegen, daß man sich in Gedanken, an die Stelle des Pfeifchens, ein halbes Dutzend theurer, aber unnützer Reitpferde setzt, oder eine zahlreiche, müßige, mit Silber und Gold betreßte Dienerschaft; pomphafte Equipagen; Weine, von denen ein Gläschen mehr kostet, als die ganze Flasche eines gesunderen; Edelsteine, welche nur zu oft die Glätte des Geistes und die Härte des Herzens andeuten; tausendthalerige Shawls, Marabuts ꝛc. Der Gegenstand meiner Betrachtung ist Armuth; ich hoffe, man wird es mir zu Gute halten, wenn ich mir nicht so kostbare Beispiele auserlese.

Ich kenne einen Ort, wo es noch Sitte ist, wenn ein Stückchen Brod zur Erde fällt, eine Gebetformel, wie dies bei unsern frömmern Vorfahren Gebrauch war, herzusagen: Segne es Gott! — Das Brod wird dort als etwas Heiliges angesehen, und das ist so abergläubisch nicht. Ein Stückchen Brod ist immer ein Fadenendchen des menschlichen Lebens, sowohl für den, welcher das Brod producirte, als für den, welcher sich damit ernähren sollte. Die guten Leute fühlen es, wenn sie es auch nicht mit Vernunftgründen ausdrücken können.

So verhält es sich übrigens, wie ich schon bemerkte,

mit allen Gegenständen, welche in der menschlichen Gesellschaft einen Werth haben. Denn sie sollen jemanden nützen, oder sie haben jemanden Zeit und Mühe gekostet. Als Muster will ich jedoch nicht Lavater's Papier-Knauserei aufstellen, welche, wie man erzählt, bei seiner Correspondenz in's Lächerliche fiel. **Modus in rebus!** Allein der Satz bleibt fest, daß jeder unnütze, übermüthige, verschwenderische, eitle Verbrauch eine Verletzung der Gesellschaft ist, worauf zu wachen, einem jeden, als Mitglied der Gesellschaft, um so heiliger obliegt, als die Gesetze nicht so weit reichen, und ihm, beim Gebrauch seines Eigenthums, ein weiter Spielraum gelassen wird.

Man könnte, in dieser Rücksicht, folgendes staatswirthschaftliche Problem aufstellen.

Ich denke mir einen modernen Philosophen, welcher, nach Art der alten Denker aus der Schule des Antisthenes, Reiche und Reichthümer verachtend, Glück und Weisheit nur in der strengen Enthaltung beider finden zu können glaubt. Mitten in seinen cynischen Betrachtungen erhält er die unerwartete Nachricht, daß sein Bruder, den man längst todt glaubte, so eben im nächsten Seehafen mit einer großen Tonne Goldes angelangt sei.

Dieser ersten Nachricht folgt bald eine zweite, nämlich die, daß der Bruder, kurz nach seiner Ausschiffung, vom Schlage gerührt worden, und er, der Philosoph, als dessen einziger Erbe, über das große Vermögen nunmehr allein zu verfügen habe.

Entsagt er jetzt, wie Viele in der neuern Zeit es wohl für gut finden würden, dem bisherigen System? Mit nichten. Ich bin sein Gott, da ich ihn erschaffe. Den politischen **Girouetten**-Modestreich lasse ich ihn nicht spielen. Er soll sogar bei seiner Verfahrungsweise eben so gleichgültig bleiben, als wenn er einen alten hölzernen Becher wegwürfe oder zerschlüge.

Mein Philosoph verfügt sich also nach dem Hafen

und nimmt die Goldtonne in Besitz. Anstatt aber mit derselben nach seiner Kynosarge zurückzukehren, besteigt er das Schiff, welches die Goldtonne gebracht, läßt in die hohe See stechen, und giebt alsdann den Befehl, daß die Goldtonne in das Wasser hinabgerollt werde.

Was ist nun von dem philosophischen Actus zu halten? Soll man ihn bewundern oder tadeln? Das ist das Problem?

Nicht bloß tadeln, sondern verhindern, und nicht bloß verhindern, sondern den Mann zum argen Verschwender aus übertriebener Genügsamkeit erklären, und wegen einer allzu großen Weisheit in's Narrenhaus verweisen!

Weder der verstorbene Bruder, noch weniger unser Cyniker, haben das Gold aus der Erde gezogen. Wie viel Menschenleben mögen nicht darauf gegangen seyn! Das verlorne Geld, welches in der Gesellschaft zum Gebrauch gedient haben würde, kann nur durch eine gleiche Menge ersetzt werden, die nicht weniger Zeit und Mühe kosten wird. Die Tonne enthält also das Leben einer Menge Menschen, welche das Gold gesammelt und bearbeitet haben, oder einer Menge Menschen, welche bei dessen Verbrauch ihren Unterhalt gefunden hätten. Zweck und Mittel zum Leben der Menschen auf diese Art vernichten, heißt: sie mittelbar morden. Staatswirthschaftlich werden, mit der Tonne, alle diejenigen, welche dafür gelebt haben, sammt dem Bruder, oder davon leben sollten, sammt dem Philosophen, mit in das Meer geworfen.

Wenn ein Haus abbrennt, so sehen die Menschen dabei nichts weiter, als ein Haus weniger, und wenn das abgebrannte Haus in einer Feuerkasse versichert war, so betrachten sie das Unglück nur als den Umtausch eines alten Gebäudes gegen ein neues *).

*) Beinahe wörtliche Wiederholungen (Vergl. S. 73.), für die ich jedoch Nachsicht hoffen darf, wenn man die Vorrede gelesen hat.

Ich bemerke zuerst, daß die Versicherung in der Feuerkasse nur den Eigenthümer betrifft, daß aber der Verlust für die Gesellschaft immer derselbe bleibt. Für die Gesellschaft ist das Ereigniß immer der Verlust eines Hauses. Wird das Haus durch ein neues ersetzt, so hätte man eben so gut das neue bauen können, ohne daß das alte abgebrannt wäre. Die Gesellschaft hat also zwei Häuser gebaut und besitzt nur eins. Zum Bauen eines Hauses gehört aber immer das Leben mehrerer Menschen. Für die Gesellschaft, für das gesammte Staatseigenthum, geht also dieses Leben bei dem Brande des Hauses mit in Flammen auf.

Wir können auch den Satz anders stellen und sagen: Wenn, anstatt Eines Hauses, zwei da wären, so könnten noch ein Mal so viel Familien Obdach finden. Da aber nur Ein Haus da ist, und sie daher kein Obdach finden würden, so bilden sich die neuen Familien nicht, oder, was noch schlimmer ist, sie sterben in künstlicher Armuth wieder aus.

§. 7. Weihe des Lebens.

Alles in der Welt zielt zuletzt nur auf Leben, worunter ich zugleich die Erfordernisse dazu verstehe. Alles, was nicht Leben bezweckt, ist ein gegen die menschliche Gesellschaft verübter Lebensraub.

Es wird bisweilen von zwecklosen Arbeiten erzählt, welche nur deshalb angeordnet werden, um die Menschen zu beschäftigen. Während aber die Menschen solche Arbeiten verrichten, und also in's bodenlose Faß der Danaïden Wasser schütten, könnten sie Häuser bauen, Kleider oder Zeug dazu verfertigen, Lebensmittel aus der Erde gewinnen oder zum Genusse vorbereiten, Landstraßen anlegen, schiffbare Kanäle graben, und tausend andere, Leben erzeugende Dinge zu Stande bringen.

Es läßt sich nicht abstreiten, daß, wenn dergleichen allgemein nützliche Arbeiten vorgenommen und ausgeführt werden, mehr Menschen leben können. Wer also die Arbeit der Menschen zu unfruchtbaren Dingen mißbraucht oder lebensfruchtende Dinge vernichtet, der ladet eine verhältnißmäßige Lebenssumme auf sein Gewissen. Jede Arbeit muß eine lebensfruchtende seyn; und eine Arbeit, welche keine Lebensfrucht bezweckt, vornehmen oder anordnen, ist ebenso staatsverbrecherisch, als die Goldtonne in's Meer werfen.

Was in diesen Gedanken noch dunkel scheinen mag, wird gleich klar werden.

Jeder Gegenstand kann und muß von zwei Seiten betrachtet werden. Ein Mal, in Ansehung der darin steckenden Arbeit, und, zweitens, in Ansehung des dadurch gestifteten Nutzens. Oder, um mich der bisherigen, auf den Grund der Sache zurückführenden Sprache weiter zu bedienen: Ein Mal, in Beziehung auf die Quantität des menschlichen Lebens, welche darauf verwendet worden ist; und, für das andere Mal, in Beziehung auf die Quantität des menschlichen Lebens, welche dadurch begründet werden soll.

In jedem Gegenstande sind also zwei Perioden zu unterscheiden: Die Periode, in welcher er durch menschliche Arbeit zu Stande gebracht wird, und die Periode, in welcher er dafür durch seinen Nutzen die Menschen entschädigen soll.

Wird der Gegenstand auf irgend eine Weise vernichtet, so ist es ein Verlust für den Staat, und dieser Verlust kann entweder nach Maßgabe der ersten, oder der zweiten Periode geschätzt werden.

Wird er nach der zweiten geschätzt, so besteht der Verlust des Staats in dem Leben, das der Gegenstand erzeugen oder befriedigen konnte. Wird er nach der ersten Periode geschätzt, so besteht der Verlust der Gesellschaft in dem Leben, das darauf verwendet worden ist, anstatt andere, lebensfruchtende Dinge dafür zu verwirklichen.

Wir haben bis jetzt: die Entstehung des Eigenthums überhaupt gesehen; dann die ungleiche Vertheilung desselben in der menschlichen Gesellschaft erklärt; und so eben seine Wichtigkeit in Bezug auf das Ganze, ich möchte beinahe sagen: seine Heiligkeit, betrachtet. Die hohe Wichtigkeit, die ich den brauchbaren Dingen überhaupt beilege, rührt von der Ansicht her, welche ich von der gesammten Natur in Beziehung auf den Menschen hege. Was wäre die Natur ohne den Menschen?

— **Ferisne paret populandas tradere terras?**
Ovid. *Metam.* I. 249. (*Fab.* XIV.)

So viele Irrthümer, so viele Schlechtigkeiten auch die Einzelnen sich zu Schulden kommen lassen, so liegt doch im Menschen überhaupt etwas so Erhabenes, so Herrliches, so Göttliches, daß die gesammte Natur ihren ganzen Werth gegen ihn verliert, oder, um richtiger zu sprechen, allein durch ihn erhält. Dumpfe Nothwendigkeit ist ihr Grundgesetz; sie ist nur freiheitsloses, bewußtloses, unerbittliches Fatum. Nur das sich selbst bestimmende, umsichtige Freie, welches jenseits als Urwesen sich selber setzt, und diesseits in dem sich selbst erkennenden Menschen sich abspiegelt, verleiht ihr eigentlich Leben und Seele.

Haben Sie Kinder, mein Leser, haben Sie welche gehabt, haben Sie sie immer um sich gehabt, haben Sie sich mit ihnen kindlich unterhalten, haben Sie den strafenden Zorn mit sonst steter Milde gegen die Kleinen zu vereinigen gewußt, sahen Sie mit aufmerksamem Auge und bangem Herzen die Engelseele, den Verstand, den Wahrheitssinn, die Freimüthigkeit, das Vertrauen, die Güte, die Liebe, die Ahnung einer höhern Welt, in den zärtlichen, reinen Gemüthern sich entwickeln? Ist Eines in der vollsten Blüthe so vieler hoffnungsreichen Anlagen sich selbst und Ihnen durch das Alles zermalmende Rad der Natur entrissen worden? Mein Gustav, mein Sohn, meine Engelseele!! — — Ach, du schwebst über mir, und siehst mitleidig in meinen

Thränen nur die Schwachheit jener Natur, die ich selbst so weit unter den Menschen setze. Aber du warst so gefühlvoll, so gut, du bist es noch, du liebtest mich, wie ich dich liebte, du verzeihst mir! — —

Die Natur ist der Tempel der Menschheit. Wo nicht Menschen sind, oder den Menschen ähnliche, mit einem Strahle des ewigen Lichtes begabte Wesen gedacht werden können, hat sie kein höheres Interesse, als das der Neugier. Ich sehe den Mond in dieser Hinsicht nur mit frostiger Empfindung, da bei seiner wasserlosen Oberfläche, seiner kaum zu nennenden dünnen Atmosphäre und seiner daraus zu schließenden Aetherkälte, die Einbildung ihn nur durch die willkürlichsten Voraussetzungen mit lebendigen Wesen bevölkert. Wer weiß auch, was auf den andern Planeten vorgeht? Der unsrige befindet sich in Beziehung auf die übrigen, wenn man die Intensität des Lichtes zum Maßstabe nimmt, gerade in mittelmäßiger Entfernung der in allzu großer Nähe vielleicht Alles vernichtenden, in allzu weiter Ferne vielleicht nichts hervorbringenden Sonne. Und, wenn nun die große Idee des Alterthums, welche auch in den heiligen Büchern vorzuwalten scheint, daß nur die Erde in dem All, oder wenigstens in unserm Planetensystem, ein Wohnort sei, doch Wirklichkeit wäre?

Zwei Drittel der Erdoberfläche sind Wasser. Ein bedeutender Theil des übrigen Drittels enthält eine Menge Gegenden hoher Bergketten, Moräste, nackter Felsen, brennender Sandwüsten, Eisländer, die nicht bewohnt werden können. Dennoch soll jeder Planet, groß und klein, wie die Straßen von Paris und London, von Einwohnern wimmeln! Diese Idee scheint groß; allein sie verkleinert den Menschen. Die Menschen sind nicht mehr der ausschließliche Gegenstand der väterlichen Liebe ihres Gottes; sie verschwinden in ein nichtiges Stäubchen, das Jahrtausende wegwehen, wie der Wind in der Wüste den leblosen Sand. Gott ist nicht mehr der Gott der Menschen, sondern der Gott

der Natur. Zuletzt wird selbst Gott vergessen und die Natur zum Gott erhoben werden. So bringt uns die höchste Stufe der Wissenschaft zu dem niedrigsten Grade der Abgötterei und des Aberglaubens zurück.

Wenn man meinte, daß meine Ansicht nur durch Gemüthsbewegungen, ohne andere Vernunftgründe, bestimmt werde, so würde derselben Unrecht geschehen. Physische Gründe darf sie unbedenklich anrufen.

Das Wasser ist die erste Bedingung des organischen, fühlenden Lebens in der Natur. Wo Eis anfängt, hört alles Leben auf, und nur wo dasselbe flüssig wird, hebt das Leben an. Man trifft allerdings noch in Eisregionen Leben an; allein dieses Leben stammt immer von wärmern Regionen her und erhält sich nur, in sofern die Organismen einen, über den Eispunkt sich erhebenden Grad der Wärme in sich erzeugen.

Der 0 Grad R. der Wärme ist also in der Natur der Scheidepunkt zwischen Leben und Tod.

Diesseits regt sich Alles, jenseits bleibt Alles starr, unbeweglich. Wärme = + 15° bis 20° verwandelt augenblicklich die Erde in ein Paradies; = > 0° bringt nichts hervor, und jemehr das — steigt, desto mehr wird das Land für das einwandernde Leben unwirthbar, unerträglich.

Merkwürdig ist es, daß auf der Erde die zwei entgegengesetzten Punkte der Wärme und der Kälte in gleicher Entfernung vom Eispunkte liegen. Die Kälte sinkt in den Polarregionen nicht unter — 40° und das Thermometer steigt nicht über + 40° in den Aequatorialländern.

Die Anhäufung der Sonnenwärme auf der Erdoberfläche ist allein der Atmosphäre zu verdanken, weil die Luft ein schlechter Wärmeleiter ist und daher die freie Wärme zurückhält, wo sie sich entwickelt. Ohne die Atmosphäre würden Aequatorialregionen eben so kalt, als die Polarländer, seyn. Den Unterschied, welcher am Tage das senkrechte

Fallen der Sonnenstrahlen auf den Boden bewirken dürfte, würde das Ausstrahlen der Wärme in der Nacht wieder aufheben. Auf der ganzen Erde würde dieselbe Kälte herrschen, wie über der Atmosphäre, in den sogenannten ätherischen Räumen, in welchen Sonne, Planeten, Trabanten und Cometen sich bewegen. Diese Kälte kann nicht weniger betragen, als die der Polarländer, und kann daher mit Gewißheit auf wenigstens — 40° angeschlagen werden.

Nur fragt es sich, aus was für Stoffen die andern Weltkörper unsers Planetensystems bestehen? Alles deutet darauf, daß sie aus Einem und demselben, im Himmelsraume gleichmäßig verbreiteten Stoffe sich zusammengeballt haben. Zuerst bildeten sie, um die große Sonne, kleinere, untergeordnete feurige Sonnen. Diese sonst feurigen, selbstleuchtenden Sonnen betrachtet man jetzt als finstere, oder nur fremdes Licht zurückwerfende, mit einer festen kalten Kruste überzogene, mit fortwährend sich unter derselben beim Eindringen sauerstoffhaltiger Flüssigkeiten oxydirenden, glühenden Metalloiden angefüllte, bombenförmige Vulkane, die im freien Sternenraume hinrollen, und von denen jene, auf der Oberfläche sich zu feuerspeienden Bergen erhebende, nur die Rauchröhren bilden. Diese Ansicht, welche schon die des Leibnitz war, dessen Scharfsinn also einem ganzen Jahrhundert von Beobachtungen voraneilte, bestätigen alle Beobachtungen der neuern Bergwerkskunde, Chemie, Geologie und Geognosie.

Sind aber die andern Planeten des Sonnensystems im Bau und Stoff mit dem unsrigen homogen, so braucht man nur unsern Planeten an die Stelle jedes andern einzelnen Planeten des Sonnensystems hinzudenken, um sich davon eine Vorstellung zu machen, wie es auf jenen Weltkörpern in Ansehung des Lebens aussehen müsse.

Diejenigen, welche keine Atmosphäre haben, unterliegen einer Kälte von — 40°. Also kein Wasser, nicht

einmal Gletscher und Schnee. Und: kein Wasser, kein Leben.

Daß sie Vulkane sind, ändert die Sache nicht, denn das ist ebenfalls die Erde; und die Polarländer bleiben doch unbewohnbar, und die hohen Rauchröhren, Vulkane oder feuerspeiende Berge genannt, deren zweihundert auf der Erde gezählt werden, sind zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt.

Die Hauptplaneten, die eine Atmosphäre haben, sind nicht besser daran. Die Atmosphäre des Merkur ist so dicht, daß die Sonnenwärme dort eine Temperaturhöhe von + 120° bewirken muß. Bei der Venus ist zwar die Atmosphäre nicht so dicht; aber die Nähe der Sonne bringt nothwendig noch eine so ungeheure Wärme auf derselben hervor, daß alles in's Leben Hervorgerufene sogleich wieder zerstört werden muß. Der Mond, wie schon gesagt, hat keine Atmosphäre. Ein kleiner, vielleicht nur vulkanischer Dampf kann nicht dafür gelten. Eine Atmosphäre, wie unser Erdball sie hat, scheint dem Mars eigen zu seyn. Man will sogar sein Polareis beobachtet haben. Allein für den Mars ist die Sonne um ein Drittel kleiner, als für die Erde. Innere Wärme muß er auch bedeutend weniger selbst erzeugen und erhalten können, da sein Umfang nur ein Fünftel unserer Erdgröße beträgt. Ob Vesta, Ceres, Juno und Pallas eine Atmosphäre besitzen, weiß man noch nicht; da es nicht einmal feststeht, ob für sie der Wechsel von Tag und Nacht statt findet. Jupiter scheint zwar eine Atmosphäre zu haben; allein für ihn ist die Sonne nur der fünf und zwanzigste Theil dessen, was sie für den Erdball ist. Da sie an scheinbarer Größe und Wärme nach den Quadraten der Entfernungen für jeden Planeten abnehmen muß, so kann ihre Wärme auf dem Saturn, und noch mehr auf dem Uranus, kaum fühlbar seyn. Ob eine Atmosphäre die vier Trabanten des Jupiter, die sieben des Saturn, die sechs des Uranus umgiebt,

ist, nach Analogie mit dem Erdtrabanten zu urtheilen, nicht wahrscheinlich. Also zwei brennende Planeten, und die übrigen mit ewigem Winter bedeckt.

Nur auf der Erde hält das punctum saliens des organischen Lebens gerade die Mitte zwischen Kälte und Wärme.

Diese Verkettung physischer Gründe gegen die Annahme, daß die andern Planeten, wie die Erde, bevölkert seien, scheint wenigstens die Schlüsse à priori, welche man dafür aufstellt, aufzuwiegen. Will man aber nach der Analogie schließen, so kann man, anstatt zu sagen, die Erde sei bevölkert, also die andere Planeten auch, eben so gut folgern: Da nur der sechste oder achte Theil der Erdoberfläche bevölkert ist, so kann wohl auch nur der siebente Theil der Hauptplaneten, also die Erde allein, bewohnbar seyn.

Ich habe zuweilen das Raisonnement machen hören, es sei lächerlich, zu glauben, daß Gott sich den Menschen so angelegentlich seyn lasse und sich so besonders um ihn bekümmere, da so viele andere Welten vorhanden wären, die sämmtlich vielleicht von zahlreichern und höhern Geschöpfen, als sie die Erde trägt, bewohnt würden. Wenn die Unendlichkeit, dem Schmetterling und der Raupe, der Fliege und dem Wurm, eine zweckmäßige, bewundernswürdige, im Lebensprincip noch nicht erforschte Organisation gab, sollte sie nicht um eine menschliche, mit Bewußtseyn und Gewissen begabte Seele sich bekümmern? Hierüber sind wir aber durch physische, chemische, anatomische, physiologische Erklärungen abgestumpft, weil wir auf den Grund der Sachen gekommen zu seyn wähnen, während wir immer nur Erscheinungen kennen lernen. Wem daher die Anzahl der Welten und ihre Bewohnbarkeit Anlaß zum Unglauben wird, der muß, durch astronomische, physische, chemische Gründe selbst überführt, bekennen, daß dieser Anlaß nicht einmal soviel für sich hat, als die Meinung, daß der

Mensch allein das, seinen Gott erkennende Wesen in der Natur sei.

Warum die andern Welten sind, ist keine andere Frage, als die, warum eine Kraft, genannt Materie, da ist. Eine Form muß sie haben; und, wenn sie in andern Himmelsräumen auch die Form des Erdballs erhalten hat, so folgt noch nicht daraus, daß sie dieselbe Bestimmung, wie die Erde, habe. Sollte die Erde werden, was sie ist, so mußte auch die übrige Materie im Raume denselben Gesetzen folgen. Bei den aufgestellten Gründen gegen die Lebensfähigkeit der andern Planeten, wer kann da behaupten, daß sie nicht wegen der Erde da sind, und so sind, wie sie sind, weil die Erde so seyn mußte, wie sie ist?

Uebrigens ist diese Digression sehr überflüssig, und wenn ich nicht den Leser wenigstens auf die Ungewißheit mancher Ideen, womit man sich den Anschein eines denkenden Mannes, oder gar eines Philosophen zu geben glaubt, aufmerksam machen wollte, würde ich vielleicht besser thun, sie auszustreichen, als sie stehen zu lassen. Sonderbar! Der Hauptgrund, den man anführt, um das Bewohntseyn der andern Weltkörper zu beweisen, ist die Weisheit Gottes, welcher wohl nicht jene Weltkörper in's Daseyn gerufen haben würde, wenn sie nicht, wie die Erde, zum Wohnsitze für lebendige Geschöpfe dienen sollten, obgleich die Erde schon allein ihr Daseyn bedingte, und ihr Daseyn für die Erde dem allmächtigen Worte Gottes nicht mehr gekostet hat, als ihr Daseyn mit der Erde. Und, wenn man das Bewohntseyn der andern Weltkörper angenommen hat, so gebraucht man wiederum eben dieses, auf die Weisheit Gottes gegründete Bewohntseyn, um die Weisheit, die Allgegenwart, die besondere Fürsorge Gottes für seine Geschöpfe in Zweifel zu ziehen, und ihn in die Himmelsräume, gleichsam wie den ätherischen Nebelstoff, zu verweisen, und ihn so ansehen zu lassen, als wenn er kaum im Allgemeinen für die Menschen, aber für den Einzelnen gar nicht

da wäre! Der Gedanke einer besonderen Vorsehung stößt sich an die Unendlichkeit Gottes. Gerade weil Gott unendlich ist, giebt es und muß es eine Vorsehung geben. Der Unendlichkeit des Weltalls kommt doch wohl die Unendlichkeit Gottes gleich. Wenn man sich das Weltall noch größer, noch mannigfaltiger, noch undenklicher denken könnte, so müßte man sich Gott, der dasselbe schuf, dasselbe in sich schließt, jeden mathematischen Raum- und Zeitpunkt desselben, jeden physischen Punkt der, Zeit und Raum erfüllenden Kraft, gleichzeitig zum Mittelpunkt aller übrigen, zum Drehpunkt des Ganzen macht, denselben durchdringt, erhält und belebt, noch unendliche Male mehr unendlicher denken. Eben in der entsetzlichen, niederschmetternden Unermeßlichkeit, Unendlichkeit Gottes liegt die vollkommenste, unerschütterlichste Gewißheit der ununterbrochenen Fürsorge, der väterlichen Aufmerksamkeit, die Er jedem Einzelnen zu schenken, zu widmen geruht.

Es ist ein persönlicher Gott oder es ist keiner. Daß keiner sei, wolle Gott verhüten! Ist einer, so ist er allmächtig, allwissend, allgerecht, allgütig, unendlich. Alsdann kommt im ganzen Himmelsraum kein Geschöpf zum Daseyn, ohne daß er es gewollt habe. Jeder Athemzug, jeder Pulsschlag ist eine Aeußerung seiner Kraft und eine Wohlthat von ihm. Wenn auch jede Sonne, jeder Planet, jeder Trabant, jeder Comet, nicht bloß in unserm, sondern in sämmtlichen Weltsystemen, von Geschöpfen wimmelten, so steht doch jedes einzelne vor ihm, als wenn es das einzige im ganzen Himmelsraume wäre *).

Es

*) Seitdem ich diese Digression schrieb, (Herbst 1829) habe ich ein Werk gelesen, welches, anstatt das Bewohntseyn anderer Weltkörper zweifelhaft zu machen, daraus neue Gründe für die göttliche Vorsehung und das Christenthum mit dem tiefsten und umfassendsten Geiste ableitet; nämlich: **Discours sur la révélation chrétienne,** ***considérée en harmonie avec l'astronomie moderne.*** **Par Thomas Chalmers, Docteur en Théologie, Ministre à Glasgow. Traduits de**

Es giebt einen Anstrich der Ueberlegenheit, die Natur zu vergrößern, um den Menschen zu verkleinern. Der Einzelne erscheint alsdann selbst wie ein Gott in der Natur, welcher mit Gott die Prärogative theilt, das Ganze zu übersehen. Alles, was mit dem eitlen Wahne paßt, wird ohne Schwierigkeit angenommen, und der Glaube ist leicht. Soll aber die Wichtigkeit des Menschen in der Natur gehoben, soll eine höhere Bestimmung angenommen werden, so sträubt sich der Glaube, und die strengsten thatsächlichen Beweisgründe werden verlangt.

Sehet den Pallast dort, er steigt herrlich prangend in die Höhe; sehet die großartige Architectur, den reinen Styl, die dem Auge wohlthuende Symmetrie, die einfache und doch prächtige Façade! — Wer hat ihn bauen lassen? — Ich weiß es nicht gewiß. Einige sagen Feen. Andere, die klüger seyn wollen, behaupten, er habe sich selbst gesetzt. — Und wer bewohnt ihn? — Sehet, wer da, den Pallast anbetend, vor ihm kniet. Es ist der Fürst!

Wenn der Mensch der Fürst der Natur ist, wenn die Erde nur durch ihn ihre Bestimmung erreicht, wenn der Mensch das Allerwichtigste, Allervorzüglichste ist, was die Natur enthält, so weit unser Auge, so weit unser Verstand mit Gewißheit reicht, so ist auch das Leben der Menschen das Erste, das Wesentliche, was die Regierungen auf der Erde zu bezwecken haben. Mit dem menschlichen Leben können sie nicht zu geizig, habsüchtig und unersättlich seyn. Ich möchte jedes Dorf sich in eine Stadt verwandeln sehen, und die Städte sich so erweitern, daß die Dörfer zuletzt in den Umfang der Städte verschlungen würden, bis das ganze

de l'anglais sur la 6ième édition par J. L. S. Vincent, l'un des pasteurs de l'église réformée de Nismes. A Paris, chez Treuttel et Wurtz, libraires, rue de Bourbon, No. 17. — 1819 (268 Seiten.) Wenige Werke habe ich mit so vieler Spannung und Ueberraschung, mit so großem Nutzen gelesen, wenige mit gleicher Dankbarkeit für den Verfasser aus den Händen gelegt.

Land nur noch Eine große Stadt ausmachte, deren Mauer das **Van-Lee-Tsching** wäre.

Allein hier kommt mir das **Fatum** der Natur mit seiner eisernen Härte, mit seiner strengen Unbezwinglichkeit entgegen. Wenn das ganze Land in eine, mit dem **Van-Lee-Tsching** umgebene Stadt verwandelt würde, wo sollte das Korn wachsen, wo sollten die Heerden weiden, die Obstbäume stehen, die Gärten grünen, der Weinstock seine Reben winden, die Bau- und Brennholz liefernden Wälder sich ausbreiten? Noch hat es die Kunst nicht dahin gebracht, mit homöopathischen Gaben diese Gegenstände zu ersetzen. Da sie aber unentbehrlich sind, und, auf der Erde, weit ausgedehnte Flächenräume einnehmen, so kann auch die Zahl der Menschen auf der Erde nicht in's Unendliche wachsen. Wenn die Vorsehung allgütig ist, so ist sie zugleich allweise. Die Gesetze, welche sie, in ihrer Allweisheit, der Natur gab, kann sie auch nicht für eine unweise, ja selbst lasterhafte Vermehrung der Menschen in diesem oder jenem Lande ändern wollen. Die Seelenzahl, die Bevölkerung, welche ein Land, nach Maßgabe seiner Ergiebigkeit an **albumen** und **tegumen** enthalten kann, hat also gewisse Gränzen, und diese werden eher erreicht, als es scheint, und als man es gemeiniglich annimmt.

Es ist lange Zeit der Satz gefeiert worden, daß die Bevölkerung nicht zu groß werde, und die Erde, so viel Menschen es auch immer geben möchte, ernähren könne; dazu brauche sie nur gehörig bebauet zu werden. Der Satz ist längst, sowohl durch Erfahrung, als durch Schlüsse, widerlegt. Wenn, sagt ein weiser Schriftsteller, der Satz richtig wäre, so könnte der gehörig bedüngte und beackerte Blumentopf eine ganze Stadt mit Lebensmitteln versehen.

Es kommt nicht bloß darauf an, daß viele Menschen leben; wie sie leben, ist eine nicht minder wesentliche, ja zuletzt die entscheidende Frage. Zuletzt kommt es auf Glücklichseyn, und nicht auf Leben an, und Leben ist nur

die Bedingung des Glücklichseyns. So sehr ich daher das menschliche Leben vermehrt, verbreitet wissen will, so ist es immer nur unter der bestimmten Voraussetzung und der ausdrücklichen Bedingung, daß dieses Leben nicht für peinliche Gefühle und niederschlagende Aussichten zum Canevas diene, sondern ein freies, heiteres, moralisches, religiöses Daseyn begründe, wie es dem Abbilde Gottes auf Erden gebührt, oder wenigstens, wie es ihm, bei weisen Anordnungen, zu Theil werden kann. Für tausend unglückliche, durch drückende Noth herabgewürdigte Menschen, würde ich lieber eine einzige glückliche Familie auf der Erde sehen.

§. 8. Unmittelbare Arbeits- und Lebenspflege auf Erden.

Statistik.

Man ist überhaupt geneigt zu glauben, daß Alles gut gehe, wenn nur die Bevölkerung eines Landes zunimmt. Es werden darüber mit großer Emsigkeit statistische Tabellen angefertigt, und wenn die diesjährige Seelenzahl stärker, als im vorigen Jahre, gefunden wird, so schließt man daraus, daß Alle Brod haben. Der Irrthum für die Regierungen und Großen der Welt ist leider nur zu leicht, und beinahe unvermeidlich.

Es sind jetzt in Europa wenige Regierungen, welche nicht die Ueberzeugung hegten, daß die Wohlfahrt der Völker die ihrige begründe. Ein hoffnungsreicher Trost für die Völker! Dagegen mögen eben so wenige seyn, welche bis in die Tiefe der Armuth hineinblicken, und sich eine deutliche Vorstellung von dem Leben in den zahlreichen Klassen der Gesellschaft machen. Daher kommt die Hülfe immer spät, und erst nachdem schon das Uebel so groß und allgemein geworden ist, daß es ihrer Aufmerksamkeit nicht mehr entgehen kann. Die Regenten schweben in der Mitte ihrer Völker, wie die Sonne in der Mitte des Planetensystems. Alles, was gegen die Sonne gekehrt ist,

reflectirt ihr eigenes Licht, und erscheint von ihr aus erleuchtet. Von der Sonne aus wird die Schattenseite nie gesehen.

Ich habe es schon bei einer frühern Gelegenheit gesagt, es paßt aber noch bei dieser: Die Wahrheit kann leider nur schwer zu den Großen der Welt gelangen, ihre Umgebung durchdringen, und sich, von Stufe zu Stufe, zu ihnen erheben. Ein **Van-Lee-Tsching** von Formen trennt sie oft beinahe gänzlich von der übrigen Menschheit, auf welche sie doch einen so großen Einfluß ausüben. Alles, was sich ihnen nähert, muß glatt, angenehm, schmeichelhaft seyn, und was es nicht ist oder nicht seyn kann, darf nicht zum Vorschein kommen. Einen Fehler, einen Mißgriff zu berühren, wäre der allergrößte Mißgriff, der allerärgste Fehler. Solche Schwachheiten finden bei Großen nicht statt, und können bei ihnen nicht statt finden. Ist etwas zu berichtigen, so darf es nur unter dem Vorwande vorgetragen werden, daß die Umstände sich geändert haben, und daß daher eine Veränderung der frühern Maßregeln auch wohl erfolgen könnte. „Man hat immer Unrecht, sagte ein Staatsmann, wenn man den Großen beweiset, daß sie Unrecht haben." Wieviel Umwege müssen oft nicht eingeschlagen, wieviel Empfehlungen erbeten, und Gönner in Bewegung gesetzt werden, damit eine gegründete Vorstellung, falls sie gewagt werden darf, Gehör finde! Was Gott in einem Gebete gesagt wird, wäre Vermessenheit einer Excellenz zu sagen. Den Ministern ahmen die höhern Beamten nach, und diese werden wiederum von den nächstfolgenden zum Muster genommen. Kurz, in den hohen und den höhern Regionen der menschlichen Gesellschaft ist das erste Gesetz, nicht, wie bei dem Volke, S i c h e r h e i t d e s E i g e n t h u m s, welches sich schon von selbst bei den Mächtigen versteht, sondern S i c h e r h e i t d e r E i g e n l i e b e. So geht es von Stufe zu Stufe, von oben bis zu den Klassen herunter, wo der Weltton aufhört und die Armuth beginnt.

Es ist also schwer, daß die Klage der Armuth diese dichte, alle Freimüthigkeit erstickende Formen-Atmosphäre durchdringe und bis zu den Völkersonnen hinaufsteige. Das läßt sich aber, wie ich es auch schon gesagt habe, nicht ändern. Es ist die Schattenseite der Staaten. Am allerwenigsten erreichen vielstimmige Regierungsformen den Zweck. Wo die meisten Umtriebe, die schwerfälligsten Formen statt finden, wo es am schwierigsten ist, eine, nicht in den Leidenschaften der Menge, aber tief in dem allgemeinen Interesse begründete Ansicht durchzusetzen, sind gerade die Republiken, in denen anstatt Eines Herrschers, welcher die höchste Stufe erreicht hat, und dessen Interesse mit dem seines Volkes Eins geworden ist, eine Mehrzahl von Herrschern existirt, welche sämmtlich ein respectives Interesse haben, die Rolle eines einzigen spielen wollen, oder sich einander den Ball zurückwerfen. Wahlen, periodische Umtauschungen helfen eben so wenig. Alle Menschen sind Menschen. Wir würden den Eigenheiten, welche die Stellung der Großen mit sich bringt und ihnen aufdrückt, eben so wenig wie die angebornen Großen entgehen, und noch obendrein die unsrigen mit hinaufnehmen.

Es kann aber, denke ich mir, ein jeder, der eigene Ansichten zu haben glaubt, selbige anbringen, wenn er auch nicht Rath und Stimme bei der Regierung hat, und vielleicht noch leichter und sicherer, als wenn er durch eine Stellung in derselben gebunden wäre. Ein Buch, das nur allgemeine Ansichten enthält, ist keine unmittelbare, persönliche, einzelne Regierungen angehende Ermahnung. Es wird im Stillen genommen, im Stillen weggelegt. Die schlechten Früchte, welche die irrigen Ansichten der neuern Bücher getragen haben, berechtigen zu der Hoffnung, daß andere Bücher mit tiefer in der menschlichen Natur begründeten Ansichten gute Früchte tragen können.

Nicht nur können die Großen der Welt nicht leicht

durch ihre Umgebung, welcher oft selbst die Wahrheit verborgen ist, hinter die Wahrheit kommen, sondern alle Umstände scheinen sich auch zu verschwören, um ihnen dieselbe zu verhehlen, und um sie völlig zu täuschen. Zeigen sie sich öffentlich, so sammelt sich die Menge der Neugierigen um sie herum. Die Menge erregt, belebt, erheitert die Menge. Jauchzen, Freudengeschrei, betäubende: Hurrahs! es lebe! vive! vive! begleiten jeden Schritt, jede Bewegung, jedes Kopfnicken. Der ganze Lärm soll oft nur eine indirecte Empfehlung und Bitte seyn; aber die Großen schließen daraus, daß ein jeder sich sehr glücklich fühlen müsse, während viele von den Jauchzenden, wenn sie nach der armseligen Hütte oder dem elenden Neste zurückkehren, kaum wissen, wo sie das **albumen** hernehmen sollen. Jemehr Menschen da sind, welche den in ihrer Behausung bleibenden Großen ihre Dienste anbieten, und, um nur auszukommen, und das Leben zu fristen, sich gern Allem unterwerfen, desto mehr scheint diesen Großen ihr Ansehen zu wachsen, desto wohlfeiler und zahlreicher werden für sie die Gelegenheiten, ihre Wünsche zu befriedigen. Je schlimmer es also der Menge ergeht, desto besser scheinen den Großen die Sachen zu stehen.

Man begeht einen großen Irrthum, wenn man aus der Vermehrung des Volkes unmittelbar auf dessen Wohlfahrt schließt. Ein Staat ist nur der Inbegriff vieler Individuen. Nur, wenn diese glücklich sind, ist der Staat glücklich zu nennen. Jedes Individuum muß eine gewisse Quantität des Glückes genießen, wie es Luft athmet und Licht empfängt. Alle Pflichten der Regierungen haben zuletzt nur einen solchen Stand der Dinge zum Zweck. Ein anderer Zweck ihrer Pflichten ist nicht anzugeben. Es ist also eine unrichtige Berechnung, wenn die Regierungen die Quantität des durch sie bewirkten Glückes, durch die Anzahl der im Staate vorhandenen Individuen, erkennen wollen. Vielmehr müßte die Anzahl der im Staate erscheinenden

Individuen durch die Quantität des Glückes, welche, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, der Staat vertheilen kann, bestimmt werden. Die Vermehrung der Individuen müßte da aufhören, wo die Mittel aufhören, und wo Unglück und Noth, statt Befriedigung und Glück, anfangen. Es ist besser, wenn nur Ein Mensch da ist, und dasjenige, was er bedarf, findet, als wenn zwei nur den Bedarf des Einen erhalten, und sich einander um dessen Besitz zerreißen, oder beide, wenn sie sich vertragen, nur halb leben und allmälig verschmachten. Wenn verschiedene Münzsorten in einen Sack zusammen geworfen werden, so zählt man die Summe nicht nach der Anzahl der Stücke, sondern nach dem respectiven Werth jedes einzelnen. Eine kleine Rolle Dukaten gilt mehr als eine Tasche voller Kupferpfennige.

Wenn die statistischen Uebersichten, auf welche die Kurzsichtigkeit und der Irrthum einen so großen Werth legen, einige Bedeutung in Ansehung des Völkerglücks erhalten sollten, so müßten sie, vor allen Dingen, die Familien und Individuen, welche ihr bequemes Auskommen haben, aufzählen, und diesen, die Zahl der übrigen, nach Abstufungen, welche ich ihrem Theilungssinne überlasse, entgegen stellen. Alle Sach-Verzeichnisse betreffen nur den besitzenden Theil des Volkes, lassen aber das Schicksal des andern, nicht besitzenden Theils, im Dunkel; welches den zweifachen Nachtheil mit sich bringt, daß der nicht besitzende Theil, mit dem besitzenden, zusammengerechnet und auf gleiche Linie mit ihm gesetzt wird, und daß man nicht einmal auf den Gedanken kommt, daß ihm etwas fehlen könne, während ihm Alles fehlt.

§. 9. Nur Ein Beispiel der Trüglichkeit statistischer Uebersichten.

Um die Trüglichkeit der statistischen Tabellen recht fühlbar zu machen, will ich nur Ein Beispiel anführen und untersuchen.

Große Statistiker sind vielleicht dem Leser bekannt, die, wenn sie finden, daß in einem Orte die Bevölkerung zugenommen habe, sogleich ein großes Aufheben von der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes in jenem Orte machen. Das geschah noch unlängst in öffentlichen Blättern bei einer Gelegenheit, wo die Vermehrung der Bevölkerung nicht durch eine Vermehrung der Geburten, sondern durch die Verminderung der Sterbefälle statt gefunden hatte, ein Umstand, der als entscheidend ausgehoben wurde.

Allerdings scheint eine Verminderung der Sterbefälle und die daraus erfolgende Vermehrung der Bevölkerung auf eine Zunahme des allgemeinen Wohlstandes zu deuten. Der Schluß, daß der Wohlstand wirklich zugenommen habe, ist indessen nichts weniger, als zuverlässig. Man könnte selbst gerade das Gegentheil aus einer solchen Vermehrung der Bevölkerung folgern, da es doch offenbar ist, daß, jemehr Menschen da sind, desto größer der allgemeine oder Gesammt-Bedarf seyn müsse. Es würde zu nichts helfen, wenn man erwiedern wollte, daß mit der Vermehrung der Seelenzahl eine Vermehrung der Arbeit vorauszusetzen sei; denn auch dies ist nichts weniger, als unbedingt anzunehmen. Die Kuhpocken vermindern bedeutend die Sterblichkeit, ohne daß dadurch eine Vermehrung der Arbeit bewirkt wird.

Wenn die Unterhaltsmittel sich bei einem Volke gleich bleiben, so müßten im Allgemeinen die Geburten in dem Maße abnehmen, wie die Sterblichkeit abnimmt. Geschieht dies nicht, so muß offenbar, bei sich gleich bleibenden Unterhaltsmitteln, der allgemeine Wohlstand in dem Maße abnehmen, wie die Bevölkerung zunimmt. Hätten sich indessen die Geburten wirklich in dem Maße, wie die Sterbefälle, vermindert, so würde man nicht einmal berechtigt seyn, unbedingt den Schluß daraus zu ziehen, daß der allgemeine Wohlstand wenigstens derselbe geblieben und auf keine andere denkbare Weise gesunken sei. Es kommt

vor allen Dingen darauf an, bestimmt zu erfahren, welche Bewandniß es mit der Verminderung der Sterbefälle hat. Die Sterbefälle können sich bei einem Theile der Bevölkerung vermindern, bei dem andern aber, obschon nicht in demselben Verhältnisse, vermehren. Bei diesem letzten Theile der Bevölkerung können solche Umstände obwalten, daß die Sterblichkeit erst beginnt; denn man kann sich viele Jahre hindurch im Elende quälen, bevor den Leiden ein Ende durch den Tod gemacht wird. Dennoch bleibt im Ganzen das Ergebniß: **Eine Verminderung der Sterbefälle.** Wenn also zwar im Allgemeinen eine Verminderung der Sterbefälle auf eine Vermehrung des Wohlstandes zu deuten scheint, so bleiben viele andere Umstände gleichzeitig zu ermitteln und zusammenzuhalten, wenn man nicht einen gewagten Schluß ziehen und auf einem durchlöcherten Luftkissen einschlafen will.

Wollten wir indessen annehmen, daß man die Zunahme des Wohlstandes unbedingt aus der Abnahme der Sterblichkeit folgern könne, so würde der Schluß selbst immer noch sehr nutzlos bleiben, und nur für die genaue Gegenwart einige Beruhigung gewähren können.

Wenn allgemeine Concurrenz eingeführt wird, so ist die nächste Folge davon, daß die Heirathen, und mithin die Geburten, häufiger werden. Alsdann nehmen die Sterbefälle im Verhältnisse der Bevölkerung ab, aber die Bevölkerung befindet sich auf dem Wege der **künstlichen Armuth** und wird in kurzer Zeit das traurige Ziel erreichen. Ueber einen solchen Wohlstand ist, meines Erachtens, nicht viel zu jubiliren. Das schön aufblühende Unkraut erstickt nicht weniger die blumenlos aufkeimende Ernte. Einst indessen wird auch die Zukunft Gegenwart seyn.

Wenn die ausgesetzte Einwirkung der allgemeinen Concurrenz wegfällt, und die Sterblichkeit abnimmt, während die Anzahl der Geburten sich gleich bleibt, so scheint der Fall ungleich günstiger, und ist dennoch an und für

sich immer nichts weniger, als ein hinreichender Grund, um auf eine fortwährende Zunahme des Wohlstandes zu schließen. Wenn die Anzahl der Geburten sich gleich bleibt, aber die Sterblichkeit abnimmt, so befindet sich die Bevölkerung im Zustande immerwährender Zunahme. Da aber die Erzeugung der Unterhaltsmittel ihre Gränzen hat, so wird die Bevölkerung früh oder spät diese Gränzen erreichen. Weiter hinaus muß der Mangel an Arbeitsgelegenheiten und an Unterhaltsmitteln in der Bevölkerung immer fühlbarer und drückender werden. Hiebei ist kein anderes Ende abzusehen, als wenn die künstliche Armuth und die Seyn-Concurrenz so dringend werden, daß die durch Mangel herbeigeführten Sterbefälle wieder den Geburten das Gleichgewicht halten. Wenn kein Mensch in der Welt stürbe, so könnten in der Welt auch keine neue Ehen geschlossen werden. Dies dürfte nur alsdann erlaubt seyn, wenn die Verlobten neue Erziehungsquellen, neue Unterhaltsmittel entdeckt hätten.

Dem von dem Statistiker, aus der Minderzahl der Sterbefälle zu Gunsten einer Zunahme der allgemeinen Wohlfahrt in dem betreffenden Orte gezogenen Schluß, in so fern alle diese Umstände, und andere, welche noch anzugeben, hier zu weit führen würde, nicht gehörig ermittelt und erwägt worden sind, ist also, eben so wenig für die Zukunft, als für die Gegenwart, irgend eine Zuverlässigkeit beizumessen. Bei dem Falle, den ich hier besonders im Sinne habe, hat es sich in der That bereits ergeben, daß der vom Statistiker, mit so gelehrten Prämissen eingeleitete und so zuverlässig ausgesprochene Schluß doch nur Täuschung war.

§. 10. Fortsetzung.

Lotterien und Staatspapiere.

Zwei, in allen europäischen Staaten allgemein gewordene öffentliche Einrichtungen tragen nicht wenig dazu bei,

daß die Lage der Völker und die Fortschritte der **künstlichen Armuth** nicht gehörig erkannt werden, und daß man vielmehr Fortschritte der allgemeinen Wohlfahrt wahrzunehmen wähnt.

Es sind die **Staatspapiere** und die **Lotterien**.

Wenn die **Lotterien** so häufig sind, wenn der Einsatz so hoch gestellt werden kann, so müssen die Leute viel Geld haben, es **muß ihnen wohl ergehen**. Das ist der gewöhnliche Schluß. Demselben aber läßt sich, mit leider noch größerer Wahrscheinlichkeit folgender entgegenstellen: Wenn das Volk sich nach dem Spiele drängt, wenn Arbeiter, Handwerksleute, Händler sich bloß setzen, um das Glücksrad noch Ein Mal zu versuchen, so muß das Volk in großer Unruhe für die Zukunft seyn, es muß sich in der Lage des Spielers befinden, der sein Schicksal vom Zufall erwartet: **Es muß ihm schlecht ergehen.**

Um das Wohlergehen der Völker sicherer zu prüfen, müßten die Lotterien weniger zum Maßstabe genommen werden, als die Pfandhäuser, deren Bestehen allein schon ein Zeichen der Bedrängniß des Volkes ist, und die, wo nicht zum Einsetzen in die Lotterien, wenigstens zur Erneuerung der Loose, die zinsbare Hülfe leisten.

Was die **Staatspapiere** anbetrifft, so sind sie für Bemittelte auch eine Lotterie, in welcher so viele schon ihren Wohlstand eingebüßt haben. Doch betrachten wir selbige hier nicht unter diesem Gesichtspunkte, sondern als Maßstab der allgemeinen Wohlfahrt.

Man glaubt gemeiniglich, daß die Höhe der Staatspapiere, welche nicht mit dem Papiergelde zu verwechseln sind, bloß vom Staatscredit abhänge. Was aber vom Staatscredit abhängt, ist keinesweges ihre Höhe, sondern nur ihr zeitliches Sinken und Steigen, welches in keinem Verhältnisse mit ihrer Höhe steht. Ihre Höhe wird allein durch die allgemeine Nachfrage der Capitalisten bestimmt,

und beruht daher nur auf dem Vermögen der Individuen. Wenn also die Normalhöhe der Staatspapiere steigt, oder wenn diese ihre Normalhöhe, ohne die Dazwischenkunft der Banquiers, behaupten, so schließt man daraus, daß Alles gut gehe, und das Land reich oder wenigstens nicht arm werde.

Allein die künstliche Armuth könnte sich in einem Staate bis zu einem schrecklichen Grade vermehren, ohne ein Sinken der Staatspapiere zu verursachen. Sie befinden sich in den Händen der Banquiers und der Capitalisten, der Zinsertrag bleibt immer derselbe, die Concurrenz haben sie nicht zu befürchten. Die Concurrenz, die häufigere Nachfrage nach den Staatspapieren, indem sie dieselben in die Höhe treibt, vermehrt sogar ihre Capitalien, und so werden sie nicht arm. Hingegen wird ihr Reichthum noch durch die Armuth der Menge verhältnißmäßig größer, virtueller, weil die Dienste Anderer desto wohlfeiler zu erhalten sind. Aus der Höhe der Staatspapiere, von denen späterhin umständlicher die Rede seyn soll, auf die allgemeine Wohlfahrt zu schließen, ist demnach so gut eine Täuschung, wie irgend eine.

Nach diesen vorbereitenden Betrachtungen kommen wir zur Seyn-Concurrenz zurück, worauf die letzten schon einen nähern Bezug haben.

Neunter Abschnitt.

Nähere Betrachtung und Bestimmung der Seyn-Concurrenz.

§. 1. Wünschenswerthes Gleichgewicht im Staate.

In den frühern Betrachtungen ist erklärt worden, wie das Besitzthum sich unter die Individuen im Staate ungleich vertheilt.

Ein Theil der Bevölkerung hat alles in Händen, was im Staate durch die frühern Generationen geschaffen worden ist; der andere Theil sieht sich von Allem entblößt, als wenn keine Generationen ihm vorhergegangen wären.

Diese sind darum noch nicht unglücklich und Nothleidende zu nennen.

Die Besitzenden fahren fort, zu arbeiten; die nicht Besitzenden haben sich nicht zu beschweren, wenn sie das gleiche Loos theilen. Es kommt bloß darauf an, daß sie immer Gelegenheit zur Arbeit finden.

Das Verhältniß muß von der Art seyn, daß der besitzende und im Ueberflusse lebende Theil der Bevölkerung den, am Rande der Noth schwebenden, besitzlosen Theil nicht entbehren könne, daß aber der letztere so viel aus dem Ueberflusse des erstern erhalte, als er zu seinem Unterhalt bedarf.

Ein besserer Stand der Dinge ist in der menschlichen Gesellschaft, zumal in den neuern cultivirten Staaten, nicht denkbar.

§. 2. Wie Seyn-Concurrenz aus der Störung dieses Gleichgewichts entsteht, und was sie ist.

Wie bald aber ein solches Verhältniß gestört werden kann, läßt sich leicht einsehen.

Es geschieht, wenn die Masse der, von albumen und tegumen entblößten Individuen so zahlreich wird, daß ein Theil derselben überflüssig, unbeschäftigt da steht, und nicht mehr Gelegenheit hat, noch Platz findet, um seine Dienste bei der, albumen und tegumen innehabenden Masse anzubringen.

Alsdann stehn die, zur Masse der Entblößten gehörigen Individuen einander im Wege. Sie wollen alle zugleich vorwärts, weil die Noth sie alle zugleich treibt, und keiner erreicht etwas, das dem andern nicht fehlte.

Zwei leere Magen gieren nach Brod. Ein Stück fällt. Es wird von dem einen verschlungen. Der andere bleibt leer.

Vier Wege, der eine noch schlimmer, als der andere, bleiben diesen Individuen übrig: 1) Freiwillige oder von den Behörden angeordnete Unterstützungen. 2) Augenblickliche Unterhaltsmittel, durch Betrug erlistet, oder durch Gewalt erzwungen, bis die Behörden doch Arbeit und Obdach in Festungen, Strafanstalten, Arbeitshäuser anweisen. 3) Theilung des albumen und tegumen mit denjenigen, die sich abwechselnd in gleicher Lage befinden. 4) Vor Elend zu sterben.

Das ist die Seyn-Concurrenz.

Ich schreibe diese Zeilen so trocken, weil meine Empfindungen nicht Ausdrücke finden. Es ist mir, als wenn ich meine Feder in Blut eintauchte. Was ist auch das Blut, das in den Schlachten verspritzt wird, gegen die Ströme, welche bei der Seyn-Concurrenz in Fäulniß übergehen und, im Stillen, den Boden der Kirchhöfe erhöhen!

§. 3. Zwei unmittelbare Quellen der Seyn-Concurrenz.

Man täusche sich nicht! der Zustand der Seyn-Concurrenz in Europa ist viel näher, viel häufiger, viel allgemeiner, als man es vielleicht in dem ersten Augenblick voraussetzen dürfte.

Dafür bürgen alle bereits angegebenen Arten der Concurrenz.

Wie die Concurrenz aller Arten die Verhältnisse aller Stände in der menschlichen Gesellschaft aus den Angeln hebt und verwirrt, wissen wir. Wir betrachteten aber weniger die Personen-, als die Sachen-Concurrenz. Aber die Sachen-Concurrenz führt die Personen-

Concurrenz, die Seyn=Concurrenz, auf zweierlei Weise herbei.

Einmal dadurch, daß, wenn ein Erwerbzweig, durch zeitliche Umstände begünstigt, noch einige Aussicht zu gewähren scheint, eine Unzahl Individuen aus den andern verwandten Erwerbzweigen herüberströmen.

Das andere Mal durch die gewagten Heirathen und die dadurch in den Staat, wie von außen her, hineingeworfene Masse von Individuen, deren Zeit, in der Welt zu erscheinen, noch nicht gekommen war, da sich in der Welt noch nicht Platz für sie fand.

Die Personen=Concurrenz der ersten Art ist nur eine künstliche, welche mit der Sachen=Concurrenz wieder aufhören würde. Die Personen=Concurrenz der zweiten Art, welche der Name der Seyn=Concurrenz, so schrecklich er ist, doch nur einfach, sachgemäß bezeichnet, kann nur durch den immerwährenden, von allen Qualen des Elends herbeigeführten Untergang der überflüssigen Individuen eine Gränze finden.

§. 4. Allgemeine Gesetze, eine andere Quelle.

Die Seyn=Concurrenz ist eine entsetzliche Verdammniß und ein Belag gegen die allgemeinen Gesetze.

Solche Gesetze sind eben so gefährlich und unheilbringend für ein Land, als wenn man ihm die Gesetze eines andern Landes aufdringen wollte. Denn, der Unterschied zwischen einem Lande und dem andern im Allgemeinen ist selten so groß, so bestimmt, als zwischen den höhern und den niedern Klassen in einem und demselben Lande.

Sachen=Concurrenz in den höhern Klassen wird niemals so viel Unheil hervorbringen, als in den untern.

Ein Mal ist das Eigenthum da, welches zu neuem Eigenthum verhilft. Dann verhindert die Standesehre,

namentlich die erbliche, welche in den untern Klassen nicht existirt, den leichten Uebergang von einer Laufbahn zur andern. Ausgebreitetere Notorietät, reifere, umsichtlichere Prüfung der Unternehmungen und der Art, wie die Sachen stehen, schließen sich diesen einschränkenden Umständen noch an. Endlich treten den ehelichen Verbindungen unzählige Rücksichten und Verhältnisse in den Weg. Sie erfolgen spät im Alter, und die Ehen sind wenig fruchtbar. Daher geschieht es auch, daß die höhern Klassen, welche, den Vermögens-Umständen nach, sich schnell vermehren sollten, sich vielmehr allmälig vermindern, und daß ausgezeichnete Familien fortwährend aussterben.

Das Umgekehrte findet in allen Punkten und Stücken bei den untern Klassen statt. Die engen Wohnungen der Handwerker, der Arbeitsleute, und der Armen, wimmeln von Kindern.

Wenn Seyn-Concurrenz droht, dann fragt es sich unter andern Dingen: Ob das allgemeine Gesetz, wonach das Heirathen allen Klassen gleich freisteht, ein wohlthätiges sei? Die Antwort wird sich aus dem folgenden Paragraphen näher ergeben.

§. 5. Heirathen bei den niedern Volksklassen.

Die Leute der untern Klassen heirathen früh, weil sie für ein späteres Alter noch weniger Aussichten haben, als in der frühen Jugend, und weil sie weder durch hinreichende Einsicht der Gefahr, noch durch Familienbeziehungen abgehalten werden. Das Heirathen kommt ihnen um so weniger bedenklich vor, als durch Gewerbe-Unsicherheit, unter der trügerischen Benennung von Gewerbefreiheit, ihnen Haus und Thür zu Allem offen stehen, wozu sie fähig sind; und wozu halten sich Verliebte nicht fähig? Der Mangel an Kunde und Notorietät macht sie noch verwegener. Noth heirathet Noth, und die Folgen sind immerwährende Noth.

So

So entsteht mitten im Staate eine wahre Völkerwanderung von armen Leuten in den Staat; und, mit dem schleichenden Fortgang dieser Erscheinung, ergießen sich über den Staat alle Uebel der künstlichen Armuth und der Seyn-Concurrenz, Uebel, die man vergeblich bekämpft, weil man die Quellen nicht stopft.

Zeigte sich die überzählige brodlose Bevölkerung, welche, in einem großen Staate während eines Decenniums, wie aus den, von Cadmus gesäeten Drachenzähnen, entsteht, mit Einem Mal, von außen herkommend, auf der Gränze, so würde eine solche Einwanderung die größten Besorgnisse bei den Regierungen und den Unterthanen erregen. Wenn also die Regierungen allgemeine Gesetze erlassen, welche alle Erwerbzweige, alle Stände, etwa nur den Adel ausgenommen, auf die tabula rasa, ohne Unterschied ihrer respectiven Bildungsstufe, ohne festgesetzte Scheidung von einander, sondern schutzlos neben einander stellen, und den willkührlichen Untergang von dem einen zum andern gestatten, oder gar befördern, so thun sie gerade das, was sie, mit Recht, so sehr befürchten würden, wenn die Resultate sich in Masse vor ihren Augen zeigten.

Dazu verführt aber der falsche Liberalismus der Zeit. Die Völker sollen für mündig gelten. Ein jeder soll für sich schalten und walten, wie er es versteht, und hat es sich beizumessen, wenn er sich in's Unglück stürzt.

Verwegene Sophisten! Es sollen also Kinder ihre Geburt verantworten? Wenn ein Unglücklicher vor Eurer Thür hungert und friert, wird er davon, daß er es sich selbst beizumessen habe, erwärmt und gesättigt?

Die untern Volksklassen bleiben immer unmündig, und werden es auf immer bleiben. Will man ihnen dieselben Freiheiten, als den höhern, einräumen, will man ihren wilden Leidenschaften, ihrer Unkunde der Gefahren, und dessen, was außer ihrem engen Erfahrungskreise vorgeht,

S

freien Spielraum gewähren, so gebe man doch auch selbst das Beispiel solcher Liberalität mit den eigenen Kindern! Ist es nicht grausam, den lieben Kleinen die drolligen Scheeren, das rückwärts aufgehende Bartmesser, die farbenspielenden Glasscherben aus den Händen zu nehmen?

Merkwürdig ist es, daß der große Adam Smith, welcher selbst die thörichten Hoffnungen der Menschen erwähnt, einen so entscheidenden Characterzug in seinen Erscheinungen und Wirkungen nicht aufmerksamer verfolgt hat!

Er führt das Beispiel an, daß die Menschen nicht aufhören, in die Lotterien zu setzen, obschon bei Weitem die Mehrzahl nothwendig verlieren müsse, und obgleich es offenbar sei, daß, wenn Einer sämmtliche Loose für sich nähme, er doch nur verlieren könne. Sollte es sich anders mit den unüberlegten Volksheirathen, mit den leichtsinnig erwählten Erwerbsmitteln, mit der unbeschränkten Concurrenz verhalten?

Ich zweifle nicht, daß, wenn Adam Smith diesen einzigen Umstand, gleichzeitig mit seinem System, auf die gesellschaftlichen Verhältnisse angewendet hätte, er zu ganz andern Schlüssen gekommen wäre. Das ponokratische System an sich würde dasselbe geblieben seyn; allein das allgemeine Concurrenz-System, welches wohl unterschieden werden muß, würde er gewiß nicht gepredigt haben. Dem System, das in dem Lande seines berühmten Stifters selbst, wenigstens in Ansehung des Auslandes, nicht angenommen wurde, aber für das übrige Europa um so verführerischer und gefährlicher geworden ist, als es ein Hauptblatt der tabula rasa ausmacht, würde er vielmehr, vor dem Scheusal der Seyn-Concurrenz zurückschaudernd, kräftig entgegengearbeitet haben.

Zu dem früher erwähnten Satze, daß die Erde für die Nahrung der Menschen unerschöpflich sei, hatte sich ein

anderer, aus der Naturgeschichte entlehnter gesellt, nämlich der, daß jede Gattung sich so vermehre, wie sie Nahrung finde.

Da der Mensch auch eine Gattung seyn soll, so war daraus der einfache Schluß zu ziehen, daß er sich in's indefinitum auf der Erde vermehren könne.

Der absurde Satz ist zu sehr durch das Vorhergehende widerlegt, als daß es nöthig wäre, lange noch dabei zu verweilen. Die menschliche Gesellschaft, oder Gattung, theilt sich in höhere und niedere Klassen. Die höhern Klassen besitzen die Nahrung, und vermehren sich nicht. Die niedern besitzen die Nahrung nicht, und vermehren sich bis zur Seyn-Concurrenz. Also ein Satz, der schon in der Naturgeschichte kaum haltbar ist, und allerlei Voraussetzungen erfordert, ist noch weniger anwendbar auf eine Gattung, mit welcher die Naturgeschichte sich nicht befassen, und welche sie der Anthropologie, mit würdiger Zurückhaltung und Bescheidenheit, überlassen sollte.

§. 6. Land- und Stadtbevölkerung.

Mit der Seyn-Concurrenz, welche hauptsächlich durch zu große Vermehrung der untern Klassen in den Städten entsteht, verbindet sich ein anderer wesentlicher Uebelstand für den Staat, der aber nur alsdann recht eingesehen werden kann, wenn man den Staat als eine Einheit betrachtet, dessen ungleichartige Theile, wie die Glieder eines Organismus, zusammenhängen, so daß der eine nicht verstümmelt werden kann, ohne daß die andern mehr oder weniger mit afficirt werden.

Die bisherigen Betrachtungen finden besonders ihre Anwendung auf die großstädtische Bevölkerung; es ist aber Zeit, daß wir unsere Blicke vorzüglich auf die ländliche Bevölkerung richten.

Beide zwar sind durch so enge Bande mit einander im Staate verknüpft, und der Verkehr zwischen beiden ist

ihrer respectiven Wohlfahrt so nothwendig, daß man die eine, besonders die ländliche, nicht ohne immerwährende Rücksicht auf die andere betrachten kann. Im großen Staatsgebäude, ist das Land: Küche, Speisekammer und Keller; die Städte sind: Die Wohn- und Putzzimmer, auch wohl die Boudoirs und Schlafkabinette. Es ist angenehm, schöne Putz- und Wohnzimmer zu besitzen; allein gute Keller, Speisekammern, und Küchen, dürfen auch nicht in dem schönen Wohngebäude fehlen, und im Nothfall würde man weniger die letzten, als die ersten, entbehren können. Doch, was man in der Küche thut, und wie Speisekammer und Küche versehen seyn sollen, wird in den Wohnzimmern berathen und beschlossen.

Die städtische Bevölkerung kann, zu meinem Zweck, in zwei Klassen getheilt werden: 1) Militair- und Civilbeamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute höhern Ranges, Banquiers, Kapitalisten oder Rentiers, Hauseigenthümer; 2) Händler, Meister und Handwerker aller Arten, Fabrikarbeiter, Dienstboten beiderlei Geschlechts, kurz, alle Leute, welches Gewerbe sie treiben mögen, durch deren unverhältnißmäßige Vermehrung die Seyn-Concurrenz entsteht.

Ich theile auch die ländliche in zwei entsprechende Klassen: 1) Adelige und bürgerliche Gutsbesitzer, große Pächter; 2) Freie und nicht freie Bauern, Tagelöhner, Landleute aller Arten, welche Landbau treiben oder dazu zweckdienliche Arbeiten verrichten.

§. 7. Ersatz der Stadtbevölkerung durch die Landbevölkerung.

Die Individuen der zweiten Klasse, sowohl in der ländlichen Bevölkerung, als in der städtischen, äußern beständig das Bestreben, sich in die erste zu schwingen.

Ein anderes zweifaches Streben findet aber bei der ländlichen Bevölkerung statt, nämlich das, von der ländlichen zu der städtischen überzugehen.

Wir haben die Städte als die Putz- und Wohnzimmer im großen Staatsgebäude bezeichnet. Es ist nicht auffallend, wenn die sich, abseits, in den andern Theilen desselben, aufhaltenden Hausgenossen eine Neigung zu diesem vornehmeren, glänzenderen, wenn auch oft weniger ruhigen noch glücklichen Aufenthalt hegen.

Diese Neigung liegt ohnehin in der Natur der Menschen selbst. Wenn die Menschen überhaupt nicht die Städte vorzögen, so würden sie die Städte nicht erbaut haben. Die Städte sind ja nichts, als eine Concentration des Landes. So wie ein Dorf entsteht, so entsteht auch eine Stadt. Eine Stadt ist die Vereinigung einer großen Anzahl herrschaftlicher Landhäuser, wie ein Dorf eine kleinere Anzahl von Bauerhütten. Dieselbe Ursache, welche die Bauerhütten auf Einen Punkt zusammen bringt, drängt auch die herrschaftlichen Häuser zu einer Stadt zusammen. Nur in wenigen Gebirgs-Gegenden sieht man eine Bevölkerung in einzeln stehenden Häusern zerstreut, und das ist eher die Folge einer örtlichen Nothwendigkeit, als freie Wahl. Das Räthsel dieser Erscheinung, wenn sie ein Räthsel ist, löst sich durch den angebornen geselligen Trieb der Menschen.

Ein anderer, ebenfalls in der Natur gegründeter Umstand kommt zu diesem geselligen Triebe, denselben kräftig unterstützend, hinzu.

Die Zunahme der ländlichen Bevölkerung, welche die Städte begründete, gehet immer ihren Gang, sowohl in der ersten, als in der zweiten Klasse, fort. Freie Luft, Bewegung im Freien, erklären dies, nicht bloß dadurch, daß mehr Kinder geboren werden, sondern auch dadurch, daß weniger sterben.

In der ersten Klasse der städtischen Bevölkerung ist es umgekehrt. Die Sterbefälle sind gegen die Geburten unverhältnißmäßig zahlreicher, was, bei der Stubenluft und der sitzenden, oft unregelmäßigen Lebensart, nicht zu ver-

wundern ist. Die Sterbefälle, bei der zweiten Klasse, sind noch häufiger. Noth, ungesunde Arbeit, schmale Gassen, enge Wohnungen, schlechte Nahrung, und der, immer mehr überhand nehmende Gebrauch starker Getränke, ein Trostmittel für die künstliche Armuth, welches, wie den Durst, die künstliche Armuth wieder erzeugt, sind Ursachen genug. Zwar sind, in der zweiten Klasse, die Geburten ungleich zahlreicher, als in der ersten. Allein, wie es schon im ersten Theil gesagt wurde, die armen Geschöpfe erwachen meistentheils zum Leben nur, um die Qualen desselben zu empfinden, und vor dem unglücklichen Tageslicht schließen sie auch bald das Auge auf immer wieder zu. Ein siecher Körper ist das Loos der übrigen; und, welche Erziehung, welche Beispiele! Hieraus folgt, daß die städtische Bevölkerung immer mehr und mehr zusammenschmelzen, oder wenigstens ausarten würde, wenn der Ueberfluß der ländlichen Bevölkerung ihr nicht fortwährend neues, frisches, gesundes Blut zuführte.

Daß die ländliche Bevölkerung sich fortwährend mit der städtischen vermische, ist für diese eine große Wohlthat. Körperlich und moralisch wird sie dadurch erfrischt und gestärkt. Dafür gewähren auch der ländlichen Bevölkerung das Streben nach der Stadt, und namentlich die Militair-Pflichtigkeit, eigene Vortheile. Sie gewinnt an Bildung und wird weniger von der Seyn-Concurrenz bedroht, welche sie sonst auch, wenn auch auf dem Lande, gar bald erreichen würde.

§. 8. Gegenseitige Verhältnisse und Vergleich zwischen beiden.

Die vier Klassen der gesammten Staatsbevölkerung stehen in Verhältnissen gegen einander, welche auf den Zusammenhang des Ganzen ein nützliches Licht verbreiten.

Die zweite Klasse der ländlichen Bevölkerung ernährt die drei übrigen Klassen. Die erste regiert diese. Die

erste Klasse der städtischen Bevölkerung regiert sich selbst und die drei übrigen mit. Die zweite bildet den Haushalt der ersten. Die beiden ersten Klassen sind regierende, die beiden zweiten dienende.

Die zweite Klasse der ländlichen Bevölkerung bietet noch ein eigenthümliches Verhältniß dar. So wie die erste Klasse der städtischen Bevölkerung der Kopf, die Seele, der Wille im Staatskörper ist, so ist die zweite Klasse der ländlichen Bevölkerung seine physische Kraft, seine Hände, seine wahre Stütze. Sie ist sogar die wahre Stütze der zweiten Klasse der städtischen Bevölkerung, welche zweite Klasse, wie eben gesagt, ohne die zweite Klasse der ländlichen Bevölkerung, von Generation zu Generation, immer siecher und verderbter werden würde.

Die zweite Klasse der ländlichen Bevölkerung liefert dem Heere folgsame, ausdauernde, tapfere Soldaten. Dagegen ist die Bevölkerung in den Städten keine sonderliche Stütze für die Regierung. Zehn Mal häufiger wird die Regierung durch Stadtvolk gefährdet, als durch Landvolk. Der Stadtsoldat gehorcht mehr den Leidenschaften und handelt weniger aus Pflicht. Er ist unruhig, unfolgsam, eitel, leichtsinnig, unmoralisch; dabei, übermüthig bei errungenen Vortheilen, verzagt bei Niederlagen, ohne Ausdauer. Er unterliegt den Strapazen, und füllt zuerst die Lazarethe mit allerlei Arten von Kranken an.

Bei dem andern Geschlecht findet derselbe Unterschied statt. Wo der Mann Soldat wird, da wird das Weib Dienstmädchen. Die Landbevölkerung liefert den Städten treue, bescheidene, arbeitsame, gesunde Dienstmädchen. Die weiblichen Dienstboten, aus der Stadt, sind schweren Arbeiten nicht gewachsen. Eine Ofenheizung nöthigt sie schon zu Wehklagen über ihre Lage. Nur Kammerjungfern, Stickerinnen, Nähterinnen, allenfalls Haus- oder Kindermädchen wollen sie seyn. Bei dem Putze, dem Hute, den Locken, den Perlenreihen, den Ohrringen, dem eleganten Kleide,

der geschnürten taille, dem zarten teint, dem leichten Gange, den dünnen Laden-escarpins, glaubt der, an die Thür klopfende Fremde, es sei die Frau oder die Tochter vom Hause, welche ihm öffnet. Bei dem Hange zu Liebschaften wird der Dienst vernachlässigt, und die ganze Bestimmung ist verfehlt. Die Jungfer besitzt zu wenig innere Bildung, um Dame zu werden, und zu viel äußere, um Dienstmädchen zu bleiben. Endlich muß sie entlassen werden. Sie erscheint aber wieder, und bietet sich als Amme an.

§. 9. Gewerbe-Unsicherheit vollendet Seyn-Concurrenz für Land und Stadt.

Die Städte, besonders die großen, können nur zu oft als das lebendige Grab der menschlichen Gesellschaft angesehen werden. Ihre Bevölkerung ist meistens, sittlich wie körperlich, verderbt. Ihre Ausartung würde durch eigene Fortpflanzung und Vermehrung nur gesteigert werden. Sie muß sich nicht, wenigstens in Masse, auf das Land ergießen; das Land würde, wie das schon in der Nähe der großen Städte der Fall ist, demoralisirt werden. Sie muß vielmehr sich vom Lande rekrutiren, weil nur das Land sie regenerirend ergänzen kann. Daher scheint es der väterlichen Fürsorge einer weisen Regierung angemessen, wenn sie die Heirathen, in der zweiten Klasse der städtischen Bevölkerung, gewissen beschränkenden indirecten Bestimmungen unterwirft, und die Heirathen, auf dem Lande, eher den persönlichen Umständen und Entschließungen überläßt. Als eine bedeutende indirecte Beschränkung der Heirathen auf dem Lande können schon das Soldaten-Rekrutiren, und die Einwanderung der weiblichen Dienstboten in die Städte angesehen werden. Diese Leute treffen sich in den Städten wieder, in denen sie sich auch oft niederlassen. Dadurch allein werden schon die Heirathen in den Städten verhältnißmäßig zahlreicher, als auf dem Lande.

Wenn also die Heirathen in der zweiten Klasse der städtischen Bevölkerung keinen andern Bedingungen, als auf dem Lande, unterworfen sind, so ist eine unverhältnißmäßige Vermehrung derselben eine unausbleibliche Folge dieser anscheinenden Liberalität. Denn, außer dem eben erwähnten Umstand, sind die Gelegenheiten, die Leidenschaften, die Hoffnungen, die Täuschungen in den Städten viel häufiger, als auf dem Lande. Wenn die Verwegenen nur allein für ihre Verwegenheit büßten; aber, die Menge der unschuldigen Geschöpfe!

Die städtische Bevölkerung ihrerseits vermehrt sich bis zur Seyn-Concurrenz. Die ländliche Bevölkerung hört nicht auf, sich in die Städte zu werfen, würde sie auch nur als Soldaten und Dienstmädchen hereingezogen. Die ländliche und die städtische Bevölkerung laufen, wie zwei Ströme, gegeneinander. Die Seyn-Concurrenz refluirt zuletzt auch auf das Land, und wirft auf dasselbe das Verächtlichste des Stadtgesindels aus. So können endlich Demoralisation und Noth einen ganzen Staat überziehen.

Der (§. 6. S. 275, erwähnte) Uebelstand, den wir entwickeln wollten, liegt jetzt klar vor Augen. Daß die Gewerbe-Unsicherheit, welche auch das willkührliche Heirathen mit sich bringt, geradehin das, eben besagte traurige Ende herbeizuführen geeignet sei, ist offenbar. Die Erfahrung hat es auch schon, leider mehr, als in Einem Staate, bestätigt. Es fehlte nur noch zu der Gewerbe-Unsicherheit, daß den Stadtheirathen gleichsam Prämien ausgesetzt würden.

Durch die Gewerbe-Unsicherheit, und die dadurch veranlaßte Seyn-Concurrenz, werden alle natürliche Verhältnisse zwischen den großen Massen der Bevölkerung in einem Staate gestört, und umgekehrt. Man kann die Gewerbe-Unsicherheit, weil sie vor allen Dingen die Seyn-Concurrenz hervorruft und befördert, als eine wahre Auswuchskrankheit eines Staates ansehen.

Zehnter Abschnitt.

Die Anleihe-Concurrenz der Regierungen mit den Einzelnen.

Staatspapiere.

§. 1. Zusammenhang.

Den vorstehenden Betrachtungen über die Landbevölkerung lassen sich füglich die folgenden anreihen, welche wir noch über eine, den neuern Zeiten eigenthümliche Quelle künstlicher Armuth für jene Bevölkerung anzustellen haben: eine Stromquelle, die eben so, wie der Handels- und Gewerbe-Liberalismus, zu den Miterscheinungen und Folgen der französischen Revolution, oder der tabula rasa, gehört. Ich meine: die Staatspapiere, von denen, meinem obigen Versprechen gemäß, hier die Rede seyn soll.

Es giebt eine Concurrenz der Einzelnen mit den Einzelnen. Daher: die Standes- und Gewerbe-Unsicherheit, wenn die Concurrenz, Sachen zum Gegenstande hat; und, wenn sie die Personen, das Ausstoßen der Personen, bezweckt: die eben beleuchtete Seyn-Concurrenz. Außer der Concurrenz der Einzelnen mit den Einzelnen, haben aber auch die neuern Zeiten eine andere, nicht weniger verderbliche erfunden, nämlich eine: der Einzelnen mit den Regierungen, und der Regierungen mit den Einzelnen, welche in den Staatspapieren besteht.

Als ich mein Werk anfing, glaubte ich, eine Mannigfaltigkeit der Quellen künstlicher Armuth zu erblicken. Ich sehe jetzt mit Ueberraschung ein, daß fast alle sich einzig und allein auf Concurrenz zurückführen lassen. Der Unglaube hat zwei Töchter: die allgemeine Gewissenlosigkeit und die allgemeine Ausstecherei. Der Eine

heirathet diese, der Andere jene, Mancher beide zugleich. Die Frucht der Heirath ist künstliche Armuth.

§. 2. Frühere Sitte. Hypotheken.

Ein unübersehbares Uebel ist mit dem Vorhandenseyn der Staatspapiere verbunden.

Ehemals kannte man die Staatspapiere nicht, oder nur wenig, und traute denselben nicht allzusehr. Wenn Einer Geld auszuleihen hatte, kaufte er nicht Staatspapiere, sondern er suchte sich einen ehrlichen Hauseigener, oder Gutsbesitzer, der, zur Erweiterung oder bessern Betreibung seiner Landwirthschaft, oder zum Wiederaufbau, zur Vergrößerung, bessern Einrichtung seines Hauses, nicht genug Mittel in Händen hatte, und das Geld wurde auf sichere Hypothek angelegt.

Das Vermögen der Reichen half also unmittelbar das Eigenthum der Nicht-Reichen vermehren, und der Zinsfuß richtete sich, nicht nach den finanziellen Umständen der Regierungen, sondern nach der wirklichen Lage der, Geld verlangenden Eigenthümermasse.

Die Sache war demnach in der Ordnung.

§. 3. Neuere Sitte. Staatspapiere.

Seitdem aber die Staaten, in Folge der, durch die tabula rasa herbeigeführten Zeiten, die frühern Finanzsysteme nothgedrungen aufgaben, und, anstatt darauf bedacht zu seyn, Schätze zu sammeln, darauf sinnen mußten, wie sie Schulden machen könnten, sind ganz andere, nicht genug erwogene Verhältnisse entstanden.

Ich habe tausend Thaler, die ich aussetzen kann, und deren Zinsen ich genießen will. Sollen sie auf Hypothek angelegt werden, so muß ich zuerst den geeigneten Entlehner aufsuchen. Ist einer gefunden, so müssen seine Immobilien in Augenschein genommen werden. Erst alsdann können wir zur hypothekarischen Einschreibung schreiten. Die hypo-

thekarische Einschreibung selbst wird in vielen Ländern durch so viele Förmlichkeiten und Kosten erschwert, und die betreffende Gesetzgebung überhaupt, ob selbige schon so einfach seyn könnte, mit so vielen Neben= und dem Zwecke selbst fremden Rücksichten überladen, daß der Unkundige in der Regel sich einen Rechtsanwalt für die Erledigung der Sache nehmen muß. Bin ich aber so weit, und habe ich meine Darlehnsdocumente in Händen, so kann ich nun der Einzahlung der Zinsen immer einige Tage nach dem angesetzten Termin entgegen sehen.

Es läßt sich daher nicht läugnen, daß es eine bei Weitem bequemere Unterbringung des auszusetzenden Geldes ist, wenn man, anstatt dasselbe auf Hypotheken anzulegen, Staatspapiere dafür kauft.

Meine 1000 Thaler bestehen in Papiergeld, das in meiner Brieftasche nicht mehr Raum, als ein einfacher Brief, einnimmt. Auf einem Spaziergange nehme ich die Summe mit, und kehre bei dem ersten besten Banquier ein. — Wollen Sie so gefällig seyn, mir den Courszettel zu zeigen? Da sind 1000 Thaler, ich wünschte dafür Staatspapiere zu erhalten. — Eine kleine Rechnungsnote wird mir in fünf Minuten ausgefertigt, und ich kann jetzt, mit derselben, und dem zugleich empfangenen Staatsschulddocument in der Tasche, meinen Spaziergang ruhig fortsetzen.

Was die Erhebung der Zinsen anbetrifft, so brauche ich nicht einmal mich deshalb an den Termin, in welchem sie fällig sind, zu kehren. Ich kann die Coupons, vor oder nach dem Termin, als Papiergeld gegen baares ausgeben. Dazu gesellt sich noch ein andrer Vortheil. Ich brauche zufällig meine 1000 Thaler wieder. Habe ich nun die Summe auf Hypothek angelegt, so muß ich selbige in der gegenseitig bedingten Zeit zum Voraus kündigen. Ist nun der Zahlungstermin herangerückt, so erneuern sich die Förmlichkeiten des Hypothekenwesens für die Löschung in den

Registern, wenn Zahlung wirklich erfolgt; und, erfolgt sie nicht, so muß ich die hypothecirten Immobilien sequestriren und subhastiren lassen. Prozesse, Geschäfte, Umstände, Zeitverlust, Entbehrung, Kosten! Habe ich dagegen, für die 1000 Thaler, Staatspapiere angekauft, und bedarf des Geldes anderweitig, so mache ich wieder einen Spaziergang. — Herr Banquier! Da sind Staatspapiere. Ich bitte um den Betrag. — Papier oder klingend? — Klingend! Sie sind aber so gefällig, mir die Säcke in's Haus zu schicken! . . . . Aber nein, lieber Papier! Ich kann es gleich in der Brieftasche mitnehmen. — Ich erhalte wieder eine kleine Note, in welcher die abgelaufenen Zinsen, bis zu dem Tage, zum Capital addirt sind. Abgemacht! Mein Spaziergang wird jetzt vollendet.

Hätte ich nicht einen kleinen Spaziergang machen wollen, so würde mein Bedienter, welcher die Nota des Baquiers eben so gut, als ich, erhalten hätte, auch eben so gut das ganze Geschäft der Verleihung und Wiedereinziehung verrichtet haben. Waren dagegen meine 1000 Thaler auf hypothekarische Sicherheit angelegt, so hätte ich zuvörderst einen Notarius bestellen, und die ganze Maschine der Hypotheken-Behörde in Bewegung setzen müssen, welches nicht ohne Schreibereien, Zeitverlust, Kosten, und vielleicht auch Verdruß, geschehen wäre, und so hätte ich daher selbst mein eigener geplagter Bedienter seyn müssen.

§. 4. Für Wen sind im Staate die Staatspapiere bequem?

Wer nachdenkt, hat aber, selbst bei der Ruhe, nicht lange Ruhe. Meine persönliche Bequemlichkeit, sage ich mir, begründet noch nicht die allgemeine Wohlfahrt. Wie muß es mit derselben, bei den, mir, als Capitalisten, dargebotenen und zu Theil werdenden Erleichterungen, stehen?

Das erste, was hieraus folgt, ist, daß diese Erleichterungen ganz auf Seiten der Besitzenden im Staate sind, wogegen für den bedürfenden Theil die Schwierigkeiten verhältnißmäßig wachsen müssen. Das ist schon das Entgegengesetzte dessen, was seyn sollte. Allein die Dinge nehmen ein ernsthafteres Ansehen, wenn man sie näher beleuchtet.

§. 5. Für Wen sie drückend sind. — Zinsfuß.

Die allerdrückendste Concurrenz, die Concurrenz der Gesammtkraft Aller mit dem Einzelnen, die Concurrenz der Regierung mit dem bedürfenden Unterthan, findet hier im vollsten Maße statt.

Was die Folgen von dieser gefährlichen Vermögen-Concurrenz seyn müssen, betrachten wir in Ansehung der Capitalien, und in Ansehung der Zinsen.

Es versteht sich von selbst, daß, wenn Zwei borgen, derjenige, der die besten Zinsen anbietet, den Vorzug erhält. Zwar sind Hypotheken eine bestimmtere Sicherheit, als die Staatspapiere; dafür aber gewähren diese, bei vielen Umständen, überwiegende Vortheile. Außerdem wird, in ruhigen Zeiten, nicht an ihrer Solidität, und noch weniger an der richtigen Zahlung der Coupons gezweifelt. Also stehen der entlehnende Staat und der entlehnende Unterthan auf gleicher Linie, und die Concurrenz zwischen beiden ist vollständig.

Hieraus folgt, daß der Unterthan sich in denselben Zinsfuß, wie der Staat, fügen muß; und, kann er die Capitalien nicht so anwenden, daß er den, zu erlegenden Zinsfuß selbst davon bezieht, so muß er darauf Verzicht leisten. Dies kann er aber in den meisten Fällen nicht thun, weil er bald durch nothwendige Zahlungen oder Ausgaben zu dem Anlehn gezwungen wird. Wenn also der Zinsfuß zu hoch für ihn steht, muß er dadurch in seinen Vermögensumständen zurückgebracht werden, und allmälig verarmen.

Daß aber der Zinsfuß zu hoch für die Unterthanen seyn muß, wenn der Staat mit den Unterthanen concurrirt, ist offenbar.

Die Concurrenz, bei allen Dingen, kann doppelter Art seyn. Es giebt die Concurrenz der Nachfrage und die Concurrenz des Anerbietens. Durch die Concurrenz des Anerbietens wird der Preis der Gegenstände zum minimum heruntergebracht; durch die Concurrenz der Nachfrage kann es bis in's Unendliche in die Höhe getrieben werden. Wer einer Auction zusieht, hat ein lebendiges Bild dessen, wovon ich rede, vor Augen.

Wenn nun der Staat, zugleich mit den bedürfenden Unterthanen, als Schuldner auftritt, und Millionen in die Wagschaale legt, so kann es keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß die Nachfrage nach Kapitalien dadurch ungeheuer vermehrt, ein großer Theil derselben vor der Hand der Unterthanen verschlungen, und der Zinsfuß daher, zum Vortheil der Verleiher, zum Nachtheil der Entlehner, unverhältnißmäßig erhöht werden müsse.

§. 6. Die höhern Zinsen des, von ihm entbehrten Capitals bezahlt doch der abgewiesene Entleiher oft ganz, jedenfalls zum Theil.

Zum Nachtheil der Entlehner und zum Vortheil der Verleiher wird der Zinsfuß auf eine indirecte, weniger augenscheinliche, aber darum nicht weniger wirklich fühlbare Weise durch die Concurrenz des Staats mit den Unterthanen noch drückender gemacht.

Wodurch wird die vom Staate zu zahlende Zinsenmasse gedeckt? Durch Auflagen.

Diesen aber ist der Unterthan, der für sein Vermögen Zinsen zu entrichten hat, nicht weniger unterworfen als derjenige, der Zinsen empfängt. In der Regel ist er es noch mehr, indem er mit Sachen zu thun hat, während

Letzterer oft nur mit Summen, welche, wie unsichtbare Dämonen, durchschleichen.

Also, weil der Staat die Hälfte der in der gesammten Bevölkerung vorhandenen Capitalien den entlehnenden, Unterthanen entzieht, müssen die entlehnenden Unterthanen nicht nur um die Hälfte zu hohe Zinsen, sondern auch noch die Zinsen der, ihnen vom Staate entzogenen Capitalien selbst bezahlen.

Wir gehen zur Betrachtung der Capitalien über, wobei die Folgen einer solchen Ordnung der Dinge sich bald ergeben werden.

§. 7. Der Entleiher wird, sowohl durch das, geliehen erhaltene Capital, als durch das erhaltene, zu Grunde gerichtet.

Kann der Staatsbürger nur unter den, eben angegebenen, schweren Bedingungen fremde Capitalien bekommen, so sind, im Allgemeinen, nur zwei Fälle denkbar. Entweder übernimmt er die drückende Last gar nicht, oder wenn er sie übernimmt, so thut er es nothgedrungen.

Im ersten Falle stocken die Unternehmungen, welche Capitalien erfordern, und wenn solche dennoch statt finden, so gehen sie nur von denen aus, welche die Capitalien eigen besitzen, so daß diese, immer und überall, im Vortheil sind und im Vortheil bleiben. Entmuthigung, Mißmuth, oder verwegene Speculationen, Zuflucht zu Lotterien- und noch gefährlicheren Spielarten, und endlich zunehmende künstliche Armuth, sind unmittelbare Folgen davon.

Im zweiten Fall, wo der Staatsbürger, wenn er seine Geschäfte fortsetzen will, nothwendig zu fremden Capitalien seine Zuflucht nehmen muß, ergeht es ihm, trotz allem Fleiße, aller Sparsamkeit und Mühe, nicht besser. Die schweren Zinsen und Abgaben verschlingen die Früchte seiner Anstrengungen.

Ist er nicht zurückgegangen, so ist er schon sehr weit gekommen. Oft aber gleichen die erborgten Capitalien nur jenen Arzneimitteln, welche die Todesangst der Sterbenden nur verlängern, ohne das traurige Ende abzuwenden. Kommt dazu ein leichtes Unglück, das bei andern Umständen kaum bemerkt worden wäre, so stürzt das unterminirte Vermögensgebäude zusammen. Eine des Morgens noch anständige Familie findet sich schon des Abends an den Bettelstab gebracht. Da indessen die allgemeinen Ursachen des plötzlichen Falles nicht erkannt werden, so sucht man sie in dem Leichtsinn, der Unerfahrenheit, der Unfähigkeit, dem Uebermuth, der Verwegenheit des Verunglückten; und dem schmerzlichen Sturze wird obendrein öffentlicher Tadel und Schmach zu Theil.

§. 8. Hebung der Städte durch Staatspapiere und Untergang des Landes.

Wenn wir den Staat mit einer Wage vergleichen, so sehen wir also, daß der größte, in der einen Schaale liegende Theil der Staatsbürger durch den kleinern, in der andern Schaale befindlichen, unaufhaltsam aufgehoben wird, und daß dieser kleinere Theil behaglich lebt, sich noch mehr bereichert, während, bei jenem größern, die Familien nicht vorwärts können und, die eine nach der andern, in schmähliche künstliche Armuth verfallen. Sollte eine so üble Lage des Staats auch keine gefährliche Krisis herbeiführen, so ist sie doch immer höchst beklagenswerth. Nicht nur wird die Quantität des, unter den Staatsbürgern sich vertheilenden Glückes geringer, als die Quantität der Leiden, sondern die Macht und die Kraft der Regierung selbst müssen dadurch allmälig unterminirt und gelähmt werden.

Wir vergessen nicht, daß, in allen großen europäischen Staaten, die Bevölkerung sich in zwei große Massen theilt, die gegen einander in einem entschiedenen Gegensatze stehen, deren respective Wohlfahrt auf ganz eigenthümlichen Ver-

hältnissen beruht; daß die eine begünstigt, die andere zugleich unterdrückt werden kann, obschon die Kraft und die Macht der Regierung, nicht weniger als die allgemeine Wohlfahrt, das möglich vollkommenste Gleichgewicht zwischen beiden erheischen. Diese zwei Bevölkerungsmassen, wie es bereits umständlich auseinandergesetzt worden ist, sind die des Landes und die der Städte.

Sollte eine auf Kosten der andern begünstigt werden, so würde ich, unbedenklich, der Bevölkerung des Landes den Vorzug geben. Wir haben gesehen, daß man aus der ländlichen Bevölkerung leicht die städtische ersetzen könne, aber nicht vice versa.

Unter dem angegebenen Einflusse der Staatspapiere findet gerade das Umgekehrte statt. Das Land wird unterdrückt, und die Städte werden gehoben.

Nicht auf dem Lande, sondern in den Städten leben die Capitalisten. Entsteht ein Capitalist auf dem Lande, so will er die Pracht der Städte sehen, Theater und Redouten besuchen, und in den Salons und Soireen erscheinen, und, wo möglich, dem Landesfürsten oder wenigstens einer Excellenz vorgestellt werden. Ein solches Glück, das noch zu ganz andern Auszeichnungen in der Folge führen kann, verdient wohl, daß er gänzlich in der Stadt verbleibe. Trifftigere Gründe: Aemter, Geschäfte, Verbindungen, Unterricht der Söhne, Gesundheitsumstände, können ihn auch dazu veranlassen.

Auf dem Lande hingegen wohnen in der Regel Eigenthümer, meistens verschuldete: welches nicht anders seyn kann, weil die liegenden Gründe hohe Summen betragen; außerdem, zu ihrer gehöriger Benutzung, bedeutende Vorschüsse erfordern.

Also sieht man, auf den ersten Blick, daß die Staatsbürger, die unter der Last der Staatspapiere erliegen, nicht gleichmäßig im Staate vertheilt sind, welches das Uebel wenigstens erträglicher machen würde, sondern daß

das große Uebel auf das Land rund weg, à plat fällt, und dasselbe, um die großen oder die Mittelstädte zu bereichern, allmälig zu Grunde gerichtet wird.

§. 9. Unterschied des Eigenthums auf dem Lande und in der Stadt.

Eigenthümer befinden sich zwar in den Städten auch. Allein, zwischen diesen und den Eigenthümern auf dem Lande, findet wieder ein wesentlicher Unterschied statt.

Alles, auf dem Lande, was Eigenthümer seyn kann, wird Eigenthümer. In den Städten hingegen zieht der Capitalist und Reiche vor, da zu miethen, wo es ihm gefällt, um mit den, von einer Hausverwaltung unzertrennlichen Sorgen: Vermiethung, Instandsetzung der Wohnungen, Einziehung der Miethen, Klagen der Hausbewohner, Einquartierungen, polizeilichen Verordnungen, Straßenreinigung, Reparaturen, nächtlicher Schließung des Hauses, Erleuchtung der Treppen, Schornsteinfegern, Feuerversicherungen, und tausend andern Plagen eines Hauswirthes, nichts zu thun zu haben. Die mannigfaltigen Sorgen übernehmen insgemein nur gute Stadtbürger, die sich, auf die Art, freie Miethe, oder einen Aufenthalt, wo sie nicht gekündigt werden können, sichern wollen. Schuldenfrei sind sie eben so wenig, wie die Landeigenthümer; aber, nicht zu gedenken, daß sie an der Quelle der Capitalien sind, und daher zum Entlehnen die besten und häufigsten Gelegenheiten haben; nicht zu gedenken, daß sie keiner Vorschüsse für ihr Geschäft, als Hauseigner bedürfen, auch nicht solchen Gefahren, wie der Landmann, durch Witterung, Ueberschwemmungen, Dürre, Frost, Hagelschlag, Staubbrand, Kornfäule, Viehsterben, Raupen ꝛc. ausgesetzt sind, so stellen sie ihre Miethen doch so, daß sie, wenn nicht ein allgemeines Unglück eintritt, welches alsdann auch das Land noch härter, als die Städte, trifft, immer, bei Zahlung ihrer

Zinsen, im Vortheil bleiben, ein Vortheil, der selbst im Verhältnisse der Verarmung des Landes wächst, da sich Alles, immer mehr und mehr, in die Städte drängt.

Der Landmann hingegen kann auf nichts Bestimmtes rechnen, als auf die unumgängliche schwere Zahlung der von ihm zu entrichtenden Zinsen. Sein Geschäft ist ein immerwährendes Hazardspiel mit der launigen Natur, welche das Spiel lenkt, wie sie will, und ein Spiel, das ein bedeutendes Enjeu erfordert.

Bei so vielen Mobiliar- und Immobiliar-Gegenständen: Gebäuden, Höfen, Scheunen, Waldungen, Flüssen, Teichen, Rohr- und Torfmooren, Brachfeldern, Aeckern, Wiesen, Gärten, Obstbäumen, Fuhrwerken und Geräthschaften aller Arten; bei so verschiedenen lebenden Wesen: Leuten, Pferden, Ochsen, Kühen, Schafen; bei so mannigfaltigen, das ganze Jahr hindurch abwechselnden Arbeiten: Düngen, Wässern, Pflügen, Säen, Mähen, Ernten, Dreschen, Viehweiden und Futtern; bei so sehr dem Zufall unterworfenen, Tag täglich statt findenden großen und kleinen Ankäufen und Verkäufen; bei so vielen Dingen, sage ich, können Unfälle nicht unterbleiben.

Dennoch muß der Landmann, was er der Erde abgewinnt, am Ende à tout prix losschlagen, um nur zu Gelde zu kommen, damit er zur gehörigen Zeit die Schulden und die Zinsen abtrage, zu denen die mannigfaltigen Staats- und öffentlichen Abgaben und Lasten noch hinzukommen.

Nach so vielen Anstrengungen, welche, ungeachtet jenes Aeußern, worauf der stolze Städter verächtlich hinabblickt, einen bei Weitem umfassenderen Verstand und ein viel thätigeres Ueberlegen voraussetzen, als der städtische Hauseigner bei seinem einfachen, gleichförmigen Geschäfte nöthig zu haben scheint, muß aber der Landmann noch sehen, wie jener aufkommt, während er, hoffnungslos, immer mehr und mehr verarmt.

§. 10. Der Städte jetziges Aufblühen, Aufputzen und Vergrößern.

Die Sachen, von allen Seiten betrachtet, es müssen also die Staatspapiere als ein wahrer Tages- und Nachtvampir für das Land betrachtet werden, welcher dem Lande, zu Gunsten der Städte, die, zum gehörigen Betriebe des Ackerbaues nöthigen Capitalien mittelbar entzieht, und ihm zugleich die Zinsen derselben auferlegt.

Diese, leider zu sehr durch die Erfahrung begründete Ansicht, erklärt die Erscheinung: warum, gleich nach dem Frieden, welcher der unglückseligen französischen Revolution scheinbar ein Ende machte, die Städte sich so schnell von den, durch die Kriege erlittenen Drangsalen erholten.

Man glaubte, es seien die glücklichen Folgen der Betriebsamkeit und der eingeführten Revolutionsmünze der Handels- und Gewerbe-Unsicherheit. In vorgefaßten Meinungen befangen, machte man die einfache Reflexion nicht, daß, um die herrlich scheinenden Früchte zu tragen, die Zeit zu kurz dazu sei.

Dieser Zeitpunkt war gerade der, wo die Staatspapiere zuerst in allgemeine Aufnahme kamen. Früher konnte es nicht geschehen, weil die Unsicherheit, in welcher die Staaten schwebten, die Papiere unsicher machte. Nur Banquiers und wenige Hazardspieler, die bisweilen ein großes Vermögen gewannen und bisweilen es wieder verloren, gaben sich damit ab. Nachdem aber die, noch immer spukende Leiche der Revolution auf einem öden Felsen angenagelt worden war, und die Staaten wieder in's Geleise der Ruhe traten, bekamen die Staatspapiere Sicherheit, sie gingen fortwährend in die Höhe, sie trugen gute Zinsen, und die Aussicht, nicht bloß die Zinsen von den Capitalien zu genießen, sondern die Capitalien selbst, durch sich selbst, anwachsen zu sehen, bewog die Capitalisten, lieber Staatspapiere zu kaufen, als sich allen Umständlich-

keiten der Anlegung auf Hypotheken zu unterziehen. So populair, so allgemein wurde in wenigen Jahren die Staatspapierkunde, daß alle Zeitungen, die vorher nichts davon wußten, anfingen, den Cours des Tages anzuzeigen, und daß, wenn das Cours-Thermometer der Börse, in Folge neuer Friedens- oder Kriegsgerüchte oder großer Banquier-Speculationen, plötzlich angenehmer oder flauer wurde, alle Wechslerläden sich sogleich mit Leuten anfüllten, welche für 100, für 50 Thaler, oder noch kleinere Summen, Staatspapiere verlangten, oder mit Verlust realisiren wollten, um einem größern Verlust zu entgehen. Die Sache ist so weit gekommen, daß man in gewissen Ländern nicht einmal mehr von Capitalien, sondern bloß von Renten spricht, und die Capitalisten sich bei den Banquiers, gleichsam wie bei Wittwenkassen, Sine-Curen einkaufen.

Das Unwesen konnte und kann, wie es sich von selbst versteht, nur in den Städten statt finden. Die Capitalien, statt also auf das bedürfende und bedürftige Land zu refluiren, verblieben in den Städten, wo die Banquiers, die Capitalisten und die Hauseigner allein, wenigstens unmittelbar, den Vortheil einsteckten. Daher geschieht es, daß man, in allen Staaten, die Städte sich mit einer Menge prachtvoller Gebäude und ganzen Straßen vermehren sieht. Man staunt; und, da man die Ursache dieser künstlichen Wohlfahrt eben so wenig, als die der, daneben, mit immer schnellern Schritten wachsenden künstlichen Armuth der übrigen Bevölkerung erkennt, so ruft man Wunder über die freie Industrie und die allgemeine Concurrenz.

§. 11. Jetzige fortschreitende Verschuldung, Zerrüttung und Verarmung des Landes.

Für das entgegengesetzte Schauspiel, welches das Land darbietet, hat sich eine täuschende Erklärung nicht so leicht gefunden. Darüber aber hat man, in den Städten, nicht

viel Mühe sich zu trösten, da die Städte nichts davon empfinden. Man sieht die besondern Provinzial-Finanzen, welche die schlimmsten Kriegszeiten unerschütterlich bestanden hatten, mit einem Mal erschüttert; und, für Ein neues prachtvolles Haus, mit welchem die Städte sich vergrößern und prangen, kann man in den Provinzen zehn Subhastationen und Lotterien von Landgütern zählen.

Hiernach ist die allgemeine Lage der übrigen Gutsbesitzer und Landeigenthümer zu entnehmen. *)

§. 12. Standpunkt der Finanzmänner.

Den Grund dieser entgegengesetzten Erscheinungen: das Heben der Städte auf einer Seite, auf der andern Seite das Sinken des Landes, würde man erkannt haben, wenn man, zur Betrachtung der Staaten, sich auf einen dominirenden Standpunkt erhoben, und nicht im Strudel und Wirbel der einzelnen Erscheinungen sich verloren hätte.

Ein, auf der Anhöhe beobachtender neutraler Zuschauer ist eher im Stande, das Schlachtfeld zu übersehen, als ein Regimentsführer, der im Rauch und im Gedränge genug zu thun hat, dem anrückenden Feinde unmittelbar Fronte zu machen, und der dem Oberbefehlshaber überlassen muß, ob er ihn durch einen Angriff in die Flanke zum Rückzuge zwingen kann, oder will. Wenn er sich auf dem ihm angewiesenen Standpunkt behauptet oder einiges Terrain gewinnt, so ist seine Pflicht erfüllt; und, sollte auch die Schlacht verloren gehen, ihm kommt nicht weniger Ehre zu.

So verhält es sich mit den Finanz- und Kassenmännern, die zu sehr in die Details versunken sind, als daß

---

*) Gegenwärtiges, so wie diesen ganzen vierten Theil meines Werkes, schrieb ich im Herbst 1829, welches ich glaube, hier besonders in Erinnerung bringen zu müssen.

sie die Massen mit vergleichendem Blick übersehen könnten, falls sie übrigens die Lust dazu anwandeln sollte.

§. 13. Concurrenz und immer Concurrenz.

Daß auf dem Lande die Gutsbesitzer, die Pächter und die Bauern, anstatt sich von den, durch die frühern Zeitumstände erlittenen Drangsalen zu erholen, nach dem allgemeinen Frieden fortwährend noch tiefer in Noth gesunken sind, und daß, dagegen, die städtischen Banquiers, die Capitalisten und die Hauseigner so schnell aufkamen, war die einfache, natürliche Folge davon, daß die Regierungen sich, mittelst der Staatspapiere, zwischen Land und Städte legten, die Capitalien der letzten absorbirten, und sie dem Lande vorenthielten, während das Land die gesteigerten Zinsen eben derselben Capitalien tragen mußte.

Die Erscheinung war nichts anders, als ein Beispiel der Nachfrage-Concurrenz im Großen, wobei jedoch die Bewerber solidarisch für einander stehen.

Also immer Concurrenz! immer jene unerschöpfliche, überall hervorsprudelnde Quelle künstlicher Armuth; und, wie ich bereits gesagt habe, die gefährlichste Art der Concurrenz, die Concurrenz der Autorität mit den Untergebenen.

§. 14. Geld-Adel.

So lange diese Concurrenz dauert, so lange eine bedeutende Masse von Staatspapieren aus allen Ländern in Umlauf bleiben, so lange werden auch die Leiden des Landes, im Gegensatze der Städte fortdauern.

Unterdessen gehet das Land immer mehr und mehr in die Hände der Banquiers über, für die es das verheißene Land geworden zu seyn scheint. In den aufgeklärten Zeiten, welche Alles: Stand, Geburt, Glauben, mittelst der tabula rasa, nivelliren, will man keine andere Ungleichheiten,

als die des Geldes, anerkennen, und Alles zu Allem concurrenzfähig machen. So geschicht es, daß der Stand, welcher die Stütze der höchsten Staatsgewalt seyn soll, der Repräsentant, und gleichsam die Münze derselben ist, auch selbige bei dem Volke sonst vorstellte, zugleich aber, weil er, auf der andern Seite, zur Landbevölkerung gehört, in deren Mitte lebt und gemeinschaftliches Interesse mit ihr hat, ohne willkührliche, parteiliche, überall und immer zum Spielwerke der Umtriebe, der Leidenschaften und der Venalität werdender Wahlgesetze, dazu natürlich bestimmt zu seyn scheint, die Stütze der Landbevölkerung bei der höchsten Staatsgewalt zu werden, allmälig, dem Grundsatze der tabula rasa gemäß, zum bloßen Nominal-Stand und Schatten seiner selbst reducirt wird.

An dessen Stelle tritt die Geld- und Kassenherrschaft ein, die allergemüthloseste, weil sie nichts kennt, nichts preiset, als Zahlen und Geld.

Geld ist in der menschlichen Gesellschaft ein allgemeines Auflösungsmittel der heiligsten Bande und Verhältnisse, wie die abstracte Vernunft, die tabula rasa, in der Gedankenwelt. Geld bleibt allenthalben Geld. Es kennt daher kein Vaterland, keinen Vater, keine Mutter. Das Grab des Sohnes wäre ihm nicht heilig. Der Staub läßt sich ja nicht zu Species prägen! — Wird mich und meine Familie an das Vaterland ein Gut fesseln, das ich mit Geld erworben habe, und alle Tage wieder verkaufen kann, oder mit Gewinn wieder zu verkaufen gedenke? Ubi pecunia, ibi patria! Ich verwandele mein Gut in einen Wechsel und, mit diesem in der Tasche, versetze ich das Gut in diejenige Provinz, oder in dasjenige Land, wo mir bene ist. Pecunia nervus rerum! Damit komme ich überall durch. Die Menschen und die Dinge sind mir Marionetten; die Ducaten sind mir die Fäden, nervi, jene nach meinem Willen tanzen zu lassen!

Weil die erblichen Localrechte an einem andern

Orte nicht gelten, so knüpft nichts mehr an das Vaterland, als die erblichen Localrechte, welche, nicht weniger dem Bürger und dem gemeinen Mann, als dem Adel, eigen seyn können, und es auch in gewissen Ländern sind, die sich durch Anhänglichkeit für das Vaterland auszeichnen. Der echte Staatsbürger sagt nicht: **Ubi bene, ibi patria,** sondern: **Ubi patria, ibi bene!** Und nicht pecunia ist für ihn nervus rerum, sondern: die Wohlfahrt des Vaterlands, und zunächst der Menschen, auf deren Schicksal ihm ein unmittelbarerer Einfluß verliehen ist. Die Nebenmacht, welche die Staatspapiere im Staate, wie ehemals die priesterliche, einführen, hebt unumgänglich diese heilsamen Verhältnisse, Interessen, Ansichten und Gefühle mehr oder weniger, aber immer zum Theil, auf; indessen hatte die priesterliche Nebenmacht den unschätzbaren Vorzug, wenigstens bei der Menge, auf Glauben, auf Ideen, auf den allergrößten der Ideen, zu beruhen. Durch die Besitz-Umwälzung, welche die Staatspapiere, im Dunkeln, wie Satanswerke, bewirken, wird also nicht bloß die Landbevölkerung untergraben, sondern der Staat selbst in seinen Grundfesten erschüttert, und die höchste Gewalt, ohne intermedium, der Geldgewalt gegenüber gestellt.

So ein isolirter, hoher, alter Thurm, dessen Strebepfeiler nach und nach abgetragen werden, und der, also entblößt, Stürmen und Feinden ausgesetzt bleibt.

So die Folgen der Concurrenz des Staats mit den Land-Entleihern.

§. 15. Nebeneinanderbestehen der Armuth und des Reichthums in den Städten.

Ich muß, in diesem Betreff, einem Einwurf, den die Parteigänger der Concurrenz mir vielleicht hier machen werden, vorbeugen.

Ich habe im Frühern die üblen Folgen der Gewerbe-Unsicherheit in den Städten bis zum bittersten Elend, bis

zur Seyn=Concurrenz steigen lassen, und jetzt, die ländliche Bevölkerung mit gleichen Farben schildernd, erhebe ich die Reichthümer der Städte, und behaupte, daß die Städte, mittelst des Pumpenwerkes der Staatspapiere, alles Vermögen aus dem Lande hereinsaugen und Reichthümer zu Reichthümern schlagen. — Sind Sie, Herr Verfasser, nicht in Widerspruch mit sich selbst? — Keinesweges, obschon ich selbst nichts sehnlicher wünschte, als daß die betrübende Ansicht, welche ich von dem jetzigen Zustande der europäischen Cultur hege, rein chimärisch und vollkommen ungegründet wäre.

Es gehört zu den Hauptansichten, auf welchen das gegenwärtige Werk beruht, daß die zahlreichste, hülfloseste, schrecklichste Armuth neben glänzenden, übergroßen und noch immer wachsenden Reichthümern existiren könne, und daß letzte selbst, nur zu oft, die erste voraussetzen. Dieser Ansicht, welche ich, schon in der Einleitung, vorangeschickt und als eine Grundlage meines Werkes aufgestellt habe, glaube ich bis jetzt treu geblieben zu seyn. Wenn ich also einem Theile der Stadtbewohner einen Zuwachs von Reichthümern aus den Trümmern des platten Landes zuschreibe, so bleibt dasjenige, was ich von der zunehmenden Armuth und der Seyn=Concurrenz des andern Theils gesagt habe, nicht weniger für sich bestehend und in seinen eigenthümlichen Verhältnissen nothwendig gegründet.

— Das werden Sie aber doch einräumen, Herr Verfasser, fährt mein freimüthiger Einwender fort, das werden Sie einräumen, daß, in den Städten, wo Sie eine bis zu der von Ihnen aufgestellten Seyn=Concurrenz gesteigerte Armuth sehen wollen, die vielen Bauten sehr zur Erleichterung der untern Klassen beitragen müssen, und daß daher die untern Klassen auch der, in den Städten zusammengehäuften Reichthümer theilhaftig werden. — Das räume ich allerdings ein. Allein hiedurch wird gegen die

Gewerbe-Unsicherheit noch mehr bewiesen, als ich selbst beweisen wollte.

Die Bauten werden auch aufhören, und fangen schon merklich an, seltener zu werden. Wenn die künstliche Armuth, schon während des eifrigsten Mode-Bauens, bis zur Seyn-Concurrenz gestiegen ist, was haben wir nicht von der Gewerbe-Unsicherheit zu erwarten, wenn diese zeitliche Hülfsquelle auch noch versiegt?

§. 16. Erhabenheit und Täuschung.

Die Concurrenz aller Arten ist nur ein Gebiet von Täuschungen. Wo Concurrenz statt findet, glänzt immer ein Sieger. Der Besiegte zieht sich zurück, man fragt kaum nach ihm. Aber: Wo ist der Sieger? Wie heißt er? In den größten Verhältnissen, wie in den geringfügigsten, besticht das Glänzende alle Augen. Bei dem Haarraufen der Straßenjungen, wie bei der Reibung der Völker und dem Kampfe der Helden; bei einer Portierstelle, wie bei Hof-Chargen; bei einer Trödelauction, wie bei der Licitation eines herrschaftlichen Gutes; bei einem kleinen Hazardspiel auf dem Markte, wie bei den großen Staatslotterien, kann man dasselbe wahrnehmen.

Der Glanz in der menschlichen Gesellschaft ist aber beständig nach den Gipfeln zugekehrt. Nur, wer von unten hinaufblickt, sieht, was unter dem Glanze liegt: das Schicksal der nicht Glänzenden. So tobt das finstere, schwarze Ungewitter in der Ebene, während, auf den Gipfeln der Berge, das prächtige Schauspiel eines weißen, von den Sonnenstrahlen erleuchteten, Gold, Silber und Azur spiegelnden Wolkenmeeres sich freundlich, herrlich, majestätisch unter den Füßen entfaltet und ausbreitet. Die Regierungen haben ihren erhabenen Sitz auf den Gipfeln der menschlichen Gesellschaft, oder vielmehr, sie bilden selbst diese Gipfel, und das glänzende Wolkenmeer ist ihr eigenes Werk. Wie sollte es zugehen, daß sie nicht Täuschungen ausgesetzt

würden, und sich zuweilen die Aussicht aus der Ebene nicht so dächten, wie sie ihnen, von ihrem erhabenen Standpunkt aus, erscheint?

Der Glückliche der Welt, der Mächtige, der Reiche hat und behält um sich nur Glückliche, oder solche, die er zu Glücklichen macht, oder die wenigstens sich als Glückliche zu stellen wissen. Jeder, der sich dem Hauptglücklichen nähert, thut es nur mit seinem freundlichsten Gesichte: Alles geht gut, schön, vortrefflich, herrlich, prächtig! Dafür bürgt der saubere Anzug, die feste Stimme, der heitere Blick, das leichtfüßige Einhergehen, das auf den Lippen schwebende und bei jedem Komma und Punkt in der Rede und in den Antworten aufblühende Lächeln. Nur der ernst und betrübt Klagende oder Bittende ist unangenehm, und desto unangenehmer, als die gewöhnliche Umgebung angenehm ist. Darum wird er auch nicht vorgelassen. Also glaubt der Glückliche der Welt, weil er nur Glückliche sieht, daß in der Welt nur Glückliche sind.

Geschieht es, daß der Glückliche der Welt zugleich Tugend, gute Gesinnungen, Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit, Kenntnisse, Talente suche, was doch auch bisweilen der Fall ist, so ist er auch in seinem allgemeinen Urtheil nicht glücklicher. Was ihm alles weiß gemacht wird! Der Talentlose benutzt die Talente Anderer und weiß, die Andern, deren Talente er benutzt, in Zwielicht zu stellen und zu entfernen. Der unwissende Witzling macht die gründlichen Kenntnisse lächerlich, und gilt zuletzt wenigstens dafür, daß er praktischere und interessantere besitze. Will man ein schönes Werk über Moral herausgeben, so muß man gerade den Gewissenlosen über Moral reden hören. Niemand stellt sich offner und freimüthiger hin, als der verschmitzte Schmeichler, dem nie ein aufrichtiges Wort aus dem Munde entschlüpft. Die Gesinnungen sind immer, es versteht sich, die der reinsten, uneigennützigsten, pflichtschuldigsten Anhänglichkeit. Niemand indessen ist unterthäniger,

als gerade der sogenannte Liberale, der im Kreise seiner Vertrauten die heftigsten jakobinischen Redensarten ausstößt, und der, unter andern Umständen, der ärgste Jakobiner werden würde oder geworden wäre. Man muß die Urtheile der Glücklichen der Welt über die Personen vernehmen, die man genau kennt, die man nicht von oben, wie die Sonne, den Mond, sondern von der Seite, oder von unten hinauf sieht, um sich davon einen Begriff zu machen, wie die Menschen sich stellen und ihnen erscheinen. Von den sich ihnen annähernden Personen sehen die Glücklichen der Welt nur die von ihnen erleuchtete Seite, und diese erleuchtete Seite der sich ihnen annähernden Personen ist in der Regel beinahe das Ganze, was sie von der Welt sehen, und wodurch sie von der übrigen Welt urtheilen.

Das ist immer der mehrerwähnte, ewige, unumgängliche Widerspruch der menschlichen Gesellschaft, daß dem Kranken durch den Gesunden, dem Schwachen durch den Starken, dem Armen durch den Reichen, geholfen werden muß, und daß nur die Glücklichen und Großen der Welt die Millionen von Kleinen und Unglücklichen regieren können, da letztere, wenn sie zur Regierung gelangen, eben dadurch wiederum zu den Großen und Glücklichen der Welt gehören, die, um sich zu behaupten, wie die vier letzten Decennien es gezeigt haben, das unterwärts stürmische Wolkenmeer ganz anders mit Blitz und Donner wüthen lassen.

Ich habe es schon gesagt, und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes würde ich, trotz aller stilistischen Regeln der Schöngeister, nicht ermüden, es wiederholentlich zu wiederholen. — Ergebung von Seiten der Völker, wenn es auch nicht immer so gut geht wie es gehen könnte; und, damit es besser gehe, wie es geht, tiefere Einsicht in ihre Lage von Seiten der Regierungen: einen solchen Zweck hier und da befördert zu haben, würde ich der eitelen Ehre vorziehen, ein großes, heroisches, classisches Gedicht geliefert zu haben.

So fühlte der Sohn, auf dessen Grab ich das Trauerwerk lege. —

§. 17. Die, zwischen verschiedenen Staaten, durch Staatspapiere entstehenden Concurrenz-Verhältnisse.

Wie wenig eine bedeutende Normalhöhe der Staatspapiere, als eine Anzeige der allgemeinen Wohlfahrt zu betrachten sei, habe ich zu Anfang dargethan. Demnächst haben wir gesehen, daß, anstatt allgemeine Wohlfahrt anzuzeigen, die Staatspapiere vielmehr das Verderben der ländlichen Bevölkerung nach sich ziehen, und nur eine künstliche Hebung der städtischen Capitalisten bewirken, welche Hebung, da man selbige als eine natürliche Folge der freien Concurrenz ansieht, zu einer andern, nicht weniger verführerischen und gefährlichen Täuschung Anlaß giebt. Dies sind innere Staatsverhältnisse.

In Ansehung der äußern Verhältnisse geben die Staatspapiere zu andern Uebelständen und Täuschungen Anlaß, welche ich jedoch, nur zum Theil und kurz, andeuten werde, da ich meine Ansichten über die Verhältnisse mit dem Auslande bereits auseinander gesetzt habe. Hiebei wären der Fälle viele, theils in politischer, theils in merkantilischer Hinsicht, zu betrachten, als: Wenn der Staat Schuldner der eigenen Capitalisten wird; wenn er Schuldner eines andern Staates, oder den Unterthanen eines andern Staates wird; welchen Einfluß die Staatspapiere auf den Exportationshandels und auf den Importationshandel haben müssen; wenn in dem Staate, mit welchem Handel getrieben wird, auch Staatspapiere, mehr, weniger, oder keine in Umlauf sind, 2c. Da die umständliche Prüfung der Fragen zu einer weitläuftigen Abhandlung anwachsen würde, wollen wir uns hier nur mit dem Allgemeinen begnügen.

Es ist zuvörderst zu bemerken, daß die Capitalien überhaupt kein wirkliches Eigenthum sind, sondern bloß

deshalb für den Besitzer derselben einen Werth haben, weil sie ihm die Fähigkeit verleihen, wirkliches Eigenthum zu erwerben. Diese Fähigkeit kann sich ursprünglich der Unterthan nur dadurch verschaffen, daß er wirkliches Eigenthum in Capitalien verwandelt oder übersetzt. Giebt aber eine Regierung Staatspapiere aus, so ertheilt sie sich selbst die Eigenthum-Erwerbungs-Fähigkeit, ohne von einem vorhandenen, ihrerseits abgetretenen Eigenthum auszugehen. Eine Regierung kann für Ein hundert Millionen Papiere in Einem Tage ausschreiben, und es ist, deshalb, nicht um Einen Heller mehr wirkliches Eigenthum im Staate vorhanden.

Dadurch aber muß offenbar in dem Staate eine große Revolution in Ansehung des Eigenthums erfolgen.

Jedes vorhandene wirkliche Eigenthum bleibt zwar, was es ist; allein der Werth des Eigenthums wird mittelst des Geldes geschätzt; und wenn, daher, in einem Lande eine bedeutende Quantität Geld, z. B. noch Ein Mal soviel, als vorher, in Umlauf gesetzt wird, so ist leicht einzusehen, daß jedes wirkliche Eigenthum den zweifachen Capitalwerth erhält. So werden die Capitalisten um die Hälfte ihres Vermögens gebracht, dagegen aber die Eigenthümer noch Ein Mal so reich in Verhältniß gegen sie. Die Creirung von Staatspapieren, welche, wenn sie vorhanden sind, ganz auf dem ländlichen Eigenthum lasten, würde also ganz zum Vortheil der ländlichen Eigenthümer ausfallen. Man könnte alsdann das flache Land so ansehen, als wenn das, vom Staate emittirte zinsbare Papier eine von dem flachen Lande selbst gemachte Anleihe, ein von ihm selbst entlehntes Geld wäre. Die Ansicht würde indessen irrig seyn: weil der Gutsbesitzer, so lange er kann, sein Eigenthum behält; weil das entlehnte Geld noch mehr auf den Vortheil der Städte, als des Landes verwendet wird; weil der Papierwucher nur in den Städten, zu Gunsten der Städte, seinen Sitz hat; weil rc. . . . .

Die

Die jetzt, bei allen Staaten, in Umlauf befindlichen Staatspapiere konnten auch nicht zur Zeit ihrer Creirung das Land so auf Kosten der Städte heben, wie ihr Vorhandenseyn die Städte auf Kosten des Landes hebt, weil die Stadt-Capitalisten nicht kauften, und weil das Land durch die Kriegsdrangsale noch mehr verlor, als es in friedlichen Zeiten gewonnen haben würde. Man bemerkt übrigens wohl, daß ich hier von der Voraussetzung ausgehe, daß der Staat nur von den eigenen Unterthanen Schuldner wird. Fremde Anleihen verhalten sich im Großen ungefähr, wie, im Kleinen, die von den Regierungen selbst verpönten, fremden Lotterien.

Welche Revolution in Ansehung des Eigenthums die Emission der Staatspapiere in einem Lande zur Folge haben muß, liegt klar vor Augen. Es kommt aber darauf an, zu sehen, wie seine Verhältnisse gegen die andern Staaten sich stellen werden.

Die Stempelung von Papier als Geld, sei es als unzinsbares Papiergeld, sei es als verzinsbare Staatspapiere, vermehrt, wenn auch nur fingirter Weise, die in dem Inlande circulirende Geldmasse. Das Geld steht aber zwischen dem Inlande und dem Auslande als Mittel zur Schätzung und Erwerbung der Gegenstände. Daraus folgt, daß der Staat, welcher Papiere emittirt, verhältnißmäßig wohlfeiler im Auslande kauft. Wenn er auch immer denselben Preis für dieselben Waaren bezahlt, so bezahlt er sie doch in der That weniger, weil in dem Inlande das Geld in Bezug auf wirkliches Eigenthum an Werth verloren hat. Das Vorhandenseyn der Papier-Capitalien im Staate begünstigt also den Ankauf in dem Auslande, und daher den Importationshandel.

Mit dem Exportationshandel findet das Gegentheil statt. Wird in dem Inlande der Preis der Waaren mit dem Preise des andern Eigenthums erhöht, so wendet sich

der ausländische Käufer nach andern Ländern, wo er die alten Preise wiederfindet. Werden ihm die Waaren zu den frühern Preisen gelassen, so müssen der Fabrikant, der Kaufmann, der Arbeiter untergehen. Sie erhalten zwar dieselbe Nominalsumme, wie sonst, aber nicht mehr denselben sachlichen Werth. Die Staatspapiere wirken also entschieden stockend auf den Exportationshandel.

Das Vorhandenseyn der Staatspapierbestände beider Arten steht demnach in Widerspruch mit den Ansichten der Regierungen, welche die Exportation befördern, dagegen die Importation erschweren wollen. Daher kommt es, daß, in England, wo, dem Gelde nach, Alles fünf Mal theuerer ist, als in den andern europäischen Staaten, weil die dortige Staatsschuld die Staatspapiere der übrigen europäischen Regierungen zusammen genommen aufwiegt, die Exportation nicht nur zollfrei ist, sondern auch durch Prämien, auf Kosten der Importation, aufgemuntert und gleichsam entschädigt werden muß.

England giebt in Ansehung der Staatspapiere ein eben so verführerisches Beispiel, als in Ansehung der Constitutionen. Die ungeheure Masse der, dort emittirten eingebildeten Capitalien hat das Land so heruntergebracht, daß die Armentaxe zu den schwersten Lasten geworden ist. Dagegen sind unermeßlich reiche Capitalisten entstanden, die, weil der Banquerott des Staats auch ihren Banquerott nach sich ziehen würde, immer bereit sind, der Regierung neue Vorschüsse durch den Ankauf der Staatspapiere zu machen. Daraus gehen zwei Erscheinungen hervor, welche dem ganzen Europa Sand in die Augen streuen. Die eine ist die jener reisenden engländischen Capitalisten, die sich oft nur zur Herstellung oder Besserung ihrer Vermögensumstände auf dem festen Lande aufhalten. Mit der Hälfte dessen, was ihnen der Aufenthalt auf der Insel kosten würde, können sie das Zweifache dessen ausgeben, womit der verhältniß-

mäßig gleich reiche Bewohner des festen Landes auskommt. Dadurch ist ihnen auf dem festen Lande ein Nimbus von Generosität verliehen worden, der sich zur Wirklichkeit so verhält, wie ihre ungeheuren Summen zum effectiven Eigenthum. Die andere Erscheinung ist die der Subsidien, wenn andere Staaten für sie in's Feld ziehen sollen. Man schließt daraus, daß eine Regierung, welche solche Schätze und Hülfsmittel besitzt, die allersicherste Basis haben müsse, und daß die Staatspapiere, anstatt einer Regierung und einem Lande zu schaden, als ein Hauptvehikel ihrer Wohlfahrt zu betrachten seien.

England erhält sich durch seine Constitution, welche nicht eine nachgemachte, sondern eine, der Insel angeborne ist. Noch mehr aber hat, in den letzten Kriegen, zu seiner Unerschütterlichkeit der, nicht genug erwogene Umstand beigetragen, daß es von einem Wasser-**Van-Lee-Tsching** umgeben ist. Wäre der **Pas de Calais** nicht breiter, als der Rhein oder die Donau, so würde England eben so wenig, wie Spanien, Italien, Deutschland und Rußland, dem Bergstrom der französischen Revolution widerstanden haben. Man braucht sich nur zu erinnern, welche Besorgniß die Landung, womit der Koloß der französischen Revolution es bedrohte, und welche die zeitige Diversion österreichischer Seits von ihm abwendete, daselbst erregte. England ist, vermöge seiner geographischen Lage und seiner geschichtlichen Gesetzgebung, ein so eigenthümliches Land, daß nichts von dem, was für dasselbe paßt, und ihm seine künstliche Macht verleiht, für irgend einen andern Staat in Europa heilsam seyn könnte. Nur Japan kann ihm nachmachen. Wollte ein anderer Staat in Europa seinem Beispiel folgen, und mittelst eingebildeter Summen eine ähnliche Macht zu erringen suchen, so würde dieser Staat, nicht nur das Volk in dieselbe Armuth stürzen, sondern der Staat selbst würde, bei dem geringsten Stoße, wie eine Seifenblase platzen. Das Beispiel

U 2

Englands zur Rechtfertigung der Staatspapiere wäre also gerade ihre Verdammung *).

§. 18. Schluß.

Die engländische Staatsschuld, welche gegen 800 Millionen Pfund Sterling beträgt, und für welche beinah 30 Millionen Pf. St. an jährlichen Zinsen bezahlt werden müssen, soll nur zwischen 285 tausend Rentnern vertheilt seyn, von denen 2 hundert mehr als 4000 Pf. St. Renten beziehen. Also arbeiten die ganze engländische Bevölkerung, ein großer Theil von Amerika, ein noch größerer Theil von Asien, ganz Europa, alle handeltreibende Inseln und Seehäfen der Erde für 2 hundert Menschen, und, wenn man ihr ganzes Gefolge kleinerer Rentner mitrechnen will, für beiläufig 300 tausend. Denn ich nehme nicht Anstand, zu behaupten, daß es kaum einen Wilden in den abgelegensten Wäldern oder Steppen der Erde giebt, auf den die engländische Staatsschuld nicht irgend eine Rückwirkung ausübte, und der nicht, auf diese oder jene Weise, durch dieselbe, wenigstens mittelbar, beunruhigt würde. Wenn nun diese 300 tausend Menschen, oder ihre Fahnenträger, nämlich die 2 hundert großen Rentner, sich das Wort gäben und mit Einem Mal ihre Capitalien zurücknehmen wollten, so würde die ganze europäische Politik aus ihren Angeln gehoben werden, und eine nie erhörte Verwirrung in der Welt eintreten. So unwahrscheinlich eine solche Verabredung ist, so zeigt doch die Voraussetzung derselben, wie das Schicksal der Völker und der Regierungen durch die Staatspapiere auf's Spiel gesetzt wird. Es ist eine abgenutzte Redensart, bei verhängnißvollen Zeiten zu sagen: Europa stehe wie auf einem Vulkan. Wenn ich hingegen,

*) Dies ist nicht eine Wiederholung des §en: Besondre Lage Englands rc. S. 113, sondern jener nachträglich eingerückte § ist eher eine weitere Ausführung der gegenwärtigen Stelle.

vom Standpunkte der Staatspapiere aus, die Welt betrachte, so erscheint mir der Erdball wie eine große papierne Montgolfiere, welche von einem Augenblick zum andern ein Funke in Brand stecken kann. Die Sache ist aber Ernst, wenn man bedenkt, daß 1000 Millionen Menschen auf jenem so unsichern Luftgebäude schweben.

Wenn man diese verschiedenen Betrachtungen über die Staatspapiere zusammennimmt, wenn man die Staatspapiere von allen Seiten beleuchtet und betrachtet, so ergiebt sich also der traurige, aber augenscheinliche Satz: Daß sie, nicht als eine gewöhnliche Schuld zwischen Particuliers, nicht als eine Schuld, welche nur den beiden unmittelbar betheiligten Parteien zum Vortheil oder zum Nachtheil gereicht, angesehen werden können, sondern den Staat, in Verhältniß ihrer Menge gegen das vorhandene wirkliche Eigenthum, aus den Angeln heben, über der leeren Kluft, ohne Basis, in der Luft schwebend erhalten, vorzüglich aber eine neue, den jetzigen Zeiten eigenthümliche, die ländliche Bevölkerung besonders treffende furchtbare Quelle künstlicher Armuth sind.

Auf das letzte, mit den Staatspapieren verbundene Uebel mußte ich in einem Werke, das Vorbeugung der künstlichen Armuth zum Zweck hat, um so mehr aufmerksam zu machen suchen, als dieser entferntere, indirecte, jedoch nicht weniger nothwendige, wirkende böse Einfluß der Staatspapiere allgemein ungeahnet zu seyn scheint. Ich gedenke in dem folgenden Fünften Theile — wenn ich in fünf Tagen noch lebe.... von Maßregeln zur Stopfung der Quellen der künstlichen Armuth zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit werde ich vielleicht einige indirecte Mittel, durch welche dem Uebel zu steuern wäre, vorzuschlagen wagen.

Unterdessen arbeiten die Regierungen direct daran, mit einem Eifer, der um so weniger zu verkennen ist, als

manche, bei den vielen zu durchdringenden Täuschungen, vielleicht nicht das Gute, das sie dadurch bewirken, nicht das Elend, das sie dadurch entfernen, in seinem ganzen Umfang ermessen. Das thun die Regierungen, indem sie, mittelst zweckmäßiger Ersparnisse und einer weisen, thätigen Benutzung ihrer Hülfsquellen, die Staatsschuld, und daher die Menge der Staatspapiere, zu vermindern suchen.

Mein Gefühl macht mir schließlich noch eine, hiemit zusammenhängende Bemerkung zur Pflicht.

Die Regierungen wurden, wider ihren Willen, in den verhängnißvollen Revolutionszeiten zu dem unglücklichen Schritte gezwungen. Er kann ihnen eben so wenig vorgeworfen werden, als die Blutströme, welche in ganz Europa fließen mußten. Diese Blutströme und die Staatspapiere kann die Geschichte zum schrecklichen Aufsatze für die tabula rasa aufbewahren. Auch der Familienvater kann sich in dem schlimmen Fall befinden, gegen einen einbrechenden Dieb vom Leder zu ziehen, oder, um das Uebrige zu retten, Schulden zu machen. Was kann der beste Landesvater dafür, wenn der ungebetene Gast ihn, durch Ueberrumpelung und Uebermacht, zu Maßregeln zwingt, an die er, in eigner Anregung, nie gedacht hätte?

Fünfter Theil.

Ueber Verwaltungs-Mittel zur Vorbeugung der künstlichen Armuth.

. . . . . Daß ihr wandelt, wie sichs gebührt eurem Beruf, darinnen ihr berufen seyd.
Ephes. IV, 1.

Die Hauptquellen künstlicher Armuth in den Staaten habe ich in den beiden vorigen Theilen, dem Dritten und dem Vierten, an's Licht zu stellen gesucht. Jetzt kommt es darauf an, die Art anzugeben, wie dieselben zu beseitigen und zu stopfen sind.

In der Aufzeigung jener traurigen Quellen glaube ich nicht, mich geirrt zu haben, und sollte die Ueberzeugung, die in mir lebt, auf die Seele des Lesers nicht übergegangen seyn, so muß ich dies nur meiner Darstellungsweise zuschreiben, worauf ich weder Zeit noch Lust hatte, Fleiß zu verwenden.

Erster Abschnitt.

Ueberblick.

§. 1. Wer Zerstörer und wer Erhalter sei?

Fehler zu entdecken, Klagen über die Gegenwart zu erheben, das ist etwas Gewöhnliches. Wo sind nicht

Klagen zu führen, Mängel zu rügen, Fehler zu tadeln! Was aber schwieriger ist, das ist das Bessermachen, oder wenigstens die Anweisung zur Verbesserung.

Wenn ein Gebäude da steht, so läßt sich leicht etwas daran aussetzen. Wenn es aber eingerissen und ein neues erbaut wird, so mögen die Tadler wohl die, von ihnen bemerkten Fehler vermeiden, verfallen aber oft in andere, üblere. Doch befinde ich mich nicht in gleichem Falle. Das gesellschaftliche Gebäude war bis zu den Revolutionszeiten mangelhaft, gleich einem alten Schlosse mit engen Gewölben, ohne Symmetrie, ohne Bequemlichkeit. Es rührte mit den alten Schlössern aus derselben Zeit her. Man begnügte sich aber damit, dasselbe einzureißen; und von einem neuen Gebäude, welches das alte ersetzen sollte, ist kaum die Rede. Alles soll ebenes Feld, tabula rasa, seyn, wo ein jeder sich träumen und bauen kann, was er will. Die Einrichtungen können nie allgemein genug seyn. Alle Einzelnheiten, wo sie sich nur antreffen lassen, müssen, wo möglich, aufgehoben, ausgemerzt werden. Das gesellschaftliche Gebäude soll nicht mehr ein Gebäude seyn, sondern nur ein tragbares Zelt, das für die diesjährigen Manövres so, und für die künftigjährigen wieder anders aufgeschlagen und eingepfählt werden kann.

Bei der Beleuchtung der Quellen der künstlichen Armuth tadle ich nicht ein vorhandenes Gebäude, nicht bestehende Einrichtungen. Das bitte ich wohl bemerken zu wollen. Ich mache nur auf den Mangel an zweckmäßig bindenden Einrichtungen aufmerksam. Was ich rüge, ist nur der Mangel an einem feststehenden, wohl vertheilten Gebäude, wo einem jeden die ihm gebührende Stelle angewiesen ist, wo ein jeder weiß, was er unternehmen könne und müsse, und wo ein jeder vor den Ueberschreitungen seiner Wohnnachbarn gesichert ist.

Als Tadler kann ich also nicht gelten, sondern vielmehr als Erhalter.

Ich habe es bestimmt genug ausgesprochen. Alles Allgemeine ist vernichtend. Wenn besondere Einrichtungen aufgehoben werden, so dürfen sie nur selten sich in das Allgemeine auflösen. Andere, zweckmäßigere müssen an die Stelle kommen. Das heißt Erhalten, nicht Tadeln, noch weniger Auflösen oder Zerstören.

§. 2. Sturz des römischen Reichs. Reformations-Zeiten. Europa's jetzige.

Die Welt befindet sich jetzt in einer seltsamen Lage, in einer Lage, von welcher die Geschichte nur in ihren größten Abschnitten Beispiele liefert, und einzelne Länder selbst nur bei ihrem Untergange und ihrer Wiedergeburt.

In einen Zeitraum von drei Decennien haben sich in Europa die Begebenheiten von einem Jahrtausend zusammengedrängt. Diese kurze Periode kann mit der langen Periode, welche die neuern Staaten von dem römischen Reiche trennt, verglichen werden.

Der Unterschied zwischen beiden ist, daß diese finstere Periode Licht, wie die, in Morgenröthe übergehende Nacht, erzeugte, jene hingegen über den Horizont eine ungeheure Feuerkugel aufgehen ließ, welche Alles blendete und Blindheit bewirkte. Die Gegenwart ist durch dieses furchtbare Meteor von der Vergangenheit, wie durch eine Sündfluth, abgeschnitten worden, und eine tiefe Kluft trennt von der früheren Welt die jetzige Generation.

Anmerkung. Als ich diesen Vergleich aufstellte, war ich noch nicht zu der klaren Einsicht gekommen, welche sich doch bald, wie man es in der Folge dieses Tagebuches sehen wird, mir aufdrang, daß die jetzigen Zeilen nur eine identische Fortsetzung der Reformationszeiten, und die jetzigen Kriege immer noch die alten, aber mittelbaren Religionskriege

sind. Dieser, weit umfassende und die unerklärlichsten Erscheinungen der neuesten Zeit, vollkommen erklärende Gedanke wird in dem, jetzt schon seit anderthalb Jahren niedergeschriebenen zweiten Abschnitt der Unterrichtspflege näher entwickelt. Wäre ich nicht selbst darauf gekommen, indem ich gleichsam mit Gewalt durch meine, aus dem eigenthümlichen, neuen Standpunkt der künstlichen Armuth fortgesetzten Betrachtungen über den jetzigen gesellschaftlichen Zustand in Europa getrieben wurde, und wäre mir dieser Gedanke, von Außen her, zur Beherzigung anempfohlen worden, so würde er mir, ich will es nicht in Abrede stellen, so nahe er mir jetzt auch liegt, eben so weit hergeholt zu seyn scheinen, und ich würde ihn vielleicht eben so aufnehmen, wie er, ich zweifle nicht daran, von vielen Lesern, nämlich: als ein, Religion und Politik bei den Haaren zusammenziehendes, mystisches Hirngespinst, aufgenommen werden wird. — Was übrigens den Vergleich anbetrifft, so behält er doch in der Anwendung, welche ich in dem Folgenden von demselben mache, seine Richtigkeit. Nur muß, nicht nur die neuere Zeit, sondern die ganze Zeitperiode der, seit der Reformation verflossenen drei Jahrhunderte mit der Periode des Sturzes des römischen Reiches und der Wiedergeburt der Wissenschaften zusammengehalten werden, wobei jedoch, in beiden Perioden der, in der ersten, ungleich längere Zeitraum, als in der zweiten, zwischen den großen Erscheinungen nach dem Anfange und gegen das Ende jeder Periode, als der Ruhetag in einem dreitägigen Fieber, wegfallen kann.

(April, 1832.)

§. 3. Europa's damalige und jetzt zu hoffende Wiedergeburt.

Die jetzige Generation beginnt eine neue Periode und muß, in legislativen Bestimmungen und politischen Meinungen, sich eine neue Welt erschaffen und einrichten.

Wie gelang die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste, welche das jetzige Weltalter von dem Mittelalter trennt? Durch das Wiederaufleben der alten klassischen Litteratur. Also dadurch, daß die alte klassische Litteratur, der neuern, zum Grunde gelegt wurde, daß man über den ganzen, beide trennenden langen Zeitraum hinwegsprang und an das Alte das Neue so wieder anknüpfte, als wenn das Neue eine ununterbrochene Fortsetzung und ein stetiges Fortschreiten des Alten gewesen wäre.

Dasselbe muß auch jetzt mit der neuen beginnenden Legislation geschehen. Das Wilde und Fremde, das in der frühern Legislation, wie in dem Homer, liegt, muß bei Seite gelassen; der Geist aber, die Tendenz, die Ausführung, die Einheit, müssen aus dem evangelischen Christenthum geschöpft oder abgeleitet werden. Das evangelische Christenthum muß, wo es schon gelebt hat, wieder aufleben, und wo es, bis jetzt, nicht Eingang fand, allmälig eingeführt werden. Dies ist der einzige Weg, auf dem man hoffen darf, Ordnung, Friede, Eintracht, Sicherheit, wahre Freiheit, allgemeine Wohlfahrt, einst in der Welt herrschen zu sehen.

§. 4. Des Verfassers Zurechtfindung.

Alle angegebene Quellen **künstlicher Armuth** bestehen nur in der Lossagung gewisser Beschränkungen, welche aus dem Mittelalter herrührten, und in allgemeinen Einrichtungen, welche das jetzige Zeitalter zu seiner eigenen Züchtigung aufgebracht hat.

So hat das Verleihen auf Staatspapiere eine neue allgemeine Gelegenheit zur Unterbringung der Capitalien

eröffnet. So sind die Zünfte durch das leidige Patent=wesen und die leidige Gewerbe=Unsicherheit aufgehoben worden ꝛc.

Indem ich die unübersehbaren Nachtheile, welche aus solchen Maßregeln entspringen, angegeben habe, könnte ich meine Arbeit über die künstliche Armuth als beschlossen ansehen. Wenn Einem gesagt wird: Es ist gut, das zu erhalten, oder: Das zu erhalten, ist nicht gut, so weiß er, was er zu lassen oder zu thun hat. So könnte auch ich dessen überhoben seyn, mich in die Mittel zur Abwendung der künstlichen Armuth näher einzulassen, weil die vorzuschlagenden Mittel nur im Allgemeinen angedeutet werden können. Wie soll ein Werk, in welchem man das Allgemeine bekämpft, in welchem die Oertlichkeiten, die Einzelnheiten, als die einzige angemessene Grundlage aller guten Einrichtungen, anerkannt werden, Maßregeln im Allgemeinen vorschlagen? Dennoch will ich es versuchen. Allein die Mittel, welche ich vorzuschlagen gedenke, sollen sich in ihrer Allgemeinheit wesentlich von der Allgemeinheit unterscheiden, gegen die ich mich erkläre. Diese verschlingt alle Einzelnheiten, alle Oertlichkeiten; die meinige ist nur in so fern allgemein, als sie alle Oertlichkeiten und Einzelnheiten erhalten oder wieder beleben will.

Es versteht sich also, daß hier nur von Winken, Andeutungen die Rede seyn kann, und daß, in der Anwendung, die Einzelnheiten und Oertlichkeiten die, ihnen gebührende Hauptrolle spielen müssen. Sollten selbst, hier und dort, die Oertlichkeiten eben solche allgemeine Maßregeln erfordern, wie diejenigen, welche ich als gefährlich und verderblich geschildert habe, so würde ich auch diese als zweckmäßig und vollkommen passend für jene Oertlichkeiten anerkennen und preisen. Ich kenne Länder, in denen ich selbst meine Zustimmung einem Theile der Maßregeln versagen würde, welche im Folgenden aufgestellt und anempfohlen werden sollen. Es scheint ein Widerspruch

zu seyn, und es ist doch keiner. Wer darin einen Widerspruch noch zu finden glaubt, der kann das Buch weglegen oder von vorn wieder anfangen; denn er hat mich bis jetzt noch nicht verstanden.

Ich war anfänglich zweifelhaft, ob ich der Vorbeugung künstlicher Armuth eine besondere Abtheilung widmen, oder, bei jeder aufgestellten Quelle, die Mittel dagegen angeben sollte. Ich gestehe, daß die letzte Methode im ersten Augenblick einfacher, deutlicher, regelmäßiger zu seyn scheint. Allein sie scheint es auch nur zu seyn. Wenn ich für eine Behörde schriebe, wenn etwas Positives für ein einzelnes Land, einen Bezirk oder eine Stadt aufgestellt werden sollte, so wäre wohl diese Methode vorzuziehen. So viel Krankheiten, so viel Recepte. Da indessen die Oertlichkeiten Alles modificiren, und ich doch nur im Allgemeinen spreche, so ist leicht einzusehen, daß eine Art von Pharmacopöa und Formularbuch zur Behandlung der künstlichen Armuth weder mit meinem Standpunkt, noch mit meinen Ansichten, im Einklang wäre. Die Mittel, der künstlichen Armuth zu steuern, kann ich nur, wie ihre Quellen, andeuten; und, wenn diese Mittel, gehörig durch Umstände, Zeiten und Oertlichkeiten modificirt, zu anwendbaren Winken dienen, so ist mein Zweck erreicht.

Nicht das Positive selbst konnte ich überall gleichförmig gestalten wollen. Die Einführung neuer Formen für einen bestimmten Ort erfordert eine genaue Erwägung aller, in diesem Orte, obwaltenden Verhältnisse. Worauf es mir aber ankam, waren die Ansichten, nach welchen das Positive zu achten und zu behandeln ist. Die förmliche Anwendung ist die Sache der Volksvormünder; und, wenn diese von einer gegründeten Ansicht ausgehen, so ist Alles gewonnen.

Wenn ich, bei jeder besondern Quelle der künstlichen Armuth, ihre Beseitigung hätte angeben wollen, so hätte ich die Einheit der Ansicht, aus der ich, sowohl bei

der Aufstellung der Mittel, als bei der Aufdeckung der Quellen, ausgehe, aufopfern müssen. Aus der Hauptansicht ergiebt sich Alles von selbst; und es kommt daher weniger darauf an, die einzelnen Quellen und Beseitigungsmittel anzugeben, als die Hauptansicht selbst festzustellen. Die Angabe einzelner Quellen und Mittel ist nicht, nur gelegentlicher Zweck; vielmehr soll diese Angabe die Hauptansicht thatsächlich belegen und bestätigen.

Das fühlte ich schon, als ich zu schreiben anfing, und deshalb behielt ich mir vor, in einer besondern Abtheilung von der Beseitigung der künstlichen Armuth zu sprechen. In den vorigen Abtheilungen haben wir daher nur Ruinen und Staub des gesellschaftlichen Gebäudes gesehen. Im Folgenden wollen wir aber den Wiederaufbau desselben in bestimmteren Formen versuchen.

Jetzt, wo ich meine Arbeit vorgerückt sehe, und meine Ideen mir selbst noch klarer geworden sind, überzeuge ich mich noch mehr, daß dieser Gang der zweckmäßigste war. Da ich darüber zweifelhaft gewesen bin, so war diese kleine Erörterung, welche der geneigte Leser mir vielleicht gern geschenkt hätte, mir selbst nöthig.

Zweiter Abschnitt.

Einleitende Betrachtungen.

§. 1. Zwei große, sowohl im Menschen als in der Natur, vorherrschende, entgegengesetzte Bestrebungen.

Es giebt in der gesammten Natur zwei entgegengesetzte Kräfte, auf deren Gleichgewicht oder gegenseitiger Neutralisirung alle Formen, alle Gestaltungen, das Daseyn aller Dinge beruhen.

Diese Kräfte streben, die eine, nach Außen; die andere, nach Innen. Die eine expandirt, die andere concentrirt.

Diese letzte vereinigt die im Raume schwebenden, zerstreuten Stoffe zu einzelnen, unter bestimmten Formen erscheinenden Massen, und jene strebt dahin, ihre Stoffe wieder in den Raum zu zerstreuen, und in demselben, formlos schwebend, zu erhalten. Die letzte Kraft ist das Feuer, die andere ist die allgemeine Anziehungskraft.

Jeder Körper hängt zusammen, und hat eine bestimmte Form, vermöge der Anziehungskraft. Ohne Anziehungskraft würde jeder Körper in einen Staub zergehen, dessen Theilchen wiederum in einen Staub von Staub zergehen würden. Den atomistischen Ausdruck Staub gebrauche ich übrigens nur, um mich leicht verständlich zu machen; denn Staub selbst würde noch Anziehungskraft voraussetzen. Da aber die Anziehungskraft zum inneren Wesen aller Stoffe gehört, so geschieht die Zersetzung der Körper von Außen her durch Feuer, welches die Ausdehnungskraft selbst ist, und, mit den andern Stoffen durch die Anziehungskraft verbunden, ihnen seine eigene Ausdehnungskraft verleiht. Selbst Auflösungen, durch Wasser oder andere Flüssigkeiten, sind Feuerauflösungen, da die auflösenden Flüssigkeiten selbst, ohne Feuer, ohne einen gewissen Grad der Wärme, nur starre Massen, verschiedene Eisarten bilden würden. Nur wenige Körper sind bekannt, welche durch das Feuer, das der Mensch zu Stande bringt, nicht auflösbar wären. Bei jedem höhern Grad der Intensität, den es dem Naturforscher gelingt, dem Feuer zu geben, verringert sich die Anzahl der feuerbeständigen Stoffe. Alles wird durch das Feuer in Gas- oder Luft-Arten verwandelt, welche, wie eben die Luft, keine bestimmte, bleibende Form mehr festhalten und das beständige Streben äußern, sich in's Unendliche auszudehnen.

Das Streben des Feuers geht dahin, den unendlichen Himmelsraum mit einem gasförmigen Stoff, mit einer unendlichen Atmosphäre, ohne innere Gestalten, ohne Umrisse, ohne festen Punkt, ohne Weltkörper, zu füllen. Das

Streben der Anziehungskraft geht dahin, den ganzen Stoff, aus welchen alle Körper auf der Erde, die Erde selbst, die sämmtlichen Planeten, die Sonnen, die Milchstraße, alle Milchstraßen und Sonnen, bestehen, welche im unendlichen Himmelsraume schweben, in ein unendlich kleines Pünktchen zusammenzubringen. Diese Kraft führt also zum Nichts. Jene aber führt ebenfalls zum Nichts. In der Mitte nur, in beider Gleichgewicht, ist Daseyn.

Zwei ähnliche, zwei entsprechende Kräfte herrschen in der moralischen Welt, und sind die beiden Quellen alles Guten und alles Bösen. Die eine ist die absolute Freiheit; die andere, der absolute Despotismus.

Der absolute Despotismus will, daß der Wille aller Wollenden nur Ein einziger Wille sei, und zwar lediglich der seinige. Dadurch wird die menschliche Gesellschaft nicht aufgelöst, sondern erstickt; sie sprengt nicht auseinander, allein sie besteht doch nicht mehr. Nur Ein Mensch besteht noch, und Einer bildet keine Gesellschaft. Die absolute Freiheit, dagegen, will sich keinem Zwange, keinem andern Willen unterwerfen, keine von Andern herrührende Vorschriften anerkennen. Jeder Mensch soll, nach ihr, für sich bestehen, und von allen seinen Mitmenschen, durchaus und in jeder Beziehung, unabhängig bleiben. Stellt man sich nun vor, daß ein jeder, in der menschlichen Gesellschaft, so denke, so geht ein jeder seine Wege. Es giebt dann einzelne Menschen, aber keine Gesellschaft mehr. Die einzelnen Staaten sprengen, der Reihe nach oder zugleich, gewaltig auseinander; die Gesellschaft ist aufgelöst, und die Menschen fallen in die roheste Wildheit zurück.

Das Beispiel hievon finden wir in der Thierwelt. Ich führe nur den Tiger im Gegensatze mit den Bienen an.

Das Streben zur Concentrirung der Macht und das Streben zur Unabhängigkeit führen also, das eine, wie das andere, endlich zur Vernichtung aller gesellschaftlichen Ordnung.

Beide

Beide Streben verhalten sich gegen einander, wie das Feuer und die Anziehungskraft. Wie das Daseyn der Körper in der Natur vom Gleichgewicht zwischen diesen beiden Grundkräften abhängt, so hängt auch das Daseyn und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft von einer weise getroffenen Mitte zwischen unbedingtem Zwang und unbedingter Freiheit ab.

§. 2. Die Unmaße berühren sich.

Der Satz ist bekannt, daß die Extreme, die Unmaße sich berühren. Die zwei höchsten, allgemeinsten Agenten in der moralischen Welt, wie in der physischen, liefern uns, wie man sieht, große Beispiele davon. Worin aber berühren sich die Unmaße? Darin, daß jedes Unmaß immer Unordnung, Zerstörung, Abspannung, Vernichtung und Tod mit sich bringt, oder nach sich zieht. Dadurch erklärt sich die häufige Erscheinung, daß die Menschen weit öfter von einer äußersten Meinung zu der andern übergehen, als wenn sie nur eine gemäßigte hegen, obschon, von der gemäßigten Meinung aus, der Weg bis zum Unmaß nur halb so lang ist.

So sieht man, daß, so wie die unerbittlichsten Despoten, wenn sie abdanken müssen oder gestürzt werden, als die ungebundensten Demagogen leben möchten, auch die tollsten Demagogen, wenn sie zur Macht gelangen, wiederum die strengsten Despoten werden.

Das ist natürlich. Als einfache Staatsbürger wollen die Unmaß-Menschen sich keinem andern Willen unterwerfen. Das ist immer derselbe Wille, der keinen andern Willen neben sich dulden will. Gerade diejenigen, welche sich über die Förmlichkeiten ihrer Obern am meisten beschweren oder sie lächerlich zu machen suchen, sind die ängstlichsten, lächerlichsten Autoritäts-Pedanten mit ihren Untergebenen.

Daher würden die Völker, wenn sie aufgeklärt wären, sich vor den Freiheitspredigern hüten. Ihre herrlichen Frei-

heitsreden gehen fast ohne Ausnahme darauf hinaus: Legt jene Fesseln ab, damit wir euch die unsrigen anlegen. Dann werdet ihr euch nicht rühren können, noch klagen dürfen! — Aus dem jakobinischen Bonaparte entstand der Zwingherr Napoleon. Die eifrigsten Republikaner vor dem Consulat wurden zugleich seine treuesten Satrapen. Als Napoleon wieder zum General ohne Armee auf St. Helena geworden war, was für schöne Freiheitsreden hielt er nicht vor dem gutmüthigen, leichtgläubigen Las Casas! Zugleich waren seine Anhänger in Frankreich gerade diejenigen, welche dem milderen constitutionellen Königthum das Meiste zu schaffen machten. Alexander wünschte Diogenes zu seyn, wenn er nicht Alexander gewesen wäre. Wäre Alexander der cynische Bewohner einer Tonne und der Sohn eines Münzenverfälschers gewesen, Diogenes hingegen ein Sohn des Philippus und König von Macedonien, so würde auch Diogenes gesagt haben: Wenn ich nicht die Aussicht hätte, die ganze Welt zu unterjochen, so wollte ich um nichts weiter der Welt verpflichtet seyn, als um die nothdürftigste Tonne des Alexander.

§ 3. Demagogie.

Wenn ich nicht irre, so sagt ein Sprüchwort: Daß man mit dem Teufel selbst gerecht seyn müsse. Um so mehr also auch mit den Demagogen, die in der Regel arme Teufel sind. Ihren Freiheitsreden kommt ein Umstand zu Gunsten, der billigerweise nicht unbeachtet bleiben darf.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Wille eine Grundanlage im Menschen ist, und eigentlich den Menschen zum Menschen erhebe. Daraus folgt nicht, daß der Mensch sich keinem andern Willen fügen solle. Wenn sein Wille durch Vernunft geleitet wird, so wird er sich doch der Ordnung fügen.

Daraus aber, daß der Wille so edel, so kostbar an sich ist, entsteht natürlich im Menschen der Hang, seine Macht, wo möglich, auszudehnen, damit der Wille, wo möglich, freies Spiel haben kann.

Wer nicht Macht besitzt, sieht es also gern, wenn er Anderer Macht abzuschütteln vermag. Wer aber schon Macht besitzt, hält sich selten für mächtig genug, und strebt immer fort, noch mehr Macht an sich zu reißen. Das ist die Schwäche der meisten Staatsmänner, weil die wenigsten sich zu mäßigen wissen. Es ist daher gut, wenn, in der Regel, nicht Autorität, nicht engeres Zusammenschnüren der menschlichen Gesellschaft, sondern Freiheit, Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze, persönliche Unabhängigkeit und Sicherheit, als heilig, gepriesen und vertheidigt werden. Dies ist allerdings ein schöner Beruf für den Schriftsteller, und ein blumenreicher Weg zur Popularität.

Die Mittelgeister haben Verstand genug, sich das Vortheilhafte und Angenehme einer solchen Stellung zu merken, aber nicht genug, um einzusehen, wie weit, nach dem Erfordern des allgemeinen Besten, man hierin gehen dürfe, und warum die Freiheit das immerwährende Thema in frühern Zeiten seyn mußte, und jetzt noch bisweilen seyn soll. Persönliche Kränkungen kommen noch dazu, und so ist der revolutionäre Kopf fertig. Von dem hier aufgestellten Gesichtspunkte aus betrachtet, rührt die Sache von der menschlichen Schwachheit überhaupt und insbesondere von den Staatsmännern selbst her.

Wenn die Staatsmänner sich selbst immer beherrschten, so würden sie auch, in der Regel, weniger Schwierigkeiten finden, die Andern zu beherrschen.

§. 4. Der von den Staatsmännern begangene Fehler.

Die Staatsmänner der neuern Zeit haben aber einen großen Mißgriff begangen. Sie haben zwei ganz verschiedene Dinge verwechselt.

Was die Eigenliebe kränkt, was den jetzt allgemein verbreiteten Freiheitssinn beleidigt, das sind weniger die Gesetze, welche, nicht die Personen, sondern die Verhältnisse betreffen, als vielmehr der Hochmuth, der Ehrgeiz, die Anmaßungen, das abstoßende Wesen der Staatsmänner.

Viele haben diese Fehler abgelegt, und es war recht. Das war aber auch genug. Sie haben indeß nicht geglaubt, daß es genug sei. Sie haben nicht den Unterschied zwischen der eingeführten Ordnung und ihren Personen gemacht. Was wesentlich ihren Personen galt, haben sie auf die eingeführte Ordnung übergetragen. Also nicht bloß dadurch, daß sie herablassender geworden sind, haben sie den Freiheitssinn befriedigen wollen, sondern auch durch Aufhebung von Einrichtungen, an denen Mißbräuche kleben mochten, die aber an sich höchst schätzbar und heilsam waren.

Durch Aufhebung von Beschränkungen kann die Menge nie befriedigt werden. Ist diese Beschränkung aufgehoben, warum nicht auch jene? Es hat kein Ende. Durch Aufhebung gewohnter Beschränkungen macht man erst die Menge auf die fortbestehenden Beschränkungen aufmerksam und bringt sie erst zur größern Unzufriedenheit, zum lauten Murren, und zuletzt zum völligen Widerstand und zur Empörung. Die Menge will nicht Beschränkungen, weil sie den Nutzen und den Zweck derselben nicht kennt. Die schwere Aufgabe des Staatsmanns besteht darin, der Menge, ihr selber zum Trotze, nützlich zu seyn und ihre Wohlfahrt zu befördern. Die Menge weiß, in der Regel, was sie nicht will; aber was sie will, weiß sie nie. Der Staatsmann ist eben darum da, zu wissen, was die Menge wollen soll.

Nimmer Gedeihn bringt Vielherrschaft; nur Einer sei Herrscher.
Voss. ILIAS II, 204.

Der Mißgriff, den die Staatsmänner in den neuern Zeiten begangen haben, ist also der, daß sie die Menge für

jeden Preis zufrieden stellen wollten, daß sie der Menge gefolgt sind, sich durch den Zeitgeist hinreißen ließen, und mit dem Zeitgeiste, mit der Menge, und wie die Menge, gewollt haben.

§. 5. Crystallisation und Gasification in der menschlichen Gesellschaft.

Die menschliche Gesellschaft kann unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden: Unter dem Gesichtspunkte des Ganzen, und unter dem Gesichtspunkte der Einzelnen.

Betrachtet man die menschliche Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt der Einzelnen, so fragt es sich: Wie ein jeder sich erhält, und sich das Leben fristet? Daraus entstehen die Betrachtungen über Industrie im allerweitesten Sinne.

Betrachtet man die menschliche Gesellschaft unter dem Gesichtspunkte der Masse, so fragt es sich: Wie die Masse zum gemeinschaftlichen Ziel der Wohlfahrt zu lenken ist, wie es zu bewerkstelligen ist, daß sämmliche Einzelne an Einem Seile ziehen, damit sämmtliche Kräfte zugleich zur allgemeinen und eigenen Wohlfahrt mitwirken und beitragen?

Diese Betrachtungen haben die öffentliche Ordnung zum Zweck.

Die unbeschränkte Anziehungskraft, in der moralischen Welt, äußert sich durch unstete Willkühr in der öffentlichen Ordnung, und, in Betreff der Industrie, durch Unsicherheit des Eigenthums. — Lähmung, Tod der menschlichen Gesellschaft.

Die unaufhaltsame Feuer- oder Expansivkraft, in der moralischen Welt, äußert sich in Ansehung der Industrie durch zügellose Concurrenz, und, in Ansehung der Gesetzgebung, durch Demagogie. — Unsicherheit aller einzelnen Verhältnisse, Auflösung der menschlichen Gesellschaft.

Auf einer Seite also: Starrheit, Polareis auf der ganzen Erdoberfläche, todte Crystallisation. Auf der andern

Seite dagegen: allgemeine Verbrennung, Alles vernichtende Thätigkeit, unaufhaltsame, schwärmende Bewegung, Verstaubung, gestaltlose Gasification.

Das Heil, die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft liegt, wie wir es bereits gesagt haben, zwischen den beiden Extremen der Gasification und der Crystallisation, und zwar in einer weise getroffenen Mitte zwischen beiden.

Allein, wo liegt diese Mitte, an welchen Merkmalen ist sie in der moralischen Welt zu erkennen, wie kann man sich gewissenhaft überzeugen, das man nicht zuviel crystallisirt und nicht zu viel gasificirt? Dieses ist die zu beantwortende Frage.

§. 6. Wünschenswerthe Freiheits-Temperatur.

Könnte die Frage nicht beantwortet werden, so würde mein Buch nur ein nutzloses, trauriges Gemälde seyn, und dergleichen giebt es nur allzuviel. Was hilft der Arzt, der die Krankheiten angiebt und die Heilung nicht versteht, oder sich um dieselbe nicht bekümmert? Nehmen wir aber die Natur zur Norm, so werden wir auch diese weise getroffene Mitte in derselben finden. Da wir im Schoße der Natur leben, da der Mensch durch die Natur bedingt wird, so kann man auch, mit Fug, sich bei der menschlichen Gesellschaft auf die Naturgesetze berufen.

Das Ziel aller Zeiten ist immer Leben, und zwar Leben, das gefühlt, genossen, und zugleich, bei dem Menschen, zur Vorbereitung für ein höheres, außernatürliches Leben benutzt werden kann. Wir haben aber bereits gesehen, daß alles Leben, bei 0° der Wärme, aufhört, daß es, bei der mäßigen Temperatur von + 15°, sich am günstigsten entwickelt, und bei einem höhern Grad der Wärme wieder aufhört. Mit der menschlichen Gesellschaft verhält es sich eben so. Ohne Freiheit, keine menschliche Gesellschaft. Mit unbeschränkter Freiheit, keine menschliche

Gesellschaft. Wenn die menschliche Gesellschaft bestehen und sich, nach der Stufe ihrer Civilisation, der möglich besten Wohlfahrt erfreuen soll, so muß sie einer **Freiheitstemperatur** von + 15° genießen.

§. 7. Individualisirung.

Was, bei einer Wärmetemperatur von + 15°, in der Natur vorgeht, weiß jedermann. Alle Keime, alle Knospen brechen hervor. Alle Pflanzen treiben Blätter und Blumen. Auf die Blumen folgen die reifenden Früchte, unter der dichten Beschirmung der Blätter. Das ganze Thierreich regt und bewegt sich mit behaglicher Empfindung, findet überall Nahrung und Freude, und das bloße Daseyn ist ihm schon Genuß. Das alles ist aber nur Wirkung. Ein größeres wundervolles Werk ging voran. Es war die Erschaffung aller dieser Geschöpfe, ihre Entstehung, ihre Organisation, in der die geheimnißvolle Lebenskraft verborgen ist.

Eine höchst wichtige Bemerkung drängt sich hier von selbst auf. Alle thierischen und vegetirenden Geschöpfe sind Individuen. Jedes entsteht, wächst, regt sich, besteht, lebt, fühlt, genießt, leidet — nur in sich, für und durch sich. Ein Individuum kann dem andern helfen, und selbst sein Daseyn bedingen; aber die eigentliche Quelle des Daseyns, das Prinzip der organischen Entwickelung trägt ein jedes in sich selbst. Wenn dieses Prinzip von ihm entweicht, kann es ihm von den andern Individuen nicht wieder eingehaucht werden. Seine, der Auflösung hingegebenen, sonst so bewundernswürdig zusammengesetzten und zusammenwirkenden Organe, treten von der Lebensbühne wieder ab und kehren zur todten Natur zurück. — Mein Sohn! — Mein Sohn! — Es giebt also, will ich sagen, kein allgemeines Leben in der Natur. Bloß Vereinigung, Mischung, Zersetzung, Trennung, überhaupt **Bewegung**. Bewegung als **Leben** anzusehen, **Leben** zu nennen, ist nur eine philosophische

oder dichterische Floskel, oder ein mystischer Glaubensartikel der neuern Philosophie, und richtiger eine Nothzüchtigung, welche die neuere Philosophie an der Sprache und an der Natur begeht. Außer Gott beobachten und begreifen wir kein gemeinsames Leben.

Indessen ist Gott auch nicht mit Weltseele zu verwechseln. Der Ausdruck Weltseele ist nur ein vermittelnder, der sich allein dadurch einigermaßen rechtfertigen läßt, daß ihm die Absicht zum Grunde liegen mag, dem Unglauben mit einer bevorwortenden Analogie zu begegnen. — An Deinen Körper ist eine Denkfähigkeit gebunden, an das Weltall auch eine. Das letzte Factum scheint annehmbar oder wenigstens möglich zu seyn, wenn die Wirklichkeit des ersten doch nicht geläugnet werden kann. — Gott aber zur Weltseele machen, heißt offenbar, Gott unendlich beschränken und herabsetzen. Wenn Gott nur Seele ist, so ist Er an das Körperliche gebunden und hängt von seinen Weltsystemen ab, wie unsere Seele von unsern Organen abhängt. Gott als ein, von der Natur abgesondertes Wesen sich zu denken, als ein Wesen, welches durch sein allmächtiges Wollen die Welten zum Daseyn hervorruft, oder in das Nichts wieder versenkt, ohne selbst dabei irgend eine Veränderung zu erleiden, ist eine unendlich höhere Vorstellung. Der scharfsinnige, geistreiche, bündige und kräftige Abbadie, der schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts alle Einwendungen, welche das achtzehnte gegen das Christenthum nur aufzubringen vermochte, zum Voraus vernichtet hat, hebt über diesen Gegenstand folgender Maßen an: „Wenn man auch nicht tiefer in die „Frage eindringen wollte, so müßte es wenigstens schon als „eine seltsame Einbildung erscheinen, daß Eine und dieselbe „Seele sich zu gleicher Zeit grämt und freut; daß sie die „Qualen eines Sterbenden, und das Entzücken eines „Wonnetrunkenen zugleich empfindet; daß sie in einem „Thier Mißhandlung erduldet und in dem Menschen die

„Mißhandlung verübt; endlich, daß die Wuth, welche „Verfolger antreibt, und die Klagen, welche Verfolgte „ausstoßen, aus Einem und demselben Geiste hervorgehen, „der in jedem lebendigen Wesen die ihm eigenthümliche „Seele vorstellt" *). So etwas geht zwar in dem Kopfe eines Romanschreibers vor; Gott aber schreibt Wirklichkeit. Seine Geschöpfe fühlen.

Man spricht von dem Erdleben, warum schreibt man nicht auch Bücher über das Leben eines Vulkans, eines Backofens, eines Bratapfels? Selbst Mißgeburten, jene Unglücklichen, die zusammengewachsen sind und nur Einen Körper haben, bilden so viel Lebenseinheiten, als Köpfe da sind. Das Leben findet sich nur in den einzelnen Organismen, in der Individualität. Individualität, Organismen, worin jedes Glied, jeder Theil sein eigenthümliches Leben hat, und sich zu den andern, wie Mittel und Zweck verhält, das ist das große Ziel, das beständige Bestreben der Natur. Leben, Regsamkeit, Empfindung sehen wir nur in den organischen Individualitäten, welche aber, zum vollen Genuß ihres Daseyns, + 15° Wärme erfordern.

Wem, der reisete, ist der Unterschied zwischen gebirgigen Gegenden und ebenen Ländern nicht aufgefallen? wie in den letzten Alles, auf der kaum eine Meile im Umkreise sichtbaren Erdfläche, zerstreut, einzeln, unansehnlich, träumerisch unter der Halbkugel des großen Himmelsgewölbes zu schweben scheint; wie die abflußlosen, mit Schilf, breiten Blättern, faulendem Moose und quakenden Fröschen bedeckten Teiche, trübe, traurig da liegen; wie die Flüsse sumpfig, langsam, träge, in weiten Windungen die unmerklichsten Unebenheiten des Bodens umfließen; wie das Pflanzenreich: Bäume, Kräuter, Wiesen, Aecker, Wald, Brachland, sich

*) Traité de la vérité de la Religion chrétienne. T. I. Sect. II. Chap. III.

am einförmigen Horizont, auf dem bleichen Dunstkreise, einförmig hinziehen; wie dagegen, in den Thälern und auf den Bergen, Städte und Dörfer weit erscheinen und sich malerisch gruppiren; wie die reichen Aussichten den unbedeutendsten Gegenständen ein Daseyn, ein Leben verleihen; wie die Vegetation mannigfaltig, glänzend, fein oder üppig pranget; wie die Aecker und die Wiesen sich in Gärten zusammen drängen; wie Eichen, Buchen, Fichten, Tannen die Anhöhen erhöhend bekränzen; wie die Thiere kräftig und munter sind; wie die stehenden Gewässer frisch und klar in ihrem Felsenbecken erhalten werden; wie die Crystall-Quellen und Bäche sanft murmelnd oder ungestüm und brausend den gemeinsamen großen Thalweg auf dem kürzesten eigenen Thalwege erreichen, nicht schwere Flöße, Kähne und Lasten auf ihrem Spiegel tragen, aber mit ganzer Kraft Mühlen, Sägen, Hammer und allerlei Triebwerke in Bewegung setzen; auch wie dort, in der Regel, die Menschen, welche nicht bloß durch andere Menschen, sondern auch zugleich durch die Natur erzogen werden, lebhafter, selbstständiger, betriebsamer sind? Der Grund eines solchen Unterschieds ist doch nur, einerseits: Individualität, andrerseits: Allgemeinheit. Die Ebene ist ein allgemeines Gesetz, die augenscheinliche tabula rasa; das Thal mit den umgebenden Hügeln ist eine besondere Gerechtigkeit, eine Individualität. Aus diesem Vergleiche ergiebt sich leicht, was vorzuziehen ist: Ob Individualitäten, ob tabula rasa. Zu einer Zeit, in der so Viele die Natur im eigentlichen Sinne des Wortes vergöttern, wie geht es zu, daß wir uns so fruchtlos von der Natur belehren lassen? Sie winkt uns umsonst. Man reiset, man findet Gefallen an diesem, an jenem; Manche werden vom Anblick einer schönen Natur erfreut; aber, bei aller Weisheit, weiß man nicht, die Natur zu deuten, die malerischen Aussichten in moralische Ansichten zu übersetzen.

Dasselbe, was wir in der Natur beobachten, gilt von

der menschlichen Gesellschaft. Sobald man in derselben Alles gemeinsam machen will, hört alle Eigenthümlichkeit, alles Interesse, alles Leben auf. Es bleibt nur ein allgemeiner Dunst von Vaterlandsliebe übrig, der nur alsdann die Köpfe bewegt, wenn sie selbst die Leiden des Vaterlandes mitempfinden, oder persönlichen Ruhm zu erwerben hoffen.

Dieser Dunst der allgemeinen Vaterlandsliebe, der so viele Provinzen, so viele verschiedene, sich ursprünglich fremde, oft feindliche Völker, so viele Städte, groß und klein, die sich einander nicht kennen, oder sich nur kennen, um sich zu beneiden, umfassen soll, führt geradesweges zur allgemeinen Philanthropie, zum leidigen Ubi bene, ibi patria, d. i. zur Erstickung der edelsten, heiligsten Gefühle. Ich habe fast immer gefunden, daß jene allgemeine Menschenliebe nur auf allgemeiner Gleichgültigkeit, oder gar auf innerer Unzufriedenheit, übertriebenem Mißtrauen, Abneigung gegen die ganze Umgebung beruhe, und daß, bei näherer Untersuchung, Misanthropie und Philanthropie, trotz der Etymologie, sinnverwandte, ich möchte beinahe sagen, vollkommen synonyme Wörter sind.

Die Achtung, die Liebe, für das Staatsoberhaupt, auch das reine Gefühl der Pflicht, können Wunder thun, und haben neuerdings Wunder gethan. Wie aber, wenn das Staatsoberhaupt die Eigenschaften nicht besitzt, welche der Menge solche heroische Gefühle einflößen? Es ist übrigens hier nicht von der Vertheidigung des Vaterlandes die Rede, sondern von innern Verhältnissen. Ich gestehe, daß mein Herz nicht groß und nicht warm genug ist, um für 10,000,000, 20,000,000, 30,000,000, mit gleicher Liebe, wie für meine Bekannten, meine Berufsgenossen, meine Verwandten, meine Familie — auch im Grabe! — zu schlagen. Ich fühle in mir mehr Anhänglichkeit für die Provinz, in der ich lebe, als für die andern; und die Stadt, in der ich, von Jugend auf, Freuden und Leiden empfunden habe, und

wo die Asche — des Sohnes liegt, ist mir die liebste. Wer Alles gleich liebt, liebt eigentlich nichts.

Der Leser erwartet noch immer einen Aufschluß über die + 15° hohe Freiheitstemperatur, welche die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft begründen, die künstliche Armuth beseitigen soll. Wenn ich diesem Aufschluß noch nicht näher gerückt bin, so ist es aber meine Schuld nicht, sondern die des Zeitgeistes. Warum ist derselbe der Art, daß die einfachsten Ideen, die natürlichsten Ansichten, die Einrichtungen, welche, Jahrhunderte lang, die Familien in Wohlstand erhielten, jetzt, als neu, als kühn, als verwegen, zwingherrisch, feindlich, verpönt, angesehen werden? Da ich gegen den Zeitgeist meine Stimme zu erheben wage, so wird man es mir zu Gute halten, wenn ich die Stufenleiter der Betrachtungen vorlege, welche mich zu ganz andern Resultaten geführt haben, als die sind, nach denen der Zeitgeist strebt. Doch soll der Leser nicht länger in Zweifel bleiben.

Was ich verlange, die Ordnung der Dinge, welche, nach meiner Ansicht, allein die Wohlfahrt der Gesellschaft sichern, der künstlichen Armuth Gränzen setzen, und selbige, allmälig, zur natürlichen reduciren kann, ist, so wie uns die Natur durch ihr dringendes Beispiel es lehrt: Individualisirung.

Dritter Abschnitt.

Wie und wodurch Individualisirung und Wiederverkörperung im Staate zu bewirken oder herzustellen sei.

§. 1. Worin Individualisirung im Staate bestehe.

Corporationen, erbliche Rechte.

Die positiven Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft können von dem theoretischen, oder von dem historischen Standpunkt aus, betrachtet werden.

Aus dem historischen Standpunkte ergiebt sich, daß viele Dinge, welche jetzt als überflüssig, oder gar als schädlich, erscheinen, höchst wohlthätig und nothwendig in ihrem Ursprung gewesen sind. Man überzeugt sich, wenn man von diesem Punkt ausgeht, daß, bei Wegräumung der mitentstandenen oder eingeschlichenen Mißbräuche, ihre Beibehaltung oft noch von wesentlichem Nutzen seyn würde.

Auf dem genetischen Standpunkt nimmt man sich vor, bei Voraussetzung der Menschen, wie sie sind, einen neuen ideellen Staat mitten unter den bereits bestehenden Staaten aufzustellen und zu organisiren. Es versteht sich, daß man dabei die Ueberzeugung gewinnen muß, daß die Menschen, in diesem Staate, besser werden und glücklicher leben würden, als in irgend einem wirklich existirenden Staate. Dieser idealische Standpunkt ist höchst verführerisch.

Der erste Fehler, den man begeht, ist der, daß man die Menschen nicht so nimmt, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollen, oder daß, wenn man sie zwar nicht nehmen will, wie sie seyn sollen, man sie doch nicht so nimmt, wie sie sind, sondern wie sie dem Verfasser, in seiner eigenthümlichen Lage, erscheinen oder erschienen sind. Ueberdies besitzt kein Mensch alle Kenntnisse, welche erforderlich wären, um eine solche große Schöpfung vollständig auszuführen; und, wenn ein Mensch alle erforderlichen Kenntnisse besäße, so würde doch nicht daraus folgen, daß er auch zugleich die erforderliche Fassungskraft und Weisheit besitzen würde, um das richtige Gleichgewicht, den gegenseitigen Zusammenhang in das unendlich verwickelte Netz aller gesellschaftlichen Verhältnisse zu bringen.

Diese Betrachtungen, sowohl über den theoretischen, als über den historischen Standpunkt, auf den man sich versetzen kann, um die gesellschaftlichen Einrichtungen zu würdigen, lehren uns wenigstens, daß, wenn man, bei Einführung des Neuen und bei Abschaffung des Alten,

gewissenhaft zu Werke gehen will, viele Umstände zu berücksichtigen sind.

Wenn keine Privilegien mit den einzelnen Ständen verbunden sind, wenn jedes Individuum zu jeder Zeit jeden Erwerbzweig ergreifen darf, so bieten die verschiedenen Erwerbzweige, die verschiedenen Stände, nichts Zuverlässiges, Stetiges mehr für die Individuen. Die Wohlfahrt des Einzelnen hängt von dem ersten Besten ab, dem es einfällt, sich mit demselben Erwerbzweige neben ihn niederzulassen. Alsdann können auch die Individuen ihren Erwerbzweig, ihren Stand nicht mehr lieb gewinnen. Ihr Stand, ihr Erwerbzweig ist nichts weiter für sie, als etwas Momentanes, Zeitiges; und jeder andere, mit dem sie eben so gut auszukommen hoffen, muß ihnen gleich sehr lieb seyn. Bei dieser Gleichgültigkeit gegen seinen eigenen Erwerbzweig und Stand fühlt der Familienvater auch keinen Trieb, seine Söhne dafür zu erziehen, ihnen dazu Lust zu machen, damit sie ihm in demselben nachfolgen. Sie mögen das werden, was, nach der unbestimmten Schul-, oder vielmehr der wohlfeileren Gymnasial-Bildung, ihnen einfällt zu werden. Daher, in der menschlichen Gesellschaft, jene allgemeine Unzufriedenheit und Unruhe, jener Conflict aller Interessen, welche die großen Städte gleichsam in Behältnisse verwandeln, worin die Menschheit zur Gährung zusammengepreßt wird.

Die Verwischung des Stände-Unterschiedes, die Aufhebung oder die Abwesenheit der Privilegien der verschiedenen Stände, ist eine immerwährende Veranlassung zu gegenseitigen Ausstechungen, zum öffentlichen und Privat-Betruge; sie vervollkommnet den äußeren Schein der Dinge, und verdirbt den innern Werth; sie bildet einen Theil der Menschen zu Schwindlern, welche die gesellschaftliche Ordnung und den Staat selbst gefährden, und erniedrigt die andern zu Arbeitsmaschinen und Lastthieren, für welche der Rest von Ueberlegung und Gefühl ein Unglück ist, weil sie das

Traurige ihres Schicksals mehr, als Lastthiere und Maschinen, empfinden.

Da nun eine solche Existenz nicht in der Bestimmung des Menschen liegen kann, so kann auch nicht in den Absichten einer väterlichen Regierung liegen, angemessene Stände-Privilegien aufzuheben; und, solche zu beschützen, wenn sie bereits vorhanden sind, sie herzustellen, wenn sie aufgehört haben, oder zu ertheilen, wenn sie fehlen, erwächst vielmehr, für eine weise Regierung, zur unerläßlichen Pflicht.

In großen Städten muß jede Klasse von Handwerkern, jede Klasse von Händlern, die Klasse der Kaufleute, die Klasse der Fabrikanten, die Klasse der Gastwirthe und Restaurateurs, die Klasse der Dienerschaft, kurz Alles, was eine Klasse bildet, oder als eine Klasse angesehen werden kann, auch wirklich eine Klasse bilden.

In einer kleinern Stadt können weniger Klassen errichtet werden; allein die Menschenmassen, welche sich absondern lassen, müssen auch Klassen bilden.

Mit einem Worte, es müssen Corporationen und Stände, namentlich: Gewerke, Innungen, Gilden, Zünfte, Meisterschaften, und was für Namen sie sonst führen mögen, wie sie ehemals bestanden, mit Weglassung der Mißbräuche und Zufügung zweckmäßiger Einrichtungen, wieder in's volle Leben treten.

Dies ist noch nicht genug. Jedes Dorf, wie jede Stadt, muß auch eine Corporation ausmachen. Die Bürger- und Communalrechte müssen, nicht durch Aufenthalt oder für eine feststehende Retribution erlangt werden und durch Wegziehen wieder verloren gehen können, sondern erbliche Rechte müssen überall, wo es angeht, und wo namentlich ganze Gemeinden, Städte, Bezirke dabei betheiligt sind, eingeführt werden, und auf Kindeskinder, für immer, übergehen.

Mit allen diesen Rechten und Corporationen müssen besondre Vorzüge, eigne Vorrechte, örtliche Vortheile, persönliche Ehre, persönliches Interesse, persönliche Pflichten verbunden seyn. Wer das Recht dazu, nicht mit auf die Welt bringt, oder die Bedingungen nicht erfüllt hat, welche das Recht dazu verschaffen, der bleibt davon ausgeschlossen, und, wenn sie ein Gewerbe betreffen, so darf er nicht das Gewerbe in dem Orte treiben.

Uebrigens ist, in jeder Corporation, jedes Mitglied gleich, und kann, nach eignem Gutdünken und eigner Fähigkeit, schalten und walten. In der Sphäre, in dem Umkreise jeder respectiven Corporation kann und muß die Concurrenz das freieste Spiel haben.

Das sind die Individualitäten, zu denen ich kommen wollte, und die + 15° der Freiheitstemperatur.

Zwei Dämme überhaupt wären also den beiden ausgetretenen, die europäischen Staatsgebäude bedrohenden Strömen der Demagogie und der Concurrenz, und mithin der künstlichen Armuth, entgegen zu setzen: Erbliche Rechte, und: Corporationen.

§. 2. Vorzüge der Corporationen.

Woher kommt die jetzige allgemeine Abneigung gegen die erblichen Rechte und die Corporationen?

Ich habe es schon gesagt: Von dem Alles gasificirenden Zeitgeiste, der nur im Freien, auf einer tabula rasa, leben will, während wir doch das meiste Leben in den Wohnhäusern zubringen, und dort in Sicherheit und Ruhe arbeiten, essen und schlafen.

Wer, in der menschlichen Gesellschaft, nichts von Corporationen, und nichts von erblichen Rechten wissen will, der muß damit den Anfang machen, daß er sich, wie die ersten, zum Ideal genommenen Stammväter, in ein Bärenfell hüllt, und, so heroisch ausgerüstet, mit Frau und Kindern, wieder in die Wälder zieht.

Die

Die Corporationen gewähren, sowohl für den Staat, als für den Einzelnen, Vortheile, welche nichts ersetzen kann. Hierbei ist jedoch vorauszusetzen, daß jede Corporation einen kleinen Staat im Staate bilde, der für seine Wohlfahrt überhaupt und für die Wohlfahrt jedes einzelnen Mitgliedes insbesondere, wie der gesammte Staat für alle, in ihm enthaltenen, kleinern Staaten, sorge. Zwar gehört das Verhältniß: Staat im Staate, zu den vom Zeitgeiste verpönten und verschrieenen. Status in statu! ruft man aus, die Achseln zuckend. Allein mit dem Zeitgeiste bin ich längst in diesem Werke entzweit, und der Zeitgeist soll mich daher auch nicht abhalten, zu den heilsamsten Verhältnissen: Statum in statu, Staat im Staate, zu rechnen.

Was den Einzelnen anbetrifft, so ist ihm sein Wirkungskreis durch den Wirkungskreis seiner Corporation bestimmt. Nichts veranlaßt ihn zu Schwindeleien. Er kann nicht durch jeden neuen Ankömmling oder Schwindler in seinem Erwerbe gestört werden, und sein ehrliches Brod ist ihm sicher. Sollten ihn Unglücksfälle treffen, oder das Alter ihn zur Arbeit untauglich machen, so kann er auf die brüderliche Hülfe rechnen, die er selbst Andern reichte. Zugleich ist es für ihn ein erhebendes, veredelndes Gefühl, für einen Mann, für ein Staatsmitglied zu gelten, Rath und Stimme unter seines Gleichen zu haben. Nach seiner Familie, gewinnt die Corporation sein nächstes Interesse. Das Amt, das er darin bekleidet, oder das mit der Zeit ihm zufallen wird, verwandelt den niedrigen Eigennutz und Ehrgeiz in lobenswerthen Gemeinsinn und Selbstverläugnung. Die von ihm für die Corporation gemachten Aufopferungen an Zeit, Arbeiten und Beiträgen fesseln ihn noch mehr an dieselbe. In der großen, für ihn unübersehbaren Staatseinheit wird sie für ihn ein kleiner, den Umfang seiner Fassungskraft und seiner Kenntnisse angemessener Staat, in dem er, so gut, wie ein Anderer, seine Rolle spielt, und

der ein ehrenvolles Glied, ein unentbehrliches Rad in dem weise zusammengesetzten Getriebe der großen Staatseinheit ausmacht.

Dieser, sein kleiner homogener Staat, ist nicht so groß, nicht so zahlreich, nicht mit so mannigfaltigen, verwickelten, schwierigen, hohen und ihm unbekannten Geschäften überhäuft, als daß der Mann nicht das Ganze durchschauen, jedes Mitglied desselben kennen lernen, und sich durch das sanft fesselnde Band der Achtung und der Freundschaft mit mehrern vereinigen könnte. Solidarisch mit einander verbundene Menschen schließen sich einander an, bilden Fasces, wobei jeder Einzelne, für seine einzelne Kraft, die Gesammtkraft Aller erhält; wobei ein Gemeingeist entsteht, der sowohl für den gesammten Staat, als für den einzelnen Menschen, reiner Gewinn ist.

Der Vater liebt seinen Stand, findet in ihm Brod und Ehre, und sucht deshalb seinen Sohn dafür zu erziehen. Der Sohn sieht seinen Vater in ruhiger Lage, geehrt in seinem Stande, und sieht es als eine segensreiche Bestimmung an, sein Nachfolger zu werden. Wird der Vater alt, so verläßt ihn der Sohn nicht, um ein anderes Geschäft vorzunehmen. Vater und Sohn helfen einander mit Rath und That, und das Haus, die Familie, das kleine Vermögen, erhalten sich und pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Die Gewerbe-Unsicherheit bringt es mit sich, daß jeder Gewerbtreibende den Sohn, wo möglich, zu einem Beamten erziehen will, weil bei guter Aufführung die geringste Stelle doch den Mann ernährt und sichert. Daher so viele bedürftige Studenten, unberufene Lehrer, witzelnde Scribler und brodlose Halbgelehrte, welche nur dem Staat und sich selbst zur Last fallen, weil der Staat sie nicht alle gebrauchen kann, und weil sie nicht wissen, was sie sonst anfangen sollen. Die Gewerbe-Freiheit bringt es auch mit sich, daß jeder auf's Gerathewohl heirathet, weil die nicht existirenden

Corporationen seine Etablirung nicht behindern können. Daher die schreckliche Seyn-Concurrenz. Alle Uebel der Art werden durch die Corporationen vermieden, oder wenigstens für das Ganze unfühlbar gemacht.

Es erziehen sich gegenseitig die Mitglieder einer Corporation zu treuen, thätigen, sparsamen, verständigen, nützlichen Bürgern, welche ihren Gedanken eine bessere, edlere Richtung, als die eines immerwährenden Kampfes mit Concurrenten, geben. Wenn dies der verrufene Kastengeist ist, so verdient derselbe Achtung und Aufmunterung. Man muß sich nicht durch ein, mit Kopfschütteln ausgesprochenes Wort irre führen lassen.

Was spielt im Staate der Einzelne für eine Rolle, wenn keine Corporation da ist, an die er sich anschließen kann? Er ist Einer unter 10,000,000, 20,000,000 oder 30,000,000. Wen soll er in dieser unübersehbaren Masse lieben? Wem soll er nützlich seyn? An wen soll er sich halten?

Wenn es auch nur eine Stadt von 10,000, von 5000 Menschen wäre, so kann man doch schon diese Fragen mit Angst um ihn aufwerfen. Wer, von seinen Genossen, welche die, unter der Maske der Concurrenz, in der Stadt wüthende Hexe der Zwietracht gegen einander aufhetzt, wird ihm, bei Unglücksfällen, und gar im Alter, mit Rath, geschweige mit That beistehn, wenn er nicht mehr arbeiten kann, und die zügellose Concurrenz ihn an Ersparnissen im Sommer des Lebens verhinderte?

Es bleibt ihm alsdann nichts übrig, als sich an die allgemeine Armen-Verwaltung des Ortes zu wenden, sich von Menschen, denen er eben so fremd ist, wie sie ihm sind, in Betreff seiner Lage und seines Lebenswandels untersuchen und beurtheilen zu lassen, und, nach vielen demüthigenden Schritten, mit erbetteltem kargen Almosen das traurige Lebensende zu fristen.

Das Nichtvorhandenseyn oder die Aufhebung der

Corporationen macht einen jeden, der dazu gehören soll, zum Vagabunden. Ist er es nicht, so kann ihn jeder Unglücksfall dazu machen. Concurriren, in dem Sinne, daß ein jeder sich dahin wenden kann, wo ihm eine Thür offen zu seyn scheint, ist nichts als ein neuer Ausdruck für Vagabundiren.

Und was gewinnt der Staat dabei? Ist es ihm leichter, Schwärme von vagabundirenden Menschen zu lenken und in Ordnung zu halten, als die von selbst sich in Ordnung haltenden und lenkenden moralischen Personen, welche jede zweckmäßig eingerichtete öffentliche Corporation bildet? Wenn dem so wäre, warum verfährt der Staat mit der Menschenmasse, mit welcher er unmittelbar zu thun hat, ganz anders? Die Heere sind in Divisionen, diese in Regimenter, und diese wieder in Compagnien eingetheilt. Steht es jedem Soldaten frei, von einer Compagnie zu einer beliebigen andern zu passiren, oder bei den Vorposten herum zu plänkern und zu puffen? Jedes Ministerium hat seine vortragenden Räthe, seine Expedienten, seine Canzellisten. Kann ein jeder Kalligraph, jeder wohlunterrichtete junge Mann, jeder in mündlichen Vorträgen geübte Geschäftsmann sagen: Das Ministerium steht mir an; ich leiste den Eid; nun habt Ihr mich als vortragenden Rath, als Expedienten, als Canzellisten, so gut, wie einen jeden von Euch, anzusehen? — So verhält es sich doch mit den Gewerken ohne abgeschlossene Corporationen.

Es ist ein großer Irrthum, nur die Beamten als Staatsdiener zu betrachten. Jeder Erwerb ist ein Staatsdienst, und die Beamten selbst leben nur von dem, was die verschiedenen Erwerbzweige dem Staate zuführen. Warum sollen denn die Erwerbdienste anders behandelt werden, als die übrigen Staatsdienste, und vogelfrei dem blauen Dunst überlassen werden, wo die Leute sich einander anarchisch verdrängen,, ausstechen, und zuletzt der künstlichen Armuth, alle nach einander, Preis gegeben werden;

wo sie nur im Allgemeinen dem Staate verpflichtet, auch den Staat im Allgemeinen schulmeistern wollen?

Was bei einer solchen Ordnung oder, richtiger, Nicht-Ordnung der Dinge der Staat gewinnt, ist nicht einzusehen. Unendlich aber sind die wirklichen Nachtheile und Gefahren, die ihn, von Tage zu Tage anwachsend, bedrohen. Die nächsten davon sind: demagogische Ungebundenheit und namentlich künstliche Armuth, deren, in den beiden vorigen Abtheilungen, angegebene Quellen aus dieser gemeinschaftlichen Quelle entspringen.

§. 3. Vorzüge erblicher Rechte.

Die erblichen Rechte haben dasselbe Schicksal in den neuern Zeiten erfahren, wie die Corporationen.

Es ging so weit, daß die Adeligen selbst sich schämten, Adelige zu seyn, und die, von ihren Vorfahren ererbte Ehre, wie eine Erbsünde, verläugneten.

Dies sollte Philosophie, Gerechtigkeit, Billigkeit gegen alle Menschen vorstellen. Denn, was hat der Adelige vor seiner Geburt für Dienste geleistet, daß er in der Welt mit Auszeichnungen auftreten dürfte, welche nicht einmal persönlichen Verdiensten zu Theil werden?

So raisonnirt der Mensch, wenn er von der tabula rasa ausgeht, ohne das Bestehende zu berücksichtigen und die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft von allen Seiten zu beleuchten. Kann man aber nicht eben so gut fragen: Wie hat es Dieser verdient, mit mehr Talent, mit mehr Genie geboren zu werden, als Jener? Ist es gerecht, ist es billig, daß Einer besser, als der Andere, unterrichtet werde? Was haben der Welt, was haben uns die Kinder des Reichen für Dienste geleistet, daß ihnen ein großes Vermögen, welches der Vater doch nur der menschlichen Gesellschaft verdankt, zufallen soll?

Allein von bloßen Ehrenrechten soll hier nicht die Rede seyn, sondern auch, und vornehmlich, von solchen,

welche den Staatsbürger mit seinem Geburtsorte selbst auf ewige Zeiten verbinden.

Das thut der Adel jetzt nicht mehr, da er vom Besitze getrennt und zum bloßen geschichtlichen Titel geworden ist, der sowohl im Aus- als im Inlande gilt, und nur den Weg zu höhern Würden erleichtert. Sollte der Adel seinem Zweck entsprechen, so müßte jede adelige Familie Güter besitzen, welche, beim Absterben des Namens, der sie besitzt, zu den nächsten Stämmen, und bei gleichem Grade der Verwandtschaft, zu dem ältesten, übergehen sollten, und nie veräußert werden dürften.

Die hier besonders gemeinten erblichen Rechte sind die Heim-, Einbürgerungs- oder Naturalisirungsrechte, und namentlich die Bürger-, Communal- oder Gemeinde-rechte.

Ein Fremder müßte so lange fremd bleiben, bis ihm durch ein förmliches Patent allerhöchsten Ortes die Naturalisirung ertheilt würde. Diese Vergünstigung müßte aber nur unter der Bedingung erfolgen, daß er sich das Bürgerrecht in einer Stadt oder das Gemeinderecht auf einem Dorfe erkauft hätte.

Hätte er aber einmal die Naturalisirung erlangt, so wäre sie, sowohl für seine Nachkommenschaft, als für ihn selbst, sowohl im Aus-, als im Inlande, unverjährbar.

Wieviel, nach den Umständen, für das Gemeinde- oder Bürgerrecht zu zahlen wäre, müßte jedem betreffenden Orte überlassen bleiben.

Jedes Dorf, wie jede Stadt, müßte seine eigenen Einkünfte, liegenden Gründe, und Capitalien, sich zu erwerben oder zu bilden suchen, wozu verschiedene Mittel vorhanden wären. Viele, die noch eine Art von individueller Existenz haben, besitzen schon dergleichen. Daraus würden die Gemeindekosten für: Pfarre, Rathhaus, Straßen, Wege, Brunnen, Quellen, Dämme, Wasserbauten, Feuer-

spritzen, Nachtwächter, Hirten, und insbesondere für die Armenpflege, bestritten.

Sowohl zur Verwaltung dieser Gemeindegüter, als zur Entscheidung der vorkommenden Gemeinde-Angelegenheiten, würde eine Rathsversammlung aus jedem Familienvater, und überhaupt aus jedem, eine förmliche Haushaltung führenden Gemeindemitglied von dem erforderlichen Alter gebildet werden, und diese Rathsversammlung ihren beständigen Schreiber, aber, jährlich die Reihe herum, abwechselnde Vorsteher haben.

Das Bürgerrecht in einer Stadt, und das Gemeinderecht auf einem Dorfe müßten eben so, wie die Naturalisirung, durch ein förmliches Patent gesichert, und für unverjährbar erklärt werden.

Es versteht sich, daß, bei der Errichtung solcher Gemeinderechte, ein jeder, der bereits als einheimisch betrachtet wird, das Gemeinderecht unentgeldlich erhalten müßte. Von der Zeit an aber würde jeder Ankömmling aus einem andern Dorf oder einer andern Stadt bloß der Vorzüge der Naturalisirung genießen, sonst als Fremder betrachtet werden, bis er das Gemeinderecht seines neuen Wohnortes erworben hätte.

Uebrigens ist dies alles nur eine natürliche Consequenz dessen, was ich über die Entstehung des Staats und des in demselben vorhandenen Eigenthums in der vorigen Abtheilung (S. 240, §. 5.) gesagt habe.

Alles Eigenthum im Staate gehört ursprünglich, lehnsherrlich, dem Staate. Alles Eigenthum in einem bestimmten Orte gehört ebenmäßig dem Orte. Wer also das Eigenthum eines bestimmten Ortes oder eines bestimmten Staates mitgenießen will, der muß ein Eingeborner seyn, oder sich das Recht eines Eingebornen erwerben.

Wenn ich Legislator wäre, und nicht durch Oertlichkeiten oder besondere Umstände, welche hier nicht berücksichtigt werden können, abgehalten würde, so würde ich noch

weiter gehen, und die Verpflichtung, Dorfgemeinderechte zu erwerben, auf die Städtebewohner selbst, auch wenn sie schon das Bürgerrecht in den Städten erlangt hätten, ausdehnen. In der eben erwähnten Abtheilung (S. 277.) habe ich dargethan, daß die Städte nichts Andres sind, als die zusammengerückten herrschaftlichen Häuser der, in einem weiten Umkreise rund umher belegenen Dörfer. Das flache Land ist die Basis des Staates, und die Städte sind nur Auswüchse des flachen Landes. Jeder Stadtbewohner müßte also sein Abstammungsdorf nachweisen, und, neben seinem Bürgerrecht in der Stadt, auf dem Lande das Gemeinderecht erneuern. Da indessen, in den großen Städten, von denen hier besonders die Rede ist, viele aus fremden Ländern herstammen, und die meisten von denjenigen, welche ihr Abstammungsdorf nachzuweisen im Stande wären, das Geburtsrecht daselbst verloren haben, so würde diese Maßregel nur für die wenigsten ausführbar seyn. Die meisten müßten daher angehalten werden, sich, sobald es ihre Vermögensumstände erlauben würden, das Gemeinderecht auf irgend einem Dorfe in der Provinz zu erkaufen, wo sie alsdann, zu jeder Zeit, frei hinziehen und zu dem Genuß derselben Rechte, wie die wirklich Eingebornen, sogleich gelangen müßten.

Wir werden uns die wohlthätigen Folgen solcher bürgerlichen Einrichtungen und erblichen Rechte deutlicher vorstellen, wenn wir uns denken, daß sie wirklich existiren.

Sämmtliche Stadtbewohner besitzen also Gemeinderechte auf dem Lande. — Was thun die Reichen? Einiges Interesse schenken sie doch der neuen Heimath. Dort wird vorzugsweise ein Gütchen gekauft und ein Haus zum Sommeraufenthalt erbaut. Zuweilen wird auch ein Blick auf den Schulunterricht und die öffentlichen Angelegenheiten der kleinen Zufluchtheimath geworfen. — Was thun diejenigen, welche in der Stadt verarmen und nicht mehr fortkommen

können? Das Wenige, das in der Stadt vom Schiffbruch gerettet wird, ist wieder ein neues Schiff auf dem wohlfeilern flachen Lande. Die, in der künstlichen Armuth verkümmernden, ausartenden Stadtfamilien ziehen in die Landheimath zurück und schöpfen dort, mit einer natürlichern Lebensart und reinern Sitten, ein neues Leben und neue Kräfte. — Wie sieht es, andrerseits, mit dem Dorfe aus? Der Ankauf des Heimathsrechts hat den Grund zu Gemeindegütern gelegt. Es findet sich mehr im Stande, für seine Schule und für seine Armen zu sorgen. Die Ehre, ein Mitglied des Gemeinderaths zu seyn, macht sie überhaupt für Ehre empfänglicher. Patriotischer Eifer, Geistescultur, Wohlfahrt bieten sich gegenseitig die Hand, und nehmen auf dem Lande zu. Nebst Vorbeugung der künstlichen Armuth werden die edelsten Ziele erreicht. Auf den Dörfern, wie in den Städten, sind die Heimathsrechte erblich und unverjährbar; was also für die Stadt, für das Dorf geleistet wird, ist ein, der eigenen Nachkommenschaft mit Sicherheit hinterlassenes Gut. Jedes Dorf wird zum unveräußerlichen Gute, zum Majorate für jedes Gemeindemitglied. Was man dem Dorfe oder der Stadt schenkt oder vermacht, wird für die eigene Nachkommenschaft sicherer angelegt, als wenn es ihr selbst hinterlassen würde. Daher Anhänglichkeit für den Geburtsort; daher freiwillige Aufopferungen für denselben; daher Gemeingeist, bürgerlicher Sinn, wahrhafte Aufklärung, allgemeine Wohlfahrt.

Wenn ein jeder im Staate für den Geburtsort sorgt, so sorgen nothwendig, und eben dadurch, sämmtliche Individuen im Staate, für den Staat im Ganzen.

Die Unverjährbarkeit der Naturalisirung, welche eine nothwendige Folge von der Unverjährbarkeit der Gemeinderechte ist, erhöht noch die Gefühle, welche den Einzelnen an das Vaterland fesseln. Der Einzelne, der Schwache verläßt, vergißt nicht leicht, nicht gern den Starken, die

Gesammtheit, welche ihn weder vergißt, noch verläßt. Im Auslande bleiben die Augen der Nachkommenschaft selbst, und selbst bei fremder Einbürgerung, immer nach dem ursprünglichen Vaterlande gerichtet, welches jene, mit immer offenen Händen, wie Eingeborne, erwartet.

Kurz, durch die erblichen Naturalisirungs- und Gemeinderechte wird der Staat erst zu Einer Familie, deren Verwandtschaftsgrade weder Reisen, noch Entfernungen, noch fremder Aufenthalt, noch Verhältnisse aufheben und tilgen können.

Doch ich sehe schon das Kopfschütteln des Zeitgeistes. — Der Verfasser wirft mir Träumereien vor, und stellt selbst die unausführbarsten auf! — Ich gestehe, daß es leichter ist, zu zerstören, als zu bauen, Rechte aufzuheben, als Rechte einzuführen. Allein bloß die Unkunde der frühern Zeiten kann die Unausführbarkeit der hier angegebenen erblichen Rechte vorgeben. Sollte es unausführbarer seyn, eine Dorfgemeinde zu ihrem offenbaren Besten zu organisiren, als alle Staaten in Eine und dieselbe Constitution einzuzwängen, die souveraine Gewalt zu viertheilen, und in ausländischen Formen zu fesseln? Das will doch der Zeitgeist! Und was will ich? Behalte ich nicht ausdrücklich vor allen Dingen die Oertlichkeiten vor? Ich setze nur, mit dem Beding der nöthigen Modifikationen, etwas ein, wo nichts ist oder etwas fehlt. Ich rufe nur das, durch die Zeit vereinfachte, geläuterte, bestimmter begriffene Alte hervor. Und doch, Zeitgeist, schüttelst du den Kopf! So wisse denn noch mehr! Wisse, daß ich auf die vollständigste Erfahrung fuße; wisse, daß die von mir aufgestellten bürgerlichen erblichen Rechte in meinem eigenen Geburtslande — wo die Asche der Mutter ruht — in vollster Kraft fortbestehen, und Früchte tragen, die von allen denjenigen, welche das Land kennen, beneidet werden.

§. 4. Haupteinwendung gegen erbliche Communal-Rechte. Besondere, durch eben diese Rechte nothwendig werdende Legislation *).

Die Haupteinwendung, welche gegen die Einführung erblicher unverjährbaren ausschließlichen Communal-Rechte gemacht wird, ist folgende.

Ein Mensch verläßt seine Commune, begiebt sich in eine andere vielleicht entfernte Provinz, läßt sich dort häuslich nieder, begründet eine Familie, und verfällt in Armuth. Die von ihm jetzt bewohnte Commune unterstützt ihn nicht, weil sie, auf den Grund der angegebenen Communal-Rechte, nur für ihre Communal-Angehörigen zu sorgen verpflichtet ist. Der mit einer Familie beladene Arme kann auch nicht, mit derselben, sich nach seiner Commune zurückbegeben, weil die Transportmittel ihm dazu fehlen.

Er hat also von seinen Communal-Rechten gar keinen Vortheil; und, davon, daß ausschließliche Communal-Rechte vorhanden sind, hat er hingegen den Nachtheil, daß er mit Frau und Kindern vor Hunger sterben, oder förmlich von Thür zu Thür betteln gehen muß.

Woraus man den Schluß zieht, daß es besser sei, wenn keine ausschließliche Communal-Rechte statt finden, und wenn die Einbürgerung durch den bloßen Aufenthalt erworben und durch bloße Abwesenheit wieder aufgehoben wird.

Diesem Schlusse fügt man noch die Betrachtung hinzu: Es erscheine billig und angemessen, daß ein Mensch **dem** Orte angehöre, und im Nothfall von **dem** Orte unterstützt werde, welcher ihn, wahrscheinlich zur Zeit seiner tüchtigsten Arbeitsjahre, aufnahm, und dem er seine Lebenskräfte gewidmet hat.

---

*) Nachträglich eingerückt.

So überführend diese ganze Einwendung zu seyn scheint, so unhaltbar bekundet sich dieselbe, wenn man sie näher beleuchtet. Einige zufällige Ausnahmen sind nicht die Regel, und eine verständige Gesetzgebung kann unmöglich einige Nomaden- oder Vagabunden-Familien zur Grundlage für die bürgerlichen Verhältnisse der ganzen ursprünglichen, bleibenden Familien-Masse eines bestimmten Ortes nehmen. Außerdem aber sind, neben den ausschließlichen Communal-Rechten, mannigfaltige Mittel und Wege denkbar, wodurch theils jenen einmal vorhandenen irrenden Familien zu helfen, theils ihrer Entstehung und dem daraus erwachsenden Uebelstande vorzubeugen wäre.

Was zuvörderst das Vorbeugen anbetrifft, so müßte die Erlaubniß zur Verheirathung und häuslichen Niederlassung nur unter der Bedingung ertheilt werden, daß entweder der Nicht-Ortsbürger einen Communal- oder Bürgerschein vorzeigte, auf dessen Grund er, zu jeder Zeit und unter allen Umständen, nach seiner herkünftlichen Commune zurückkehren könnte, im Nothfall auch von ihr unterstützt werden müßte, oder aber, daß er in dem Orte selbst, in dem er sich häuslich niederlassen wollte, die respectiven Heimathsrechte, mittelst der dafür zu erlegenden Geldsumme oder sonstigen, die Gemeinde befriedigenden Leistungen für sich und seine Nachkommenschaft erworben hätte.

Wie den ortsfremden, den außerbürgerlichen Familien geholfen werden müßte, würde sich nach ihren Umständen richten. Zwei Betrachtungen drängen sich in diesem Betreff zuerst auf.

Die eine ist nämlich, daß, wenn, trotz der Vorbeugungs-Maßregeln, noch Fälle der Art vorkommen, diese doch nur selten, und durch außerordentliche Umstände herbeigeführt, wirklich vorkommen können.

Die andere Betrachtung aber ist, daß, wenn die Außer-Communalarmen eben so zahlreich blieben, wie früher,

weder diese Armen, noch der Ort im Ganzen genommen schlimmer daran seyn würden.

Der Ort müßte vielmehr bei den erblichen Rechten besser fahren, weil wenigstens das Schicksal der meisten Armen regularisirt wäre, und ihre, aus den allmälig angesammelten Fonds fließende Unterstützung nicht unmittelbar auf den Einwohnern lasten würde. Auch den außerheimathlichen Armen selbst würde es in einer Art besser ergehen, weil die Einwohner, weniger durch die einheimischen belastet, sich geneigter zeigen würden, aus eigenen Mitteln verlassene Armen zu unterstützen. In einem Orte, wo keine erbliche Heimathsrechte bestehen, sind im Grunde sämmtliche Armen heimathslos. Sie haben für sich nur das Interesse des Augenblicks. Desto größer aber wird dieses Interesse seyn, je kleiner die Anzahl von dergleichen Armen sich ergiebt.

Dies waren die zwei vorläufigen Betrachtungen. In legislativer Beziehung muß man aber von der Ansicht ausgehen, daß die außerheimathlichen Armen nach dem Orte, in dem sie Heimathsrechte besitzen, zurückbefördert, oder, wenn dies einstweilen nicht angeht, wenigstens von jenem Orte, in dem sie dermalen sich befinden, unterstützt werden. Auch hierin liegen keine wesentlichen Schwierigkeiten.

Die desfallsige Correspondenz zwischen zwei Communen im Lande kann um so leichter statt finden, indem Armen-Sachen billigerweise portofrei durch die Posten befördert werden müssen.

Was die Rückkehr der Einzelnen und der Familien in die heimathliche Gemeinde anbetrifft, so könnte die zu machende Reise so lang und so schwierig seyn, daß die daraus erwachsenden Kosten in keinem Verhältnisse mit den Mitteln jener Gemeinde, wenn diese sie tragen sollte, stehen würden. Dem Uebelstande ließe sich aber vollkommen durch die einfache, auf Reciprocität gegründete Einrichtung vorbeugen, daß jede Zwischen-Gemeinde auf dem zurückzulegenden

Wege zur Weiterbeförderung der heimkehrenden Familien, oder Einzelnen, verpflichtet wäre.

Ansehnlicher allerdings würden diese Schwierigkeiten seyn, wenn die fremden Armen einem andern, vielleicht in Hinsicht auf Einbürgerungs-Erfordernisse ganz abweichenden Staate angehörten, und noch mehr, wenn zwischen diesem Staate und demjenigen, aus dem die fremden Armen zu entfernen wären, andere Staaten, vielleicht Meere lägen. Für diese letzte Zuflucht der Haupteinwendung, welche ich hier beseitigen will, ist jedoch auch eine Antwort: So nehmet denn nicht jeden Abenteurer auf, der sich bei Euch niederlassen möchte! Es stehe, bei Euch, die Bestimmung fest, daß der fremde Ankömmling entweder bei Zeiten abgewiesen, oder dazu angehalten werde, Einbürgerungs- und Communal-Rechte zu erwerben. In Ansehung der Fälle, wo weder das Eine, noch das Andere ausführbar ist, so wie in Ansehung der unehelichen Geburten, bleibe es aber die Angelegenheit und die Sorge, nicht der Commune, in welcher ein solcher Fall sich ereignet, sondern des Staates selbst.

Uebrigens könnten, zwischen den Staaten, eben so gut Verträge deshalb, als Freizügigkeits-, Cartel- und andere Verträge, zur Sprache gebracht und abgeschlossen werden.

Die schlagendste Einwendung, welche sich gegen die erblichen unverjährbaren ausschließlichen Communal-Rechte machen läßt, fällt also, bei der, als eine nothwendige Folge derselben, auch mit denselben, gleichzeitig einzuführenden Gesetzgebung, weg. Ich gestehe, daß diese Gesetzgebung, so wie jene Rechte selbst, nicht so einfach, als ihre Abwesenheit, sind. Ein Garten ist mannigfaltiger, als das freie Feld, ein Haus zusammengesetzter in seinen Räumen, als die offene Straße, und der für das Mahl aufgetragene Tisch bunter, als eine tabula rasa. Auch ist es leichter, die tabula rasa, die offene Straße, das freie Feld, als den Garten, das Haus, den Tisch zu bestellen. Ein Kind

zerstört sein Spielzeug, und kann es nicht wiederherstellen, weil zur Verfertigung desselben Ueberlegung und Arbeit erforderlich sind, während zu seiner Vernichtung nur Ein Stoß gehört. Nicht weil eine Gesetzgebung einfacher erscheint, als eine andere, ist sie der letztern vorzuziehen. Die Gesetzgebung, welche den Vorzug verdient, wenn sie auch tausendfach zusammengesetzter und schwieriger wäre, ist und bleibt diejenige, dem Geiste des Christenthums und dem väterlichen Willen Gottes am meisten entsprechende, welche die, durch Geburt brüderlich zusammen zu leben berufenen Menschen gesetzlich verbrüdert, und, wo möglich, das Schicksal jedes Einzelnen im Staate nicht dem blinden Hin- und Herwogen, theils der Umstände, theils des Gutdünkens, Preis giebt, vielmehr eines jeden Wohlergehen bezweckt, erzielt und sichert.

§. 5. Erbliche Rechte und Christenthum *).

Die positiven Einrichtungen, und namentlich die erblichen Rechte, in der menschlichen Gesellschaft kann man von zwei ganz verschiedenen Standpunkten aus betrachten.

Diejenigen, welche nachgedacht zu haben vermeinen, aber die gesellschaftliche Ordnung, in ihrem großen netzartigen Zusammenhange, nicht erfaßt haben, wählen gewöhnlich den Standpunkt der angebornen menschlichen Gleichheit. — Werden wir mit gewissen Pergamenten in der Hand geboren? Was hat der Neugeborne schon für Dienste geleistet, daß ihm Vorrechte in Bereitschaft gehalten werden? —

Selbst achtungswürdige Männer glauben, den erblichen Rechten das Christenthum entgegensetzen zu können, und meinen, daß es alle Unterschiede unter den Menschen aufgehoben habe, oder noch aufheben müsse. Hierdurch aber beweisen sie, daß sie eben so wenig das Christenthum

*) Nachträglich eingerückt.

in politischer Beziehung, als jene die Bedingungen der gesellschaftlichen Ordnung, begriffen haben.

Der Messias mußte selbst aus dem königlichen Geblüte des Stammes David's entsprießen. St. Paulus nahm nicht Anstand, seine erblichen Rechte als römischer Bürger, Rechte, welche damals eine Art Adel waren, geltend zu machen. Auch schickte er an Philemon dessen Sklaven Onesimus, obschon er für ihn bat und Bürgschaft leistete, als Sklaven zurück. (Paul. an Phil. 14—19.)

Die erblichen Rechte sind durch das Christenthum eben so wenig aufgehoben worden, als das Eigenthums-Recht, und die große Verschiedenheit des ererbten Vermögens und der angebornen Fähigkeiten: Genie, Talente, Verstand, sammt den körperlichen: Kraft, Geschicklichkeit, Gesundheit, u. s. w. Das Christenthum hob mit dem himmlischen Gesang an: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! (Luc. II, 14.) Wenn aber, wie es offenbar ist, erbliche Rechte zum Frieden auf Erden gehören, so gestattet auch das Christenthum die erblichen Rechte.

Nach den obwaltenden Verhältnissen zu urtheilen, würden die evangelischen Geistlichen erbliche Rechte, Adel, Rang und Würden, nur wenig achten. Sie befinden sich außerhalb derselben. Dagegen die päpstlichen Geistlichen um so mehr, da sie eine Hierarchie bilden. Diese Hierarchie endet aber außerhalb des Staats. Was also der päpstliche Geistliche dem Adel mehr zollt, würde dem Staats-Oberhaupt abgehen, und der evangelische Geistliche würde sich mehr an das Staats-Oberhaupt unmittelbar halten und anschließen.

Ob diese Ansicht Anwendung finde, überlasse ich der Beobachtung solcher Männer, welche sie zu machen Gelegenheit haben.

Verhielte es sich aber wirklich also, dann würde meine Bemerkung einen zweifachen Nutzen haben können: Ein-

Einmal, den Wunsch einer größern Einheit der evangelischen Kirche in den Staaten, in welchen sie herrschend ist, zu befördern. Zweitens, bis eine solche Einheit erlangt ist, Einzelne, in verschiedenen Lebensverhältnissen, vielleicht zur heilsamen Besinnung zu bringen.

Vierter Abschnitt.

Regelung auswärtiger Concurrenz.

§. 1. Vorerinnerung und Rückblick.

Gegen den, Alles verdampfenden Sprudelstrom der allgemeinen Concurrenz; gegen den, Alles mit Mißmuth und Verderbtheit überziehenden Strom der, allgemein überhand nehmenden künstlichen Armuth, können also die zwei Hauptdämme errichtet werden: Erbliche Communalrechte, und geschlossene Corporationen, wo erbliche Rechte nicht anwendbar sind.

Nachdem wir aber diese Grundansicht festgestellt haben, wollen wir zur nähern Anwendung auf die, in beiden vorigen Theilen, dem vierten und zuerst dem dritten, aufgedeckten Quellen der künstlichen Armuth schreiten.

Ich folge denselben nur in ihren Hauptzügen, wie sie mir in Gedanken vorschweben, ohne das bereits Niedergeschriebene wieder durchzulesen, und ohne dasselbe Schritt für Schritt zu verfolgen, wozu ich die Zeit nicht habe, auch mir zu nehmen schwerlich entschließen könnte, wenn ich sie hätte. — Bleibe ich mir, trotz dem hastigen Fortschreiben, consequent, so scheint wenigstens ein solcher Umstand für die Consequenz meiner Gesammtansicht der künstlichen Armuth zu sprechen. In dieser Rücksicht kann der gegenwärtige Theil, so wie die folgenden, als Controlle für die vorigen gelten.

§. 2. Künstlicher Handel.

Das Van-Leo-Tsching.

Die unbeschränkte Freiheit des auswärtigen Handels haben wir als eine Hauptquelle der **künstlichen Armuth** bezeichnet. Davon haben wir, als Hauptgrund, seine Wandelbarkeit angegeben. Jetzt, wo wir in unsern Auseinandersetzungen weiter vorgerückt sind, könnten wir dem Waarenhandel noch den Handel mit fremden Staatspapieren hinzufügen. Darauf werden wir aber späterhin zurückkommen. Für jetzt bleiben wir bei der unbeschränkten Freiheit des Waarenhandels.

Es ist leicht einzusehen, daß eine solche Freiheit und die Corporationen zwei, mit einander in Widerspruch stehende Dinge sind.

Ein Mal sind sie es, weil sie auf einander widersprechende Ansichten fußen. Dann aber sind sie es in den sie besonders begleitenden Umständen selbst.

Geschlossene Corporationen bestehen für jeden Erwerb. Der eine Erwerb beruht aber auf einem auswärtigen Handelszweig. Dieser Handelszweig fängt an zu sinken, und hört gänzlich auf. Was sollen nun diejenigen anfangen, welche davon lebten, wenn die übrigen Erwerbsquellen des Inlandes sie ausschließen? Sind alle Dämme zwischen In- und Ausland durchbrochen, so müssen sie es auch im Inlande seyn. Das Eine ist Folge des Andern.

Handel mit dem Auslande bleibt jedoch immer in mancher Beziehung unentbehrlich. Allein dieser Handel ist von zweierlei Art: Es giebt einen **nothwendigen** Handel mit dem Auslande, und einen **üppigen**. Letzterer ist nur ein künstlicher, speculativer Handel; jener ein natürlicher. Der natürliche Handel hat den Umtausch der Produkte zum Gegenstande, welche dem einen Lande fehlen und die das andere hervorbringt. Dieser ist so sicher, als alle menschliche

Dinge sind, und muß daher nicht bloß geduldet werden, sondern auch die angemessenen Vergünstigungen erhalten. Der künstliche Handel hingegen beruht nur auf Fabrikaten, auf Speculationen, die einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Für diesen muß das strengste Van-Lee-Tsching bestehen, und er muß solche Auflagen tragen, daß er entweder aufhöre, oder daß der Staat durch den Ertrag in den Stand gesetzt werde, selbst bei wechselnden Umständen den Opfern desselben zu Hülfe zu kommen. Wenn eine Regierung der künstlichen Armuth Raum geben will, so ist es auch billig, daß sie dafür sorge.

§. 3. Natürlicher Handel.

Vom Getreide insbesondere.

In Ansehung des natürlichen Handels, des Produkten-Umtausches zwischen verschiedenen Ländern, wäre noch Vieles zu bemerken.

Einige Produkte tragen nur zur Annehmlichkeit des Lebens bei; andere sind für das Leben unentbehrlich. Zu den letzten gehört namentlich Getreide.

Es versteht sich, daß Getreide und die andern, zum Leben unentbehrlichen Produkte nicht eher nach dem Auslande ausgefahren werden dürfen, als wenn das Inland damit reichlich versehen ist.

Keine Maßregel scheint aber besser und väterlicher dem Zwecke zu entsprechen, als diese: Eine jährliche, sich auf die mittleren Marktpreise gründende Getreidetaxe, und öffentliche Magazine, welche, nach der Taxe, eröffnet werden, wenn die Marktpreise sich um ein Bestimmtes über die Taxe erheben, und, nach der Taxe, wieder angefüllt werden, wenn die Marktpreise um ein Bestimmtes unter die Taxe fallen. (Vergl. S. 104. §. 5.)

Diese einzige Maßregel würde alle übrige über Getreide-Ein- und Ausfuhr von selbst entbehrlich machen.

Dann aber würde eine solche Maßregel, bei Mißwachs und andern Land-Calamitäten, der überall zugleich ausbrechenden künstlichen Armuth zum Nothanker dienen, oder vielmehr dieselbe an dem Ausbruch selbst verhindern.

§. 4. Einwendungen, und wieder ein Nota Bene!

Legislation und Industrie; Gesetze und Erwerbthätigkeit; Sicherheit und Arbeit: diese zwei Dinge sind die beiden Angeln, um welche jeder Staat sich dreht, die zwei Füße, womit er auf der Bahn der Zeit vorwärts wandelt. Ohne den einen Fuß kann er eben so wenig, als ohne den andern, sich aufrecht halten und den Weltweg mitfortsetzen. Zur Sicherung, Vertheidigung der Legislation gegen das Ausland werden kostspielige Armeen gebildet und unterhalten. Und, sonderbar! Schriftsteller, Staatsmänner wollen, daß Industrie, der Willkühr des Auslandes bloßgestellt werde.

Denn, was ist Handelsfreiheit mit dem Auslande anders? Die Inconsequenz springt in die Augen. Der von solchen Ansichten ausgehende Staat wäre einem Ritter gleich, der, sich zum Kampfe rüstend, nur an einen Schenkel die Beinschienen anlegen, den andern Schenkel aber nackt lassen, und also, nur halb geharnischt, sich auf's Roß schwingen und in den Kampf stürzen würde. Sollte der Staat ein Achilleus unter den Staaten seyn, so könnte er sich auch an Peleus Sohne ein Beispiel nehmen.

Wo ist aber der Staat, wird man mir entgegnen, der solche Ansichten hegt? Sehen wir nicht alle Tage die verschiedenen Staaten mit einander Handelsverträge abschließen? Wo sind die Gränzen, welche nicht mit Zollämtern bespickt und mit Heeren von Mauthbeamten besetzt wären? — Desto besser, wenn Alles in der Welt so steht und geht, wie es soll! Habe ich denn irgendwo gesagt, daß ich einzelne Staaten belehren oder tadeln wolle? Habe ich nicht

vielmehr, wiederholtenmals, bestimmt erklärt, daß ich nur mit Ansichten zu thun habe? Wollte Gott, daß die künstliche Armuth selbst gar nicht existirte, daß die tabula rasa nur Don Quixote's Walkmühle, und die Finanzmänner, gegen die seinigen gehalten, wirkliche Zauberer wären! Wollte Gott, daß wo ich reißende Quellen künstlicher Armuth zu erblicken glaube, nur nützliche, wohlthätige Veranstaltungen in der Wirklichkeit vorhanden seyn möchten! Ich stelle nur Ansichten auf, welche mir der allgemeinen Wohlfahrt angemessen zu seyn scheinen. Findet sich die allgemeine Wohlfahrt bereits vollständig begründet, so können meine Ansichten mit der Menge der staatswissenschaftlichen Werke auf sich beruhen.

Da ich keinen einzelnen Staat zum Ziel meiner Betrachtungen nehme, nicht einmal indirect mir die entferntesten Anspielungen auf die einzelnen Staaten erlaube, und nur den Zeitgeist im Allgemeinen, nur die, in Schriftstellern oder in den täglichen Aeußerungen, vorkommenden Meinungen bestreite, so lasse ich alle Anwendung bei Seite. Wer die Anwendung macht, muß daher billig allein dafür verantwortlich seyn; weil sie von ihm allein herrührt. Nur mit Ansichten will ich zu thun haben, und nur gegen Ansichten ziehe ich zu Felde. Bei der Ansicht, daß der Verkehr zwischen Völkern und Individuen nie zu frei seyn könne, müssen, wenigstens vor den Verkündigern dieser Lehre, auch die Gedanken zollfrei seyn.

§. 5. Handelsverträge.

Dies vorausgesetzt, habe ich zu dem, was der Leser mir so eben zu entgegnen beliebte, zwei Bemerkungen zu machen.

Die erste betrifft die Handelsverträge. Diese können einen doppelten Zweck haben. Einmal können sie die Feststellung der Handelsverhältnisse überhaupt: Schifffahrt, Handelsstraßen, Befugnisse der Consuln, Transitangaben, 2c.

zum Zwecke haben. Solche Handelsverträge sind, in Bezug auf die industrielle Seite der Staaten, wahre Friedensverträge, und nur der Eintheilung wegen erwähne ich derselben hier. Für's Zweite können die Handelsverträge eine gegenseitige Ermäßigung der Ein- und Ausfuhrabgaben zum Zwecke haben, und solche Verträge sind, ihrem Wesen nach, so sehr von jenen verschieden, daß sie billigerweise einen ganz andern Namen erhalten sollten.

Jeder Staat, haben wir gesehen, geht, wie jeder einzelne Mensch, auf zwei Füßen, von denen, der eine: Legislation, der andere: Erwerb, heißen. Zwei Staaten also, welche in ihrer Souverainität, in ihrer Legislation getrennt bleiben, aber, in Ansehung des Erwerbes, das **Van-Lee-Tsching** zwischen einander dem flachen Boden gleich machen, und sowohl für das Inland, als gegen das Ausland, Alles unter sich gleich stellen, versuchen es, wie zwei Menschen, welche, dicht neben einandergerückt, die zwei in Berührung kommenden Füße, den rechten des einen und den linken des andern, so zusammen binden, daß beide Füße nur noch Einen gemeinschaftlichen Doppel-Fuß zwischen den zwei andern freigebliebenen vorstellen, und beide vollkommen gleiche Bewegungen bei jedem Schritte machen müssen. Daß so ein dreibeiniger Mensch nicht sehr bequem lange Spaziergänge machen könne, braucht wohl nicht erinnert zu werden. Handelsverträge, gegenseitige Ermäßigung der Zollabgabe, mögen selten so vollständig seyn, wie die unbedingte Anwendung dieses Vergleichs es voraussetzen würde; allein etwas Dreibeinichtes liegt immer darin.

Ich tadle es nicht. Es mag bisweilen angemessen, vortheilhaft, oder gar nothwendig seyn. Ich bemühe mich nur, das Verhältniß zu stellen, wie es ist. Doch würde ich mir nur alsdann den Fuß gern binden lassen, wenn ich zu schwach, um allein zu gehen, oder bei Weitem der Stärkere wäre. Wie kann ich meiner künstlichen Armuth zu

Hülfe eilen, wenn gerade der Fuß, mit dem ich springen muß, mir gebunden ist?

Wenn Handelsverträge nicht durch besondere Umstände und Oertlichkeiten erheischt werden, so setzen sie zwar voraus, daß ein Van-Lee-Tsching da war, daß man aber dasselbe gern aufhebt. Nicht aus innern Gründen wurde dasselbe unterhalten, sondern nur als nothwendige, lästige Repressalie. Solche Handelsverträge, wenn man dergleichen schlösse, würden also den, von mir dem Zeitgeiste gemachten Vorwurf rechtfertigen. So viel, so weit es ausführbar ist: Handelsfreiheit, tabula rasa!

§ 6. Eigentlicher Zweck der Mauthen.

Van-Lee-Tsching ist in Ansehung der Industrie in einem Staate das, was seine bewaffnete Macht in Ansehung der Legislation ist.

Die bewaffnete Macht ist für den Staat kostspielig, ohne ihm etwas einzubringen. Nur in Kriegszeiten verlangt man etwa von ihr, daß sie, wo möglich, Eroberungen im Auslande mache und Contributionen einziehe. In Friedenszeiten aber gewährt sie dem Staate nur politische Sicherheit und Ruhe. Mehr erwartet man von ihr nicht, und das ist auch schon genug, schon unendlich viel, wenn sie den Zweck erfüllt.

Die Bestimmung des Mauth-Heeres auf der Gränze müßte eben so, als erfüllt, angesehen werden, wenn es die inländische Industrie gegen unbefugte Ein- und Ausfuhr sichert. Mehr, dem Zwecke nach, müßte von ihm nicht verlangt werden. Was seine Erhaltung kostet, könnte füglich als eine, eben so nothwendige Staatsausgabe angesehen werden, wie die Erhaltung der bewaffneten Macht. Da diese nichts einbringt, so braucht auch jene nichts einzubringen.

§. 7. Sie sollen als Hypomochlion der Waage zwischen Aus- und Inland dienen.

Der Staat ist eine große, auf eine weite Landfläche vertheilte Familie. Diese Familie muß in doppelter Hinsicht gegen das Ausland bewacht werden, weil das Ausland ihre Existenz auf eine zweifache Weise bedroht, und zwar: In Ansehung ihrer Selbstständigkeit, oder ihrer Legislation, und: In Ansehung ihres Unterhalts, oder ihrer Industrie. Daher Douaniers, daher Soldaten.

Diese große Familie bedarf außerdem einer Verwaltung. Daher die übrigen Officianten aller Arten.

Es ist nun ganz in der Ordnung, daß jedes Mitglied der großen Staatsfamilie, nach Maßgabe seiner Mittel, zum Unterhalte aller diesen öffentlichen Diener das Seinige beitrage; und je allgemeiner, je gleichmäßiger, nach Maßgabe der respectiven Mittel eines jeden Staatsmitgliedes, die Erhebung der Beiträge statt findet, desto angemessener erscheint dieselbe.

Die Ein- und Ausfuhr der Waaren auf der Gränze kann nicht immer gänzlich erlaubt, auch nicht immer gänzlich untersagt seyn. Zwischen Prohibition und gänzlicher Freiheit giebt es ein Mittelding: Der Zoll.

Der Zoll müßte daher, nur als eine gemilderte oder gesteigerte Prohibition, angesehen werden, und keine andre Bestimmung haben, als die zweifache: Ein Mal, den Preis der ausländischen Waaren so zu erhöhen, daß selbige die inländische Production nicht unterdrücken könnten. Zweitens, durch den hierdurch erhaltenen Ertrag die, für das Ausland bestimmten Gegenstände, bei ihrer Ausfuhr, falls die Nachfrage nach denselben, im Auslande, sich vermindern sollte, wie in England, durch Prämien, im Preise so herunter zu setzen, daß die, im Auslande, entstehende Concurrenz unverzüglich unterdrückt würde.

Das ist ganz dieselbe Taktik, als bei dem, bereits (S. 104. §. 5.) in Anregung gebrachten öffentlichen Korn-

magazin und der jährlichen Getreidetaxe. Durch diese Maßregel würden die Preise des albumen sich gleich bleiben. Also würde die Arbeit auch immer den Mann ernähren, und die vom Auslande herüberfließende Quelle der künstlichen Armuth gestopft seyn.

§. 8. Neben-Ansicht wird zur Haupt-Ansicht.

Allein, bei der Erhaltung der Gränzzölle und bei Feststellung der Zolltarife, scheint diese Ansicht, welche die natürliche ist, oft zur secundären geworden zu seyn, oft ganz im Hintergrunde zu stehn, oft ganz und gar vor einer andern zu weichen.

Diese andere Ansicht ist nämlich die, zugleich mit dem Zoll, indirecte Steuern, zu Gunsten der Staatskassen und zur Vermehrung der Staatseinnahme, zu erheben.

Das führt uns darauf, von einigen, das Finanzwesen betreffenden Verwaltungszweigen zu sprechen, und zwar, außer den Staatspapieren, worauf wir uns schon vorbehalten hatten später zurückzukommen, zuvörderst von den indirecten Steuern.

Haben wir diese Betrachtungen hinter uns, so nähern wir uns wieder mehr den staatsbürgerlichen Verhältnissen der Bevölkerung, dem Corporationswesen, der Seyn-Concurrenz, dem standesmäßigen Unterricht der Jugend, und überhaupt der Anwendung dessen, was das Individualisirungssystem zu erfordern scheint.

Fünfter Abschnitt.

Indirecte Steuern.

§. 1. Untergeschobener Zweck.

Die Staatswirthschaft bietet eine ähnliche Erscheinung, wie Aufklärung und Philosophie.

Mittelgeist und Mittelkenntnisse in der Philosophie führen zum Unglauben. Höherer Geist und tieferes Eindringen in das große Problem, welches dem Gefühl und dem Seyn zum Grunde liegt, führen zum Glauben zurück. Das ist längst gesagt worden, und wird täglich durch neue Erfahrungen bestätigt. Der höhere Geist beschreibt die ganze Ellipse, auf deren Hälfte der Mittelgeist, dem es an Stoff und Schwung fehlt, sich verliert oder stehen bleibt. Die großen gewichtigen Weltkörper des Sonnensystems vollenden ihre elliptische Bahn ohne bedeutende Schwankungen, und werden von der Sonne gleichmäßig erleuchtet und erwärmt. Die kernlosen, dampfartigen Cometen scheinen sich in dieselbe stürzen zu wollen, und werden in die fernsten Aetherräume zurückgeschleudert, wo sie, in der Indifferenz-Region zwischen unserm und den andern Weltgebäuden schwebend und schwankend, eine ganz andere, eben so excentrische Richtung erhalten.

So die Mittelgeister, und so die gewöhnlichen Finanz- und Kassenmänner. Sie sind, in ihrem Fache, die französischen Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts, und Adam Smith ist ihr Locke.

Der vollkommne Finanzmann ist l'homme introuvable. Zu keinem Zweige der Verwaltung gehört vielleicht ein so philosophischer Kopf, als zu dem Finanzfache. Er muß das Ganze von dem erhabensten Standpunkt aus übersehen, und doch zugleich sich in die geringsten Details einlassen können und wirklich einlassen. Ein Mann, der die kleinsten Verhältnisse zu fassen und zu würdigen versteht, zugleich aber ein philosophischer Kopf ist, gehört zu den seltensten genialen Erscheinungen. Wie viele Männer, die den kleinen Dienst vortrefflich verstehen, und die höhern Staatsverhältnisse nur so erblicken, wie derjenige, der, bei überzogenem Himmel, das Blaue zu sehen glaubt! Wie viele Männer, welche große Angelegenheiten schief beurtheilen und verderben, weil die Sonnenstrahlen ihres glänzenden Verstandes von der

Wolkenschicht des überzogenen Himmels, von der Detailskruste dieser Angelegenheiten zurückprallen, und nicht bis auf die Erde, bis auf den festen Boden durchdringen.

Unter den trouvablen Finanzmännern finden sich deren genug, welche die allerkleinsten Details zusammentragen und große Addirmeister sind. Allein höhere Staatsansichten gehen ihnen verhältnißmäßig ab. Wenn sie das Kassenwesen übersehen, glauben sie, den Staat zu übersehen; wenn sie die erforderlichen Summen beisammen haben, glauben sie, ihre Bestimmung sei erfüllt. Zugleich muß man nicht vergessen, daß, die Summen zusammenzubringen, keine leichte Aufgabe ist, besonders, wenn man nicht offen zu Werke gehen will oder kann, und seine Zuflucht zu den versteckten indirecten Steuern nehmen muß. Führe uns nicht in Versuchung! sagt das heilige Gebet. Das bedeutet auch: Gieb uns nicht Gelegenheit! Denn Gelegenheit allein ist schon Versuchung. Versuchung der Gelegenheit ist um so größer, als sie, ohne die Gelegenheit selbst, und vor derselben schon, vorhanden ist. Das ist der unglückliche Fall, in welchem die Finanzmänner sich befinden. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die trouvablen Männer bisweilen die Ein- und Ausfuhrabgaben nur als eine gewöhnliche Staatseinnahme ansehen. Sie ergreifen eine bequeme Gelegenheit, um, gegenwärtig, zu den erforderlichen Summen zu kommen. Dabei aber wird leider der natürliche, der wahre, der wohlthätige Zweck des Van-Lee-Tsching verfehlt.

§. 2. Wer also zur Unterstützung der künstlichen Armuth verpflichtet ist.

Der Zweck des Van-Lee-Tsching, des Zolles, ist Sicherstellung des inländischen Erwerbs, des gemeinen, täglichen albumen.

Wollen aber die Finanzmänner den Zoll von seiner natürlichen Bestimmung abwenden; wollen dieselben den

Zollertrag zum Staatsschatze schlagen und zu den allgemeinen Staatsausgaben ohne Unterschied verwenden; mit einem Worte, wollen sie der künstlichen Armuth, ich sage nicht bloß freien Spielraum lassen, sondern dieselbe sogar befördern und hervorrufen, so muß auch die Staatskasse der künstlichen Armuth zu Hülfe kommen. Da die Staatskasse den Zollertrag, welcher zur Vorbeugung der künstlichen Armuth bestimmt werden sollte, eingezogen hat, so ist es Unrecht, wenn die Armen-Vorsteher, oder die künstliche Armuth selbst, von Thür zu Thür, mit flehender Miene, wandern, und wenn die einzelnen Staatsbürger, und zwar in der Regel nicht die bemitteltsten, sich für die künstliche Armuth aufopfern müssen.

Daß die Finanzmänner, bei dem doch nichts weniger als unbilligen Anmuthen, die Hände hoch zusammenschlagen möchten, weiß ich sehr wohl, ohne daß sie sich diese Mühe geben. Eine Inconsequenz, wie jeder Fehler, zieht immer andere nach sich.

§. 3. Andere Inconsequenzen und deren häufige Folgen.

Nicht bloß die Inconsequenz, daß der einzelne Staatsbürger durch die künstliche Armuth belastet wird, hat die Ansicht zur Folge, daß der Zollertrag, wie jede andere Staatseinahme, der Staatskasse zugehöre, sondern auch eine unvermeidliche Inconsequenz bei allen Satzungen der Zolltarife.

Woran soll man, bei Bestimmung derselben, sich halten, wenn man die Grundregel verlassen hat? Die Grundregel ist dieselbe, wie für die Getreidetaxe. Und, wie die Getreidetaxe, nach der oben aufgestellten Ansicht, alle Jahre erneuert werden muß, so müßten auch alle Jahre die Zolltarife revidirt und abgeändert werden. Hat man aber diese Grundregel aus den Augen verloren, was bleibt zur Richtschnur übrig? Negociationen mit dem Auslande,

auf eine lange Reihe von Jahren bindende Handelsverträge, dann Gutdünken und Willkührlichkeit.

§. 4. Wie indirecte Steuern doch directe sind.

Was sind in der That die indirecten Steuern, die Zollabgaben überhaupt, wenn sie zum Benefiz des Staatsschatzes erhoben werden? Nicht der Kaufmann bezahlt sie, sondern der Consument, welcher die theuern Waaren vom Kaufmann erhält.

„Wir haben, sagt das **Edinburgh Review**, Steuer „auf alles, was in den Mund geht, oder den Körper „bedeckt, oder was der Fuß betritt; Steuern auf alles, was „angenehm zu hören, zu sehen, zu fühlen, zu riechen und zu „schmecken ist; Steuern auf Wärme, Licht und Bewegung; „Steuern auf alles, was in der Erde, oder in den „Gewässern unter der Erde ist; Steuern auf alles, was „vom Auslande kommt oder in der Heimath wächst; „Steuern auf das rohe Material, und auf jeden, durch die „menschliche Industrie hinzugefügten neuen Werth; Steuern „auf die Sauçe, womit der reiche Mann sich den Appetit „verdirbt, und auf die Arzenei, die ihn wieder herstellt; „Steuern auf den Hermelin, der den Richter schmückt, und „auf den Strick, mit dem der Delinquent aufgeknüpft „wird; Steuern auf die Sargnägel und auf die Bänder „der Braut; wir mögen zu Bette oder bei Tische seyn, „stehen oder liegen — überall Steuern. Der Knabe „peitscht seinen besteuerten Kreisel, der bartlose Jüngling „bändigt sein besteuertes Pferd mit einem besteuerten Zügel „auf einer besteuerten Landstraße, und der sterbende Engländer gießt seine, mit 7 p. Ct. besteuerte Medicin in „einen mit 22 p. Ct. besteuerten Löffel, macht sein Testament auf einem 8 Pfd. St. theuern Stempelbogen, und „stirbt in den Armen seines Apothekers, der für das Privilegium, ihn zu tödten, 100 Pfd. St. Licenz bezahlt hat. „Seine ganze Hinterlassenschaft wird sodann mit 2 bis

„10 p. Ct. besteuert. Außer den Sporteln für das „Probatum seines Testaments, werden hohe Sporteln für „das Begräbniß unter dem Altar verlangt. Seine Tugen„den werden für die Nachwelt auf besteuerten Marmor „geschrieben, und er ist zu seinen Vätern gegangen, um „keine Steuern mehr zu zahlen."

Der Pfiff dabei ist, daß durch Vertheilung auf tausenderlei Bedürfnisse und beständig wiederkehrende Gelegenheiten große Summen unmerklich werden, und daß daher der Consument glauben soll, nur den wirklichen Preis der Waare zu bezahlen, während der, gewöhnlich unbekannte Ueberschuß, und die daraus, durch Addiren der einzelnen Fälle, zusammengefegten, beabsichtigten großen Summen nicht minder in die öffentlichen Kassen fließen.

§. 5. Die dabei, gegen die Armuth statt findende Ungerechtigkeit.

Daß die, den indirecten Steuern zugethanen Finanzmänner diese Gründe nicht zugeben, und andere auffinden werden, läßt sich erwarten. — Wenn einmal Zoll erhoben werden soll, so erscheint es zweckmäßig, daß der Staat zugleich die, ihm unentbehrlichen Revenüen zugleich erhebe, weil es nur Ein Thun ist. Wenn der Einzelne schon Geld auszugeben entschlossen ist, so ist dies der passendste Zeitpunkt, um von ihm die Quote des Staates abzufordern. Die Ablieferung geschieht seinerseits um so williger, als er, da er die Zolltarife nicht studirt, und sich noch weniger das Besondere berechnet, diese Quote nicht kennt, und oft kaum ahnet. Nicht zu gedenken, daß, durch die indirecten Steuern, der Staat einen Theil seiner Revenüen praenumerando einkassirt, weil der Kaufmann en gros den Zoll der noch nicht verkauften Waaren erlegt, so sind solche Revenüen sicher, und kein Staatsbürger kann denselben ausweichen, da dieselben ihn bis an die Haut, bis in den

Magen erreichen. — Gerade bei diesen empfindlichen Stellen habe ich meine Finanzmänner erwartet.

Hat der Arme nicht Magen und Haut, wie der Reiche, und sind Staatsabgaben zweckmäßig und billig angeordnet, wenn sie, für dieselben Bedürfnisse, von dem Reichsten nicht mehr verlangen, als von dem Aermsten?

Das scheint mir um so ungerechter zu seyn, als gerade die Aermsten immer den Ausschuß, das Schlechteste, bekommen, das doch nicht weniger den Zoll trägt als das Beste.

Wenn ein kleiner Beamter ein Glas wohlfeilen Wein zur Erhaltung seiner Gesundheit trinkt, oder, wenn einmal der Arzt dem kranken Arbeiter, der sonst im ganzen Jahre keinen Wein sieht, eine Flasche zur Stärkung verordnet, erscheint es denn angemessen, daß, diese kümmerlich lebenden Leute dem Staate, neben dem wirklichen Preise, eben so viel dafür bezahlen müssen, als der vornehm besoldete Beamte, der große Banquier und Kaufmann, der Rentier und überhaupt der Reiche, welcher an üppig besetzten Tafeln, bei prunkenden Schmausereien, und eitlen Festivitäten, die feinsten Weine genießt, und zum Theil selbst mit dem Zoll-Ertrage den Aufwand macht?

Die Staaten haben jetzt überhaupt zweierlei Bedürfnisse. Einmal müssen sie ihre currenten Ausgaben bestreiten. Dann müssen sie ihre Schulden allmälig abtragen und unterdessen die Zinsen davon bezahlen.

Warum sind aber diese Schulden gemacht worden? Ein Theil des im Staate vorhandenen Eigenthums ist aufgeopfert worden, um den andern zu retten. Aber der Arme hat kein Eigenthum, und die Schulden sind daher nicht seinetwegen gemacht worden. Auch war es die Armuth nicht, welche den habsüchtigen Feind anlockte. Der Ertrag der indirecten Steuern dient indessen nicht weniger zur Bezahlung der, vom Staate contrahirten Schulden und ihrer Zinsen, als zur Bestreitung der currenten Ausgaben.

Wie vertragen sich also die indirecten Steuern mit der Billigkeit gegen denjenigen, der kein Eigenthum besitzt?

Wenn die Armensachen stempelfrei sind, so schiene es auch consequent, daß das albumen und tegumen des Armen auch steuerfrei wäre. Jeder Kaufmann und jeder Victualienhändler müßte also zwei Läden haben, einen mit unbesteuerten Sachen für Arme, und einen mit besteuerten für Bemittelte. Ist aber der Vorschlag lächerlich, so muß entweder ein ganzer Theil der indirecten Steuern nicht bestehen, oder, in der angeblich liberalen Zeit, eben so gut, als in den frühern, der Satz wahr bleiben: „— Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." (Matth. XIII, 12. und XXV, 29.)

§. 6. Directe Steuern.

Was die Sicherstellung der Staatsrevenüen anbetrifft, sollten denn directe Auflagen, Vermögens- und Einkommens-Steuern nicht eben so, oder vielmehr noch sicherer seyn? Man befürchtet falsche Angaben. Kann man denn besser die Contrebande hemmen? Wäre der Zoll nur das, was ich sage, so würde auch der Zoll niedriger stehen, die Versuchung der Spekulanten, den Abgaben zu entgehen, geringer seyn, die Bestechungen der Douaniers seltener vorkommen, und die Verfolgung der Contrebande weniger kosten.

Sollten directe Steuern, wonach ein jeder, nach Maßgabe der Wohlfahrt, welche der Staat ihm gewährt, auch zur Erhaltung des Staates beitragen würde, mit unrichtigen Angaben auch zu kämpfen haben, so würden sie nicht bedeutender seyn, als bei den indirecten Steuern, und bei Weitem weniger Umstände machen und Kosten verursachen, als bei jenen. — Sie würden, wendet man mir ein, bei den Einzelnen mit Ihren Vermögens- und Einkommen-Steuern gut ankommen! — Also geben Sie doch

den

den indirecten Abgaben den Vorzug vor den directen, weil diese direct und jene indirect, weil diese offen, und jene versteckt sind!

Sollte es aber denn schon so weit mit den Völkern gekommen seyn, daß der gerade Weg für sie nicht mehr der beste wäre?

Vermögen, wie Leben, das habe ich bereits dargethan, verdanken wir dem Staate. Des Staates Nießbraucher sind wir nur. Alles, was wir sind und was wir besitzen, sind wir ihm schuldig. Hätte es denn die Unabhängigkeitswuth der neuern Zeiten schon so weit gebracht, daß der kleine, billige, schuldigste Zins dem Staate versagt werden sollte? Werden die Völker auf der einen Seite, so pflichtvergessend, und bleiben sie auf der andern, so einfältig, daß man mit ihnen nicht anders mehr, als durch Taschenspielerkünste, fertig werden kann? Fern sei von mir der traurige Gedanke! So glauben aber die Finanz- und Kassenmänner den Völkern die Cour zu machen, und machen ihnen beleidigende Complimente.

Vielleicht sind es bisweilen auch nur kurzsichtige Klügeleien der Finanz- und Kassenmänner, welche in ihren Verlegenheiten das erste Rettungsmittel ergreifen, das ihnen die verführerische Gelegenheit darbietet. Doch bleibt es immer traurig, daß man kaum einen Zweig der neuen staatswirthschaftlichen Systeme berühren kann, ohne auf wesentliche, mit dem überall durchdringenden revolutionairen Prinzip übereinstimmende Umkehrungen der natürlichen Ordnung der Dinge zu stoßen.

§. 7. Vorsichtsmaßregeln in prosaischer Dichtung.

Indem ich diesen letzten Satz niederschreibe, erhalte ich aus der Fremde folgende hohe Aufforderung:

„Wenn gleich Ihre Freimüthigkeit, erfahrnen, sich in „einer schwierigen und mühevollen Stellung befindlichen „Männern bisweilen hart erscheinen dürfte, so wollen Wir

„doch in Gnaden selbige nur Ihrem, nicht in Zweifel zu „ziehenden redlichen Eifer zuschreiben."

„Um Ihnen einen Beweis Unsers wohlwollenden „Vertrauens zu geben, so soll Ihnen eine Gelegenheit „gewährt werden, die Ausführbarkeit Ihrer Ansichten selbst „zu versuchen."

„Falls Sie zur Annahme sich geneigt finden, stellen „Wir Sie an die Spitze einer Provinz, welche, nach „erfolgter Erklärung Ihrer Seits, Ihnen namhaft gemacht „werden soll. Dieselbe hat Unsern gerechten Zorn auf „sich geladen, und sie soll zur Strafe eben das Regie„rungssystem erhalten, das sie verlangt, und das mit dem „Ihrigen zusammenstimmt."

„Sie haben daher die Provinz ganz nach Ihren „Grundsätzen zu regieren, und sollte der Erfolg ein anderer, „als der erwartete, seyn, so soll auch dieselbe wieder in „Gnaden aufgenommen werden, Sie aber in der ehren„vollen Stellung so lange verbleiben, wie Sie wollen, und „einer nicht minder ehrenvollen Entlassung versichert seyn, „wenn Sie, nach vollständiger Einrichtung und Zufrieden„stellung der Provinz, sich zurückzuziehen und im Ruhestand „zu leben wünschen."

Der Leser wird es auch wohl geneigtest erlauben, wenn ich meine unterthänigste dankbarlichste Antwort concipirend gleich hiehersetze.

„Die Allergnädigste Aufforderung, wegen Verwaltung „der zu strafenden Provinz, habe ich mit allerunterthä„nigster Dankbarkeit zu erhalten die überraschend hohe Ehre „gehabt."

„Vor allen Dingen muß ich für die erwiesene Nach„sicht tief ehrerbietigst danken, obgleich, bei der mir ange„bornen Aufrichtigkeit, ich doch sehr entfernt bin, irgend „jemanden persönlich nahe kommen zu wollen, am allerwe„nigsten irgend einer Behörde, da ich selbst, wider alle „moderne Ansichten, mich nicht scheue, den Grundsatz auf-

„zustellen, daß sämmtliche Staatsbürger nur Nießbraucher
„des Staates sind."

„Da ich die zu strafende Provinz nicht kenne, so
„bin ich außer Stande, zu beurtheilen, ob das von mir
„aufgestellte Regierungssystem ihr angemessen seyn dürfte,
„widrigenfalls besagtes Regierungssystem ihr wirklich auch
„nur zur Strafe gereichen würde."

„Es drängen sich mir besonders zwei Fragen auf: Ist
„die Provinz mit den ihr etwa ertheilten administrativen
„Formen nicht zufrieden, und verlangt sie die Beibehaltung
„der früheren? oder: Verlangt jene Provinz die Ab-
„schaffung des Alten, und die Einführung neuer Verwal-
„tungs-Formen? Bevor ich einen Entschluß fassen könnte,
„würde ich die vorläufige Belehrung für unumgänglich
„halten, in wie fern die von mir vorgeschlagenen admini-
„strativen Formen, als gänzlich neu für die Provinz, oder
„nur als eine Wiederherstellung der geläuterten geschichtli-
„chen anzusehen wären. Im letztern Fall würde ich wohl
„sehr entbehrlich seyn; im erstern, den ich beinahe als den
„vorhandenen voraussetzen zu müssen glaube, erlaube ich
„mir ehrfurchtsvoll eine Erklärung abzugeben."

„Es hat ein großer Regent gesagt, daß: Wenn er
„eine seiner Provinzen bestrafen wollte, so würde er sie
„durch Philosophen regieren lassen. Sollte mir das Aller-
„höchste Anerbieten auf dem Grunde einer ähnlichen Ansicht
„zu Theil geworden seyn, so dürfte hierbei wohl ein Miß-
„verständniß obwalten, da jener große Regent wahrscheinlich
„doch nur Neuerungs-Philosophen im Sinne haben mochte,
„mit denen ich mir aber beinahe keiner Gemeinschaft bewußt
„bin, als in so fern die Rechtfertigung des Alten, wenn
„es Wohlfahrt und Sicherheit eben so gut als das Neue
„bezweckt, auch zur Zeit eine Neuerung ist. Zum Belag
„für diese vielleicht nicht überflüssige Erklärung meiner
„Seits, bitte ich um die Allergnädigste Erlaubniß Ew. rc.

„das gegenwärtige Werk in tiefster Ehrerbietung zu Füßen „zu legen."

„Sollte dennoch der ehrenvolle Beruf, der an mich „ergangen, nicht zurückgenommen werden, so würde mir „die Ueberzeugung, etwas Gutes für die Provinz zu stiften, „die Annahme desselben gewissermaßen zur Pflicht machen. „Allein ich habe keine Hoffnung, daß es mir vom Himmel „vergönnt wäre, mein Werk zu vollenden, wozu eine Reihe „von Jahren gehören würde, die einem betrübten, ergrauen= „den Mann schwerlich beschieden sind."

„Die ersten Jahre würde ich keine Veränderung vor= „nehmen, und Alles, wo möglich, auf demselben Fuße lassen, „bis ich sämmtliche Verhältnisse genau erforscht hätte. Erst „nachdem ich selbst hiermit im Klaren zu seyn glaubte, „würde ich zur Einführung meiner Maßregeln schreiten, und „diese, bevor sie in volle Wirksamkeit treten sollten, so „langsam, so unmerklich vorbereiten, daß vielleicht ein Men= „schenalter darauf gehen müßte. Denn Zerstören geht „schnell, aber festes Errichten langsam; und dasjenige, was „ein einziger Tag zu vernichten vermochte, wird vielleicht „ein ganzes Jahrhundert zu seiner zweckmäßigen Herstellung „erfordern. Also kann ich die Verwirklichung dessen, was ich „vorschlage, weder erleben, noch weniger selber zu Stande „bringen, und früh oder spät müßten andere Männer die „Lösung der Aufgabe übernehmen."

„Schließlich glaube ich auch noch allerunterthänigst „bemerken zu dürfen, daß, was den Wunsch anbetrifft, „meine Ansicht durch Versuche geprüft zu sehen, ihre An= „wendbarkeit sich schon längst vor meinen eigenen Augen, „und zwar auf die befriedigendste Weise bestätigt hat. In „meinem früheren Leben ist mir nämlich das Glück „geworden, eine Reihe von Jahren in einem kleinen Staate „zu verleben, dessen innere Einrichtung zwar bis jetzt eben „so unbekannt in Europa geblieben ist, als mir der Name „der Provinz, in der ich regieren sollte, wohl immer bleiben

„wird, in dem aber Religion, Sittlichkeit, Freiheit, Wohl-
„fahrt, Anhänglichkeit an das erhabene Staatsoberhaupt,
„Hingebung für das Vaterland, so allgemein und in sol-
„chem Grade herrschen, daß mir in Europa kein Land
„bekannt ist, dem ich in diesen wichtigen Beziehungen den
„Vorzug geben könnte. Kein Land, mehr als eben dieses,
„in dem Staatsumwälzungen nie die Regierungsform
„änderten, würde sich in der Lage einer bestraften Provinz
„befinden, wenn ihm die heutigen Verfassungs-Grundsätze
„aufgedrungen werden sollten. Seiner tausendjährigen,
„langsam, aber fortwährend sich entwickelnden, mit den
„Bedürfnissen und der Civilisation gleichen Schritt haltenden
„Verfassung, glaube ich besonders, da übrigens die natür-
„lichen Hülfsquellen desselben zu den mittelmäßigsten gehören,
„jene Vorzüge wesentlich zuschreiben zu müssen, und diese
„Verfassung ist es auch, wie Ew. ꝛc. ich nicht verhehlen zu
„dürfen glaube, aus der ich den besten Theil der von mir
„aufgestellten Ansichten, namentlich aber die erblichen
„bürgerlichen Rechte hergenommen habe, weshalb ich
„dieselben, wenigstens da, wo Civilisation und Bedürfnisse
„entgegen kommen würden, für hinreichend erprobt halten
„darf."

„Ich könnte demnach um so weniger die Verwaltung
„einer zu strafenden Provinz übernehmen wollen, als —
„außer dem Wiedersehen des liebenden geliebten Sohnes!
„und der gottgnädigen Erhaltung dessen, was ich noch
„besitze — mir, für meine trauernde kurze Zukunft, wenig
„zu wünschen übrig bleibt."

„Auf die Allergnädigst an mich erlassene, nicht minder
„Ew. ꝛc. in Allerhöchst-Deroselben erhabenster Standeswürde,
„als mich in meiner bescheidenen, dunkelen Stellung ehrende
„hohe Aufforderung, erlaube ich mir daher nur den innig-
„sten allerunterthänigsten Dank in pflichtschuldigster Ehrer-
„bietung abzustatten."

Dieser Entschluß, denke ich, wird den Leser nicht

überraschen, der im Obigen (Seite 184.) schon meine Abdication als König von Frankreich gesehen hat.

Sechster Abschnitt.

Staats-Oekonomien.

> Siehe Dich um, unter allem Volk, nach redlichen Leuten, die GOtt fürchten, wahrhaftig, und dem Geiz feind sind.
> II. Mose, XVIII. 21.

§. 1. Das Budget.

Niemals ist von Staats-Oekonomien mehr geredet worden, als jetzt.

In den Staaten, denen die verführerische engländische Constitution aufgepfropft worden ist, kann man kaum ohne Erröthen das Gezerre der Deputirten-Kammern mit den Ministern der Regierungen über das Ausgabe-Budget verfolgen. Die schönsten Reden haben oft nichts Andres zum Thema, als: Gebt uns doch! — Wir geben Euch nichts! — Wir können aber nicht auskommen! — Weil Ihr Verschwender seid! — Ihr seid Uebelgesinnte! — Ihr seid Verräther! —

Die Minister müssen förmlich auf Eroberung ausgehen, um das Nöthige zu erlangen, und die Kammern stellen sich gegen sie, als hätten sie gegen Plünderer zu kämpfen. Daher Zwietracht, gegenseitiges Mißtrauen, Erbitterung von allen Seiten, leidenschaftliche Parteien, Umtriebe, Zwang, Bestechungen, moralische Ausartung, während hier moralische Gesittung ihren Gipfel erreichen sollte.

In den Staaten, wo keine Kammern sind, wollen die Finanzmänner groß thun mit kleinen Ersparnissen.

Ein unermeßliches Rechnungswesen wird veranstaltet. Längst veraltete und vergessene Rechnungen, welche die Büreaukosten und die Beamtenbesoldungen nicht decken, werden aus dem Grabesstaube der Archive hervorgekramt und revidirt. Kleine Gehalte und Pensionen werden reducirt. Bei den kleinsten Ausgaben wird ein großes Bedenken erregt.

Weil aber die Sicherheit und Würde des Staats es erfordern oder zu erfordern scheinen, so bleiben sich die großen Ausgaben und die großen Pensionen immer gleich, und ist dies nicht der Fall, so werden sie wenigstens nicht geschmälert und vermindert.

Wenn also, durch die directen Steuern, nicht für den Staat auf dem Wege einkassirt wird, wie es zu wünschen wäre, so werden die Ersparnisse auch eben so wenig auf dem Wege gemacht, wie man es wünschen sollte. Dennoch wähnen wir in klugen, wohl gar in den klügsten Zeiten zu leben!

§ 2. Wo zu ersparen ist.

Beobachten Sie den Reichen, den Wohlhabenden. In großen Dingen wird nicht gespart.

Elegante Sommerhäuser werden aufgeführt, große Gärten angelegt. Glänzende Landpartien werden dort im Sommer angeordnet. Im Winter giebt man in der Stadt nicht minder glänzende Bälle in prachtvoll, mit Säulen und Bronze decorirten Sallons. Reiche, mit schönen Pferden bespannte Equipagen donnern die Auffahrt herauf und hinunter. Gold- und silbergestickte Livreen tummeln sich in buntem Schwarm umher. Die Summe, für welche ein anständiges Wohnhaus für mehrere Familien errichtet werden könnte, funkelt in den Diademen, Perlen, Uhren, Nadeln, Ringen, Armbändern und Gürteln einer jeden Dame. Man setzt sich an einen Tisch, wo Gold, Silber und Bronze prangen. Es werden so viel Schüsseln herum-

getragen, daß man, bei Strafe, sich den Magen zu verderben, die Hälfte derselben nur kosten darf. Nicht nur stehen vor jedem Gaste Flaschen von theuern Weinen, um augenblicklich den Durst zu stillen, sondern es werden die stärksten Sorten herumgetragen, um neuen Appetit und Durst zu erwecken, wenn schon im Uebermaß getrunken und gegessen worden ist. Hat man so drei Stunden lang gesessen, so steht man vom Schmausetisch auf, um sich an den Spieltisch zu setzen. Einsätze von einem Dukaten, oder gar von einem Thaler, gelten für mäßige. Man gewinnt oder verliert in zwei Stunden mehrere hundert Thaler, allenfalls Tausende, mit freundlichem Lächeln oder gleichgültigem Gesichte. Sollen bei Hochzeiten, Geburtstagen oder andern Veranlassungen Cadeaux an Ebenbürtige oder Ebenständige gemacht werden, so wird für die angemessene Wahl eine Summe von 20, 50, 100, 500 Thalern nicht in Anschlag gebracht.

Wieviel Arbeit und Sorgen haben alle diese eitlen, überflüssigen Dinge den untern Volksklassen nicht gekostet! Wieviel Unglückliche, Nackte, Hungernde, Frierende, in Verzweiflung unter freiem Himmel Umherirrende könnten nicht mit dem überflüssigen Aufwand, mit dem Verschwendeten, beköstigt, beherbergt, getröstet, vielleicht vor Verbrechen, vor Gefängnissen, vor schmachvollem Tode bewahrt werden! Ein einziges Glas von dem überflüssig getrunkenen oder stehen gebliebenen theuern Weine beträgt soviel, als in Einem Tage der ganze Unterhalt einer armen Familie! Et desiderans saturari micis cadentibus de mensa divitis. (*Luc.* XVI. 21.)

Allein solche Betrachtungen anzustellen ist hier mein Zweck nicht. Den Wohlhabenden und Reichen will ich unter dem Schleier seines splendiden, freigebigen Glanzes aufsuchen, und in den, dem Auge der Welt verborgenen Verhältnissen beobachten.

Der Maurer, Zimmermann, Schlosser, Glaser,

Maler rc., die das Sommerhaus aufgeführt haben, müssen, nachdem ihre Preise herabgesetzt worden sind, sich die Füße ablaufen, um endlich befriedigt zu werden. Spielschulden dagegen werden auf der Stelle bezahlt, und die kostspieligen Gegeneinladungen nicht verschoben. Mit dem Gärtner wird lange gehandelt, bis ihm sein kärglicher Gehalt bewilligt wird. Eben so mit den Dienstboten. Werden sie entlassen, so müssen sie die halb abgetragenen Kleider zurücklassen, damit ihre Nachfolger sie wieder anziehen können, und neue erspart werden. Werden sie krank, so können sie sich nach dem Hospital bringen lassen. Gehorsam, treu, moralisch müssen sie seyn; doch in eine Kirche zu gehen, dazu kann man ihnen keine Zeit geben. Man geht selbst nicht hin, wer sollte unterdessen aufwarten? Die Köchin, welche das Gemüse auf dem Markte kaufte, mußte Groschen, Dreier, Pfennige, der armen Bauersfrau abhandeln. Wird endlich, nach vielen vergeblichen Gängen und Anmeldungen, der Schuhmacher, der Schneider eingelassen, so wird ein lautes Murren über sein Uebertheuern erhoben, und im günstigsten Falle werden ihm wenigstens die Brüche von seiner Rechnung abgezogen. „On laisse manquer „ses gens du nécessaire; on marchande à extinction „avec un misérable manoeuvre, dont les deux sous „rabattus eussent donné de la soupe à sa femme et „à ses enfans." *) Ein unglücklicher Vater dringt bis zu dem vornehmen Herrn, der vielleicht gestern Abend 50 Dukaten im Spiel gewann. Wenn dieser ihm einen harten Thaler vor die Füße wirft, so wähnt er das Himmelreich erkauft zu haben, wenn er sonst an ein solches glaubt.

Wenn der Reiche für eine Theaterloge, um sich des Abends bei einem herzlosen Conzert, oder bei einem neuen,

---

*) Principes philosophiques, politiques et moraux, par le Major Weiss. 4te Ausg. B. I. S. 162. Abschn. Economie.

vielleicht unmoralischen Stück, zu langweilen, fünf bis zehn Thaler ausgiebt, so ist dies eine natürliche, einfache, nothwendige Ausgabe. Das Geld wird kaum angesehen, und mit einer Art verächtlicher Gleichgültigkeit hingeworfen. Sollte einem Kranken, verwaiseten Kindern, einer, durch Unglücksfälle in Verlegenheit gesetzten arbeitenden Familie geholfen werden, wieviel Erkundigungen vorher, wieviel Bedenken und Zweifel, bis man sich großmüthig entschließt, ein Fünf-Thaler-Stück, einen Dukaten, einen Thaler, vielleicht nur ein abgetragenes Kleidungsstück, ein für alle Mal, verabfolgen zu lassen!

Ein Reicher müßte sich zur Regel machen, jedes Mal, wenn er mehr als etwa fünf Thaler für überflüssige, nur Eitelkeit, nur Parade-Vergnügungen bezweckende Dinge: Schauspiele, Bälle, Festlichkeiten, Schmuck, Paradepferde rc. ausgiebt, außerdem noch ein Achtel oder nur ein Zehntel der Ausgabe zu berechnen, und selbiges treulich in seine Armenbüchse zu werfen. Seine fernern Ausgaben der Art könnte er hienach bestimmen. Diese freiwillige, stillschweigende Armentaxe, so gering ich sie zu setzen glaube, würde allein schon mehr einbringen, als zur vollkommenen Unterstützung der natürlichen Armuth in einem europäischen civilisirten Staate erforderlich ist, und der Reiche sich zugleich einen Schatz dort erwerben, wo weder Motten noch Rost fressen, und Diebe nicht nach graben, noch stehlen. (Matth. XVI, 20.) — Aber soll ich mir so grausam die Hände binden? — Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von Ihm; denn er hatte viele Güter. (Matth. XIX, 22.)

Wo ist nun jene Ruhe, jene Gleichgültigkeit für das Geld, welche im Spiele oder beim Schmause affectirt wurde? Ist es noch derselbe Mann? Ja, aber in zwei verschiedenen Welten! Wir sehen ihn jetzt in der wirklichen Welt, dort war er in einer künstlichen, und dieser opfert die Eitelkeit jene auf. Wenige Menschen besitzen Ueberle-

gung und Kraft genug, sich in beiden Welten gleich zu bleiben. Sie geizen in kleinen Dingen, weil sie dabei nicht beobachtet werden, und weil sie von Natur geizig sind. Sie sind liberal in großen Dingen, weil sie en vue sind, und weil die Welt es so thut. Sie wollen sich zeigen, einander überbieten; das nennen sie aber Convenance, und wenn das magische Wort ausgesprochen ist, so schläft das ermattete Gewissen zu sanfter Ruhe wieder ein. Ob die Welt recht thut, ob Mitmenschen leiden, darnach zu fragen, lassen ihnen die Vergnügungen, die, gegen jene künstliche Welt contrahirten künstlichen Pflichten, keine Zeit. Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. (Matth. XIX, 24.)

Ueber die Fehler der Reichen dürfen die Armen eben so wenig zürnen, als die Reichen über die Fehler der Armen. Wären die Armen reich, so würden sie es um nichts besser machen; und, wären die Reichen arm, so würden sie um nichts besser, als die uns bekannten Armen, seyn. Der Gang der Welt wäre immer derselbe. So ist leider der Mittelschlag der Menschen beschaffen. Verschwenderisch in großen Dingen, karg und filzig in den kleinen, das ist ein gewöhnlicher Zug der räthselhaften Menschheit. Nur Männer von höherer Bildung und besondern Geistesgaben, welche die Schule des Unglücks, der Entbehrungen, der Leiden durchgemacht haben, erheben sich bisweilen über dieses allgemeine Niveau.

Die Staaten, die Regierungen dürfen aber nicht bei diesem allgemeinen Niveau stehen bleiben. Sie sind an Macht über alle Menschen erhaben, sie müssen auch durch Einsichten allen Menschen überlegen seyn. Ihr hoher, Alles umfassender, Alles beherrschender Standpunkt allein macht sie schon dazu fähig. Jede Regierung kann und soll die Eigenschaften eines großen Mannes besitzen. Der Staat muß daher die großen Ausgaben nach Möglichkeit

vermeiden. Sind sie aber unvermeidlich, so müssen sie großartig, mit einer der Größe des Staates angemessenen Würde, erfolgen. Mit den kleinern Ausgaben hingegen müssen die Staaten faciler seyn. Eine große Ersparniß mit einem einzigen Object setzt sie in den Stand, eine große Anzahl kleiner Liberalitäten zu machen. Dazu kommt, daß diese Liberalitäten die Anhänglichkeit des Volks für die Regierung befestigen und an dieselbe, durch die Bande der Dankbarkeit, noch mehr fesseln. Die kleinen Ausgaben gereichen zum Vortheil der Bedürftigen; die großen hingegen, oft nur zum Vortheil derjenigen, die schon genug, oder zu viel, haben.

§. 3. Einziehung großer Gehalte.

Der kleine blühende Staat, von dem ich am Ende des vorigen Abschnittes sprach, liefert uns ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Staat große Ersparnisse in großen Dingen machen kann. In demselben sind nämlich die großen Staatsbeamten, sowohl im Militair-, als im Civilfache, unbesoldet. Ihr Gehalt wenigstens ist geringer, als das eines Kanzelleidieners, und reicht kaum dazu hin, die Kosten für Costüme und Uniformen, Schreibmaterialien, Botenlohn ꝛc. zu bestreiten.

Was würden die Folgen einer solchen Einrichtung bei andern Staaten seyn? Es versteht sich vor allen Dingen, daß, wenn einem Beamten einmal ein Gehalt angewiesen ist, er dasselbe so lange, wie seine Stelle, behalten, und er, bei etwaniger Entlassung, dieselbe Pension beziehen müsse, als wenn die Einrichtung nicht statt fände. Ein retroactives Gesetz der Art wäre eine Ungerechtigkeit. Nur beim allmäligen Absterben der hochbesoldeten Beamten müßten ihre Gehalte und Pensionen eingezogen, und erst ihren Nachfolgern die hohen Staatswürden und Beamtenstellen ohne Besoldung verliehen werden.

Auf die Art könnte kein Mißvergnügen bei den bereits Angestellten statt finden; und, was diejenigen anbetrifft,

welche durch ihre Geburt auf höhere Staatswürden Anspruch machen, da es ihnen freisteht, dieselben anzunehmen, oder nicht, so könnten sie sich auch nicht über die neue Maßregel beschweren. Ich setze übrigens voraus, daß sie ihre Majorate, ihre Güter, oder, wie das Vermögen übrigens angelegt seyn möge, ein anständiges, ihrem Range angemessenes Auskommen haben. Daß, für historische vaterländische Familien, oder außerordentliche, aber unbemittelte Männer, Ausnahmen gemacht würden, könnte auch niemand mißbilligen. Diese sind für die Bewegung des Staats, jene für seine Stetigkeit, von hoher Wichtigkeit. Allein Ausnahme sollte nicht Regel seyn.

Ein sehr bemittelter und hochbesoldeter Staatsmann schien in einem Gespräch die Einrichtungen des blühenden Staats zu bewundern. — Auf demselben Wege könnten auch wohl in andern Staaten bedeutende Ersparnisse gemacht werden! — Mais vous plaisantez, Monsieur; voulez-vous nous ramener à l'état de nature! Qui voudrait de charges? — Das ist die Frage: Wer würde mühsame Staatsämter annehmen wollen?

§. 4. Wer?

Der, wie es sich von selbst versteht, welcher, nebst dem hinreichenden Vermögen, Patriotismus, Pflichtgefühl, Ehre, oder besser, Religion, genug dazu hat. Im Kriege, wie ich es schon bemerkt habe, würden Vornehmere sich schämen, nicht augenblicklich, auf den ersten Wink des Feldherrn, auf die feindlichen Batterien loszustürmen, sich in die augenscheinlichste Todesgefahr muthig zu begeben; sollte ich denn ihre Vaterlandsliebe in Friedenszeiten zu hoch anschlagen, wenn ich annehme, daß sie es an Competitoren um die hohen Staatsämter, wären dieselben auch unbesoldet, nicht fehlen ließen? Für eine solche Annahme spricht übrigens schon mannigfaltig die Erfahrung. Ueberall werden gewisse Verwaltungen durch Männer besetzt, die,

obschon unbesoldet, nicht minder für das Allgemeine, mit dem redlichsten Eifer, thätig sind, und bisweilen in ihrem Wirkungskreise eben so viele Angelegenheiten als manche hoch besoldete Beamte zu bearbeiten haben. In dem glücklichen kleinen Staat haben die Competitoren um die unbesoldeten Stellen nie gefehlt.

Daraus folgt freilich, daß wenig Aussichten, höhere Staatsämter bekleiden zu können, für andere, als für hohe, begüterte Familien, bleiben würden, welches, ich weiß es wohl, gar sehr mit den Vorspiegelungen des Zeitgeistes im Gegensatz zu stehen kommt. Staatsersparnisse gehören zu den wichtigsten Bewegungsgründen, welche die Zeitgeistkünstler vorschieben, um die Regierungen umzustürzen; haben sie aber ihren Zweck erreicht, und befinden sie sich im Besitz der Aemter, so ist von jenen Ersparnissen nicht mehr die Rede, sondern sie geben an, daß die Aemter hoch besoldet werden müssen, damit die fähigen Männer, wenn sie auch nicht wohlhabend sind, dazu berufen werden können. Unterdessen spielen sie, so lange wie sie dieselben entfernt halten, und sich selbst am Ruder behaupten können, die Rolle eben solcher Männer und beziehen den bescheidenen Gehalt, den sie sich selber ausgesetzt haben. Daß nicht begüterte, aber tüchtige, ausgezeichnete, für gewisse Aemter besonders geeignete Männer, dazu berufen, und auch ausnahmsweise, da sie nicht begütert sind, besoldet werden, damit sind der Leser und ich schon längst einverstanden. Allein darum sehe ich immer nicht ein, daß, damit der Nicht-Begüterte in seinem Amte leben könne, sämmtliche Beamte, so überflüssig reich sie auch seyn mögen, gleiche Besoldung mit ihm erhalten sollen.

Dies scheint mir um so mehr zu den Staatsausgaben zu gehören, welche füglich zu vermeiden wären, als die außerordentlichen Köpfe immer Ausnahmen seyn, und die vornehmen Familien in der Regel die höheren Staatsämter vorzugsweise erhalten werden. Wann ist es je anders

gewesen? Läßt sich hoffen, daß es je anders werden könne, und werde?

Häufige Beispiele, daß fähige Köpfe sich aus den niedern Ständen zu den höchsten Staatsämtern aufgeschwungen haben, liefert uns die Geschichte der Revolutionszeiten, namentlich der letzten, und die Revolutionen würden wenigstens diese gute Seite darbieten, wenn die, durch sie, aus dem Staube hervorgerufenen fähigen Köpfe, auch immer das Herz auf der rechten Stelle hätten. Mit dem Frieden sind aber, zu allererst gerade in diesem Punkte, während es in vielen andern eher zu wünschen gewesen wäre, die alten Gewohnheiten und Ansichten wieder eingekehrt. Darum wollen wir die Revolutionszeiten nicht zurückwünschen. Die Hoffnung, wie historische Familien, wie außerordentliche Köpfe, wie einflußreiche Begüterte, zu hohen Staatsämtern zu gelangen, und dann vom Gehalte zu leben, ist ein unglücklicher Wahn, der nur dazu dient, die Menge der jungen Leute, welche in einer andern Lage das Leben erhielten, von der ihnen durch die Vorsehung vorgeschriebenen Laufbahn abzulenken, den Ehrgeiz zu reizen, die Eigenliebe zu bethören, überspannte Erwartungen und Ansprüche zu erwecken, und Mißmuth in allen Ständen zu verbreiten. Mißmuth in den nicht begüterten, oder nicht durch Geburt ausgezeichneten Ständen; weil sie in ihren Ansprüchen und Erwartungen getäuscht werden. Mißmuth in den, durch Geburt und Güter begünstigten Ständen; weil sie es desto unwilliger ansehen müssen, wenn man sie aus der ihnen durch Geburt vorgezeichneten Laufbahn zu verdrängen sucht, als sie nicht füglich eine andere wählen können.

§. 5. Schuldigkeit.

Wer nur das Leben hat, der verdankt dem Staate nur das Leben. Wer Vermögen besitzt, der verdankt dem Staate, nebst dem Leben, auch noch das Vermögen.

Was aber soll er mit dem Vermögen anfangen? Noch mehr an sich ziehen? Das kann er unmöglich anders thun, als dadurch, daß Andere um so viel ärmer werden. Von Einzelnen wird Vermögen nicht geschaffen, sondern nur gesammelt. Das habe ich längst dargethan.

Dem Reichen kommt es also zu, und es ist seine Schuldigkeit, sich dem Staatsdienste freiwillig zu widmen.

Der Nicht-Begüterte erwerbe, sammle erst auch Vermögen, und dann mache er auch Ansprüche auf gleiche Ehre unter gleichen Bedingungen.

§. 6. Männer-Sieb.

Es klingt nicht sehr liberal; allein die Reichen und Großen eignen sich besser zur Regierung, als die andern Stände. — Wie so? Sind die Nicht-Reichen nicht eben so gut Menschen, wie die Reichen? — Eben darum, weil die Reichen Menschen sind, kommen unter ihnen eben so viel ausgezeichnete Köpfe, als unter den Nicht-Reichen zum Vorschein.

Vor den Nicht-Reichen werden aber diese Köpfe immer den wesentlichen Vortheil voraus haben, daß ihnen mehr Mittel für die eigne Ausbildung zu Gebote stehen. Es kommt auch noch der Umstand hinzu, daß die Ausbildung eines Staatsmanns eine eigenthümliche ist. Die schönen Künste, noch mehr die Literatur, die Wissenschaften, die forschende Moral-Philosophie veredeln, erhöhen sie; sie erfordert aber wesentlich eine Sach-, Personen- und Weltkenntniß, deren Mangel durch bloß wissenschaftliche Bildung nicht ersetzt wird. In dieser Schule wird der Große, der Reiche geboren, während sie den andern Ständen meistens abgeht.

Sind die hohen Stellen unbesoldet, so ziehen sich nicht bloß diese Stände zurück, sondern auch noch die Reichen und Großen, die, ohne den Beruf in sich zu fühlen, aus Ehrgeiz oder nur in der Absicht, ihren Reichthum noch zu ver-

vermehren, nach denselben trachten. Die Ehrenmänner, welche diese Stellen aus patriotischem Eifer annehmen, sind unabhängiger, sprechen, wo es Noth thut, freier, aufrichtiger. Die eignen Aufopferungen an Zeit und Mühe für das Vaterland binden sie noch mehr an dasselbe. Von allen verabschiedeten Soldaten sind es gerade die Krüppel, welche von kriegerischem Eifer, von glühender Liebe für die Dynastie, für den General, für den Hauptmann, für das Vaterland, am längsten und lebhaftesten entbrennen. Manche unbesoldete Staatsbeamte können freilich weniger glänzende dinés geben, Equipagen halten, und sich mit Luxusartikeln umgeben. Aber für das Angaffen dieser Spielereien werden sie, durch wahre Achtung und Liebe von Seiten des Volkes, reichlich entschädigt. Wenn Bewunderung ein Mal statt finden soll, so gestehe ich gern, ich würde den mauvais goût vorziehen, daß man weniger mein Haus, meine Gemälde, meine Pferde, mein Tafelgeräth, meine Schüsseln, meine Weine, meine Lakaien, als meine persönlichen Tugenden bewunderte.

§. 7. Nicht Alles ist auf Einen Leisten zu schlagen.

Es ist ein ziemlich allgemein angenommener Grundsatz, daß der Staat nicht den Mann, sondern die Stelle besoldet, so, daß der unbemittelte und der bemittelte Staatsbeamte, der, mit einer zahlreichen Familie beladene und der kinderlose oder unverheirathete, auf gleiche Linie gestellt werden. — Was gehen, antwortete mir ein, durch seine Stellung einwirkender Staatsbeamter, als ich hierüber meine Meinung aussprach, was gehen persönliche Verhältnisse und Kinder den Staat an? Der Staat braucht Dienste, und kann daher nur Dienste berücksichtigen. — Das klingt richtig und abgemacht, wie eine Kassenrechnung, und ist es doch nicht. Der Staat braucht keine Dienste, sondern nur Wohlfahrt. Wohlfahrt ist der Zweck, und Dienste sind

nur Mittel. Die Dienste sollen durch die Wohlfahrt bedingt werden, und nicht die Wohlfahrt durch die Dienste.

Die Ansicht hält also schon an sich nicht Stich. Es kommt aber noch mehr dazu. Wer Frau und Kinder ernähren kann, dem wird die Begründung einer Familie, obschon nicht streng, nicht gesetzlich, doch sittlich, doch staatsbürgerlich, zur Pflicht gemacht. Ein Hagestolz und ein Philanthrop stehen ziemlich auf gleicher Linie. Der Familienvater hat also schon ein Verdienst mehr, als der Unverheirathete, und selbst als der kinderlose Verheirathete. Durch zweckmäßige Erziehung seiner Kinder erwirbt er sich aber für den Staat ein größeres.

Die Generationen erneuen sich von 30 zu 30 Jahren. Wenn man also den Staat im Ganzen annimmt, so wird der Staat in 30 Jahren ausgestorben seyn. Alle Häuser in Städten und Dörfern werden leer seyn, Alles öde, Alles unbewohnt, wie am Schöpfungstage. Der Wind sauset klagend über unsere Gräber — wie über das Grab!.... hinweg. Kein Klageton menschlicher Stimmen erhebt sich. Nicht Vogelgesang läßt sich hören, noch lassen sich Thiere sehen. Höre ich nicht noch das Bellen des Hundes, des treuen Menschen-Gefährten? Täuschung! Dasselbe Schicksal trifft Alles. Wir selbst, die wir zum Voraus in den unermeßlichen Kirchhof, auf die verlassene Erde blicken, wir selbst ruhen im Grabe, und wissen nicht einmal, wo unser eigenes Grab liegt! —

Doch der Staat ist ewig, und steigt, wie der Phönix, fortwährend aus seiner Asche hervor. Wer aber bewirkt für diese Welt die allgemeine Auferstehung der Todten? Aus was für Leuten wird also der Staat in dreißig Jahren bestehen? Aus denen, welche die Familienväter zum Daseyn hervorgerufen, und welche sie das Glück haben — zurückzulassen. Also von den mit Kindern von Gott beschenkten Familienvätern hängt das künftige Daseyn des Staates ab.

Stellt man also zum Grundsatz auf, daß der Hage-

stolz und der Familienvater auf gleiche Linie gesetzt werden sollen, weil der Staat nur die ihm unmittelbar geleisteten Dienste berücksichtigen könne, so sagt man mit andern Worten: Wir wollen für den Augenblick sorgen; die Folge kümmert uns nicht: Après moi, le déluge!

Vielleicht, geneigter Leser, bist Du Familienvater; vielleicht weißt Du, was Pflege und Erziehung der Kinder kosten! Der Kinderlose, der Hagestolz hat in der Regel keine Vorstellung davon, ob er auch schon nicht weniger, wie ein anderer, sein Daseyn, und was er ist, eben denselben Sorgen verdankt. Wenn der Kinderlose, oder der Hagestolz, und der Familienvater auf gleiche Linie gesetzt werden, so ist der Schluß offenbar: Entweder muß der Familienvater in Noth schmachten, oder der Hagestolz im Ueberflusse schwelgen. Also derjenige, der für seinen Theil den Staat in die Erde scharrt, wird belohnt, und derjenige, in dem der Staat wieder auflebt, wird dafür bestraft. Der Staat wird es aber zuletzt auch mit, weil die Kinder nicht die Erziehung erhalten, die er ihnen bei andern Kassengrundsätzen geben könnte, und der künftige, der auferstandene Staat allein aus eben den jetzt erzogenen Kindern bestehen wird. Consequenter waren die Römer. So behaupten sich einseitige Grundsätze, die im ersten Augenblick den Schein der Ordnung, der Gerechtigkeit an sich tragen, und vor dem Licht, wie die bunten Schatten an der Wand, verschwinden.

§. 8. Ergebnisse und Hoffnungen.

Meine Ansicht wäre die, daß hohe Staatsbeamte keine Besoldung erhielten, weil der wohlhabenden Familien genug sind, die nach der Ehre streben; daß die mittlern Beamten nur eine subsidiarische Besoldung, nach Maßgabe ihres Vermögens, erhalten sollten; daß, wenn sie von ihrem Vermögen leben können, sie auch für die Ehre arbeiteten, und daß auch nur solche, wenn man nicht durch besondere

Umstände anders zu verfahren genöthigt wäre, zu dem Ehrenposten befördert würden.

Besondere Titel und Orden, selbst Adel, wie in Rußland, oder — wie in England und Frankreich, die Pairswürde, aber nicht bloß der Politik wegen, — könnten ihnen zur verdienten Auszeichnung verliehen werden. Besoldungen sollten nur für die Aemter regelmäßig eintreten, welche von der Art sind, daß die damit verbundene Ehre nicht hinreicht, um vermögende Competitoren zu bewegen, sich um dieselben zu bewerben. Wenn indessen ein begüterter Staatsbeamter durch unglückliche Umstände sein Vermögen einbüßen sollte, so müßte er so besoldet werden, daß er fernerhin auf den, seinem Range angemessenen Fuße leben könnte.

Auf die Art würden die Staaten unermeßliche Ersparnisse machen. Man würde zu den indirecten Abgaben nicht mehr seine Zuflucht zu nehmen brauchen. Die Reichen würden einen edlen Gebrauch von ihrem Vermögen machen, die Armen weniger gedrückt werden, die untern Classen sich nicht zu den Aemtern drängen, dagegen mehr Spielraum haben, um selbst auch zum Wohlstand zu gelangen, weil die Reichen, eine edlere Richtung nehmend, als Reichthum auf Reichthum zu häufen, sie nicht, oder doch weniger, durch ihre Concurrenz erdrücken würden.

In unglücklichen Kriegszeiten, wie wir sie erlebt haben, ein Heer von Beamten, die nur von dem Gehalte leben können: welche Last für die Staaten, welche Noth unter den Beamten, welche Versuchungen für unglückliche Familienväter! Zu allen Zeiten würde der künstlichen Armuth, bis in ihre verborgensten Quellen eingreifend, und kräftig entgegen gearbeitet werden, wenn mein Vorschlag in's Leben träte.

Wenn der Staat auf Eigenthum fußt, so scheint es natürlich, daß Eigenthum den Staat leite.

Von allen Vorschlägen, welche hier gemacht werden,

sind es aber gerade die eben genannten, an deren dereinstige Verwirklichung ich am allerwenigsten glaube. Keine sind auf Gehalte und Zulagen begieriger, keine sind weniger bereit, Aufopferungen für Andere zu machen, als gerade die Reichen: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe!

Doch werde ich mich herzlich freuen, wenn sie sich vereinigen und mich des Gegentheils durch die That überführen. Dann wird man auch sagen können, sie sind nicht mehr, was sie zu Christi Zeiten waren, und Gottes Reich ist nahe.

Siebenter Abschnitt.

Staatspapiere.

§. 1. Zusammenhang der Staatspapiere mit indirecten Steuern.

Von allen indirecten Steuern sind die zinsbaren Staatspapiere die verderblichsten, aber die verstecktesten.

Die verstecktesten, weil die Einzelnen dabei nichts auszugeben, und nur zu erhalten scheinen. Man bezahlt die gewöhnlichen Steuern, denkt, sie seien für den gewöhnlichen Unterhalt des Staates nothwendig; aber ein bedeutender Theil des Ertrages muß zur fortwährenden Zahlung der Zinsen und Zurückzahlung der Capitalien verwendet werden. Sie sind indirecte Steuern von indirecten Steuern; Steuern, welche sich noch weiter im Hintergrunde hinter versteckte Steuern verstecken.

Die verderblichsten: Ein Mal; weil sie zum Theil die andern indirecten Steuern veranlassen; weil es zweifelhaft ist, ob die Staaten diese Steuern aufheben oder ermäßigen werden, wenn auch die Schulden, welche jene veranlassen, abgetragen sind; weil sie, auf keinem Eigen-

thum beruhend, doch mit dem Eigenthum concurriren; weil sie nicht, wie Privat-Anleihen, zur Hervorbringung neuer Capitalien, sondern nur zur Deckung von Lücken, durch Lücken, bestimmt sind. Fürs Zweite; weil sie dem Lande, den Gewerben, die Capitalien entziehen, und dabei der Ertrag der, von den Gewerben und von dem Lande, getragenen directen und indirecten Steuern nicht in den Staatskassen bleibt, sondern, als Zinsen, in die Hände der Speculanten und Reichen, oft des Auslandes, übergeht. Endlich; weil sie, wegen ihrer Bequemlichkeit, und weil der Staat den, auf Hypotheken entleihenden Privaten überbieten muß, den Zinsfuß so hoch treiben, daß der Private, besonders aber der Ackerbautreibende, nur noch mit Nachtheil entleihen kann.

§. 2. Der mit der Tilgung selbst verbundene Uebelstand.

Ob die verschuldeten Staaten den ganzen Nachtheil der zinsbaren Staatspapiere ermessen, weiß ich nicht. Doch glaube ich nicht, daß alle muthwillig Schulden machen. Einige sind vielmehr ernstlich bemüht, die, einmal nothgedrungen gemachten, allmälig abzutragen. Hiebei entsteht aber wieder ein großer Uebelstand, der immer auf die steuerbaren Staatsbürger zurückfällt.

Die Staatspapiere wurden nämlich bei Weitem unter ihrem Nominalwerth ausgegeben und von den Capitalisten acquirirt. Wenn der Staat sie wieder einzieht, so steigen sie bis al pari und darüber hinaus. Also muß der Staat nicht nur zu hohe Zinsen tragen, sondern außerdem ein Capital zahlen, das er nicht empfing.

Das zahlt aber der Staat nicht, sondern die steuerbaren Staatsbürger.

Also müssen die steuerbaren Staatsbürger den reichen Capitalisten nicht nur mit zu hohen Zinsen, sondern auch mit Capitalien beschenken.

Durch den, auf den zinsbaren Staatspapieren haftenden Fluch wird also der Staat zum Wucherer, zu Gunsten der Reichen, auf Kosten der besteuerten Unbemittelten und Armen.

§. 3. Coupons-Stempel.

Die Staaten erheben Steuern auf Wein, Zucker, Thee, Kaffee. Niemand darf versiegelte Briefe tragen, damit der Ertrag des Postgeldes nicht geschmälert werde. Verträge aller Arten von einem gewissen Belang müssen auf gestempeltes Papier geschrieben seyn. Wechsel werden gestempelt. Spielkarten sind, wie dies ganz angemessen ist, mit einer, in Bezug auf den Materialwerth, sehr hohen Steuer belegt. Sollten denn die Staaten nicht das Recht haben, die Coupons, die auch eine Art Spielkarten sind, mit einer Steuer zu belegen? Wäre es unbillig, wenn sie es thäten?

Wenn die Staatspapiere einmal ausgegeben sind, so hat der Staat keinen Vortheil, daß sie den Werth übersteigen, für den sie ausgegeben worden sind. Wenn er sie einlösen will, so würde er weit mehr Vortheil finden, wenn sie, statt gestiegen zu seyn, gefallen wären. Billig aber wäre es, wenn sie gleichen Werth behielten.

Für einen nicht ganz erschöpften Staat würde es verschiedne Mittel geben, das bedeutende Sinken der Papiere zu verhindern: Prämien, Erhöhung des Zinsfußes, Realisations-Büreaux. Um aber dem bedeutenden Steigen derselben am zweckmäßigsten Schranken zu setzen, und daher den Staat und mithin die steuerbaren Staatsbürger von der Rückzahlung nicht ausgelieferter Capitalien zu befreien, könnte füglich eine Stempel-Abgabe auf die Coupons gelegt werden. Unmittelbare Herabsetzung des Zinsfußes ist viel umständlicher und schwieriger. Verlosungen al pari befreien nicht die Steuerbaren, das ganze Capital zu bezahlen, wofür die Staatspapiere unter al pari ausge-

geben worden sind. Das Sprüchwort sagt: Wer über den Hund springt, springt auch über den Schwanz. Die Verlosungen thun weiter nichts, als daß sie den Schwanz abschneiden, um dann über den Hund, ohne zugleich über den Schwanz zu springen. Durch einen Coupons-Stempel würde aber ein zweifacher Vortheil für den Staat erwachsen. Ein Mal würde das überflüssige Capital nicht zu bezahlen seyn, weil die Papiere nicht so hoch steigen würden. Dann würde der Staat eine baare Einnahme haben, wodurch die zu zahlenden Zinsen mittelbar vermindert würden.

Und dann, setzt lächelnd der Banquier hinzu, würden wir keine hiesige Papiere kaufen! — Dank, daß Sie mich darauf aufmerksam machen! So wie die auswärtigen Lotterien, verpöne ich demnach auch die ausländischen Papiere, oder belege sie wenigstens mit dem zwei- oder dreifachen Stempel. Die Conto-Bücher werden mir für Contravention Bürgschaft leisten.

§. 4. Was Staatspapiere nur seyn sollten.

Warum sollen die Staaten in Dingen, wie die öffentlichen Bedürfnisse, welche sich ein jeder an seinen fünf Fingern abzählen kann, indirect, versteckt, verfahren?

Das Eigenthum der Einzelnen gehört dem Staate, und der Einzelne muß zufrieden seyn, wenn der Staat ihm den Nießbrauch davon überläßt, denn darauf allein beschränkt sich das Recht des Einzelnen auf das Eigenthum. Der Staat ist die Garantie des Eigenthums; und, wenn der Staat in Noth ist, so ist auch das Eigenthum der Einzelnen in Gefahr, und der Einzelne muß daher, sowohl für sein eigenes Interesse, als aus schuldigster Pflicht, mit seinem Eigenthum dem Staate zu Hülfe kommen.

Zinsbare Staatspapiere, welche auf keinem Eigenthum beruhen, müßten demnach gar nicht ausgegeben, sondern nur zinsbare Pfandbriefe in Umlauf gesetzt werden. Der Staat

Staat bildet Eine Familie, ist eine moralische Person, wie jeder Staatsbürger. Wenn der Staat entleiht, so müßte er also auch, wie jeder Staatsbürger, zu entleihen suchen.

§. 5. Wie sind die Pfandbriefe zu bewerkstelligen?

Der Staat besitzt aber nicht Eigenthum, das zur Hypothek dienen könnte, denn sein ganzes Eigenthum befindet sich in den Händen der Einzelnen. Also die Eigenthümer aller Arten, es versteht sich, nicht von Summen, sondern nur von Sachen, und nur zum Belang der Sachen, müßten allein die Creditoren des Staates werden.

Zu gezwungenen Anleihen würde man nur in den seltensten Fällen Zuflucht nehmen müssen. Da der Staat höhere Zinsen bezahlt, als der Eigenthümer, so würde der Eigenthümer selbst freiwillig entleihen, um dem Staate vorschießen zu können. Er würde aber nicht zu entleihen, sondern nur dem Staate Pfandbriefe, die keinem Cours unterworfen sind, zu überliefern brauchen, welche er im Nothfall, ganz oder zum Theil, mit baarem Gelde einzulösen verpflichtet wäre, wofür er aber unterdessen die vollen ergiebigen Zinsen, als hätte er bereits das Geld baar ausgeliefert, beziehen würde. Da nun der Summen-Capitalist nicht mehr dem Staate unmittelbar leihen könnte, so würde er den Eigenthümer wählen müssen, um seine Capitalien auf Zinsen anzulegen.

§. 6. Heilsame Folgen.

Das Erste, das, bei einer solchen Einrichtung der Staatsanleihen, in die Augen springt, ist, daß das Blatt sich so wenden würde: Daß der Staat nicht mehr mit dem Lande, mit den Fabriken ꝛc. zur Einsaugung der Capitalien unmittelbar concurriren würde; daß der Zinsfuß genau von der Nachfrage nach den Capitalien abhängen würde; und, daß der Grundeigenthümer, welcher der Grundstaatsbürger ist, nicht Zinsen von nicht empfangenem Capital

mittelst der Steuern zu zahlen haben, sondern selbst vortheilhafte Zinsen für wirkliches Eigenthum empfangen würde.

Zugleich würden Eigenthümer und Capitalisten nicht durch die Zwischenwand der Regierung von einander abgeschnitten werden. Sondern, der Capitalist würde daran gewöhnt bleiben, dort seine Capitalien unterzubringen, wo sie, in der Regel, untergebracht werden müßten.

§. 7. Einwendungen.

Der geneigte Leser macht mir mehrere Einwendungen. Doch finde ich keine, die nicht leicht beseitigt werden könnte, wenn es hier der Ort wäre, sich in das Umständlichere einzulassen. Ein Capitalist ruft mir zu: Sie wollen also den Eigenthümer auf meine Kosten begünstigen und mir meine Zinsen schmälern! — Nicht doch! Was ich will, ist nur, daß Sie selbst nicht auf Kosten des Eigenthümers, besonders aber des Landwirths und des Gewerbetreibenden, ihr Summen-Vermögen ohne Zuthun Ihrerseits vermehren. Uebrigens steht es Ihnen auch frei, Eigenthümer zu werden; und, was die Schmälerung der Zinsen anbetrifft, so ist es eine vergebliche Furcht. Da der Staat eine große Masse von Capitalien verlangt, so steigen auch die Zinsen. Wenn Staatspapiere auf die gewöhnliche Art ausgegeben werden, so sind Sie, das gestehe ich, bedeutend im Vortheil gegen die Nicht-Capitalisten. Solches zu verlangen, haben Sie aber keinen billigen Grund, und gewiß werden Sie es auch zugestehen. Es fragt sich sogar, ob Sie, wenigstens für die Zukunft, gegründete Ursachen haben, es zu wünschen.

§. 8. Wettkampf zwischen Stadt und Land, und Wieder-Annäherung.

Es schwebt mir vor, als hätte ich in einer Stelle der vorigen Abtheilung das, durch die Staatspapiere über das

flache Land verbreitete Unglück so geschildert, als wenn es zu dem gänzlichen Ruin des flachen Landes und dessen gänzlicher Eroberung durch die städtischen Summen-Capitalisten führen müßte.

Bei dem Fortbestehen der vorhandenen Staatspapiere und ihres Zinsfußes, bei Creirung neuer, würde und müßte dies der Fall seyn. Allein die Staaten fangen schon an, nicht bloß die Papiere einzulösen, sondern auch den Zinsfuß derselben herabzusetzen.

Nicht weil die Reichthümer in den Staaten sich so urplötzlich vermehren, steigen jetzt die Papiere so hoch, und fallen die Zinsen so herunter, sondern weil die Staaten eine Menge Capitalien zurückzahlen, und weil der Capitalist nicht weiß, wo er sie sonst unterbringen soll. Die nächste Folge davon wird seyn, daß die liegenden Gründe, und mithin die Producte, bald im Preise, vielleicht über die Maßen, wieder steigen werden.

Die Zeit ist also nahe, wo das Blatt sich für die städtischen Summen-Eigenthümer wenden, wo die Staatspapiere, welche ihren Wohlstand urplötzlich erhoben, während das flache Land seufzte, sie an ihrer Reihe zum Seufzen, und das flache Land zum Athemholen bringen dürften.

Das Vermögen der städtischen Reichen besteht, zum bedeutenden Theil, bisweilen ganz, in Staatspapieren. Manche Rentiers leben nur von den durch den Staat bezahlten Zinsen. Wenn nun der Staat den Zinsfuß herabsetzt, und der Preis der Landproducte mit dem der liegenden Gründe sich hebt, so ist für diejenigen, die bis jetzt von Staatszinsen lebten, das Ergebniß klar: Ihr Wohlstand wird an beiden Enden verkürzt. Und, wenn die auf Staatspapiere angelegten Capitalien ihnen gar zurückgezahlt werden, wo und zu welchem Zinsfuße werden sie dieselben unterbringen können?

Das flache Land hat sich mehrere Decennien hindurch, ohne sie, behelfen müssen. Es ist aus der Gewohnheit

gekommen, die benöthigten Capitalien in den Städten zu suchen, wo sie ihm durch die Regierungen so lange Zeit vor der Hand weggerafft worden sind. Ehe nicht gegenseitiges Vertrauen erwacht, zuverlässige Bekanntschaften gemacht werden, und die neue Gewohnheit ausgebreitete Wurzeln schlägt, kann der bezweckte Verkehr zwischen Land und Stadt nicht wieder in's Leben treten. Unterdessen wird der Herr Stadt-Capitalist vielleicht ausrufen: Wirklich; wenn man es doch nur so angefangen hätte, wie der Verfasser meinte!

§. 9. Schlußbemerkung in Bezug auf Land und künstliche Armuth.

Die Staatspapiere sind, nach dem Kriege, die größte temporäre Quelle künstlicher Armuth, die Nachwehen der letzten Revolutionen, aus denen diese um so leichter wieder hervorbrechen könnten, als die Berathungen über Staatsschulden schon ihren ersten Ausbruch zu Wege brachten. Wenn die vorgeschlagenen Staats-Pfandbriefe, anstatt der gewöhnlichen Staatspapiere, bei den zu machenden Anleihen eingeführt würden, so würde der Erguß dieser Hauptquelle künstlicher Armuth kaum noch fühlbar seyn, und wenigstens kein Verhältniß mehr gestört werden, keine unnatürliche Umkehrung des Besitzthums mehr statt finden.

Die Städte sind, ich wiederhole es, nur Auswüchse des Landes. Das Land aber, weil es das Eigenthum begründet, ist die Basis des Staats. Durch eben dieselbe Maßregel würde das Land, anstatt widernatürlich in den Auswuchs der Städte verwandelt zu werden, wieder, wie dies in der Natur der Dinge liegt, als Basis des Staates erscheinen: eine festere, als die speculirenden Banquiers und ihre imaginären, fingirten Summen.

Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Starcke.

